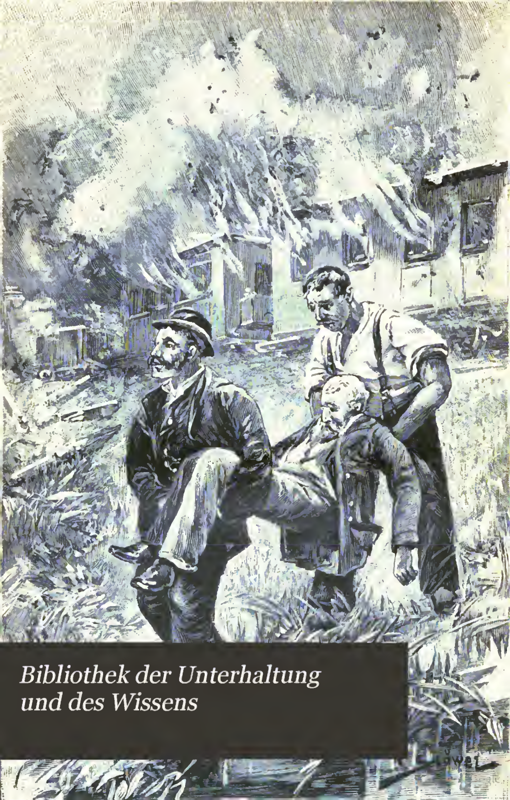
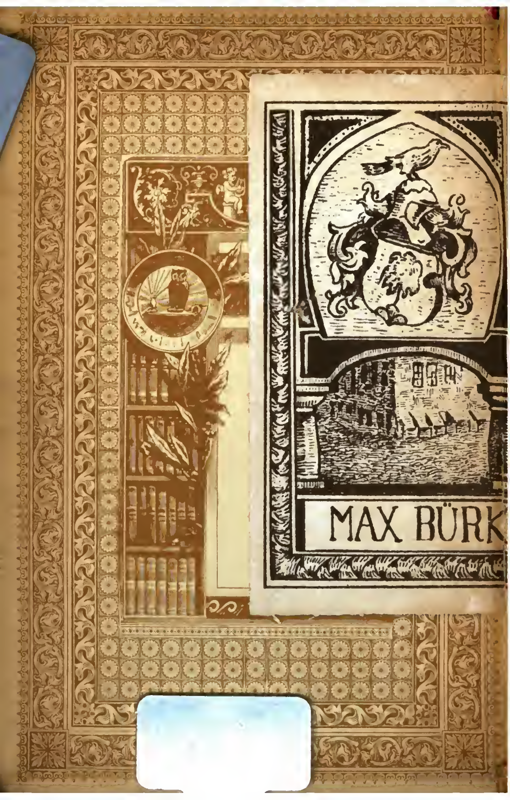


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


MAX BÜRK



/71.

es

eft

Pfg.

Erinne-
Veran-
Hinsicht
schichte.
nlein
scheinen
urch die
günstige
wa eine
züge in
eue An-
en Auf-
Zusätzen
aße er-
ichte —
t haben,
Karten

und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpedienten ꝛc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Zu der Erzählung „Zug 518". Von W. Berdrow, (S. 97)
Originalzeichnung von W. Stöwer.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

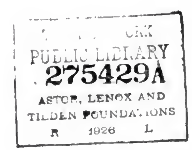
Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Zweiter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.





Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.





Die Gewalten der Tiefe.

Roman von **Lothar Brenkendorf.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Achtes Kapitel.

Durch einen in knappen und bestimmten Ausdrücken abgefaßten Brief war die Volksschullehrerin Helene Mayburg aufgefordert worden, sich Nachmittags vier Uhr bei dem Stadtrath Gotthelf Schreiner einzufinden. Sie wußte, daß die Aufsicht über das städtische Schulwesen zu den amtlichen Obliegenheiten dieses Herrn gehörte, und da sie sicher war, sich in ihrer Thätigkeit keines Fehlers schuldig gemacht zu haben, folgte sie ohne jedes Bangen dem an und für sich etwas auffälligen Befehl.

Man ließ sie eine Weile im Vorzimmer warten, und als sie endlich die Erlaubniß erhielt, in das Arbeitsgemach des Stadtraths einzutreten, war sie ein wenig befremdet durch den Empfang, den ihr der Herr des Hauses zu Theil werden ließ. Sie war schon früher wiederholt mit ihm in Berührung gewesen und hatte stets eine freundliche Behandlung erfahren, heute aber neigte der Stadtrath in Erwiederung ihres bescheidenen Grußes nur leicht den Kopf und deutete mit einer kurzen Handbewegung auf den neben seinem Schreibtisch stehenden Stuhl.

„Sie vermuthen ohne Zweifel bereits, aus welcher Veranlassung ich Ihr Erscheinen gewünscht habe," eröffnete er in einem nichts weniger als liebenswürdigen Tone das Gespräch. „Es wäre mir lieb, wenn Sie dazu beitrügen, diese peinlichen Auseinandersetzungen so kurz als möglich zu gestalten."

Er heftete dabei einen so strengen und durchdringenden Blick auf ihr Gesicht, daß sie fühlte, wie ihr trotz ihres reinen Gewissens das Blut in die Wangen stieg. Sie mußte all' ihren Muth zusammennehmen, um ihm zu erwiedern, daß sie vollkommen ahnungslos sei, und sie begriff nicht, weshalb bei dieser Antwort die Miene des Stadtraths eine noch unwilligere wurde.

„Das thut mir leid," sagte er, „denn ich sehe mich dadurch genöthigt, Dinge auszusprechen, die ich Ihnen lieber erspart haben würde. Sie wissen, daß man von einer Lehrerin nicht nur die Befähigung für ihr Amt, sondern auch einen tadellosen Lebenswandel verlangen muß, wenn ihr vertrauensvoll die geistige und sittliche Erziehung eines heranwachsenden Geschlechts überlassen werden soll. Ich habe es bei Ihrer Anstellung nicht für nöthig gehalten, das besonders zu betonen, weil ich mich damals in dem Glauben befand, daß es Ihnen gegenüber dessen nicht bedürfe. Es ist mir sehr peinlich gewesen, mich in dieser Voraussetzung durch meine neuerlichen Erfahrungen getäuscht zu sehen."

Helene verstand noch immer kaum, was er ihr eigentlich zum Vorwurf machen wollte; aber die unbestimmte Empfindung, daß sich eine schwere Anschuldigung hinter seinen mit so nachdrücklichem Ernst gesprochenen Worten verbarg, ließ sie im innersten Herzen vor Scham und Entrüstung erbeben.

„Ich muß um eine nähere Erklärung bitten, Herr Stadtrath," brachte sie mühsam hervor.

„Beantworten Sie mir gefälligst vorher einige Fragen. Können Sie bestreiten, in Ihrer Wohnung häufig den Besuch junger Herren empfangen zu haben, welche Sie Ihrer ehrbaren Wirthin gegenüber fälschlich als nahe Verwandte bezeichneten?"

Helene war aufgestanden, aber sie mußte sich mit beiden Händen auf die Stuhllehne stützen, weil sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte.

„Das ist eine Verleumdung!" stammelte sie mit farblosen Lippen. „Wie komme ich dazu, ein solches Verhör zu bestehen?"

„Es steht Ihnen ja frei, mir die Auskunft zu verweigern. Nur in Ihrem eigenen Interesse wollte ich Ihnen Gelegenheit zu einer Rechtfertigung geben, ehe ich meine Maßregeln treffe. — Sie erklären also jene Behauptung für eine Unwahrheit? Sie haben niemals einen Herrn, dessen Besuch Sie erhielten, für Ihren Verwandten ausgegeben, ohne daß er es gewesen wäre?"

Die junge Lehrerin senkte den Kopf und verstummte.

„Sie dürfen nicht erwarten, mein Fräulein, daß ich mir dies Schweigen zu Ihren Gunsten deute. Es wäre mir wahrscheinlich niemals eingefallen, mich um Ihre Privatangelegenheiten zu kümmern, wenn Ihr Verhalten nicht augenscheinlich in weiteren Kreisen Anstoß erregt hätte. Es sind mir im Verlaufe weniger Tage nicht weniger als vier anonyme Briefe zugekommen, die zwar von verschiedenen Absendern herrührten, mit geringfügigen Abweichungen aber die nämlichen Anschuldigungen enthielten. Die Verantwortung, welche mir mein Amt auferlegt, ist zu groß, als daß ich diese Zuschriften hätte unbeachtet lassen dürfen."

Helenens Augen füllten sich mit Thränen, und wie zu einer verzweifelten Bitte erhob sie die Hände.

„Ich weiß nicht, Herr Stadtrath, wodurch ich mir den

Haß dieser unbekannten Leute zugezogen haben kann. Aber es ist entsetzlich, daß man ihnen Glauben schenkt. Eine so grausame Beschimpfung habe ich wahrhaftig nicht verdient."

„Trotzdem aber mußten Sie mir vorhin, als ich eine bestimmte Frage an Sie richtete, die Antwort schuldig bleiben."

„Ich kann Ihnen darauf nicht antworten — ich kann nicht! Aber mein Gewissen ist rein, ich schwöre es bei dem Andenken meiner Eltern."

„Sie sollten das lieber nicht thun, Fräulein Mayburg, denn ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt. Ich hatte eine zu gute Meinung von Ihnen, um diesen anonymen Verdächtigungen ohne Weiteres Glauben zu schenken. Aber mein Sohn, der nichts von alledem wußte, ist in einem hiesigen Restaurant Ohrenzeuge eines Gespräches gewesen, das mein Vertrauen in die Lauterkeit Ihrer Lebensführung denn doch sehr stark erschüttern mußte. Der Name v. Treysa ist Ihnen bekannt, nicht wahr?"

Die Gluth, die jäh in ihrem bleichen Antlitz aufflammte, mußte ihm wohl Antwort genug sein; denn er fuhr fort, ohne ihre Bestätigung abzuwarten: „Wenigstens rühmte sich dieser Herr im Kreise einiger jungen Offiziere und Juristen sehr laut der Eroberung, die er an Ihnen gemacht habe, und seine Ausdrucksweise war eine nicht eben zarte."

Helene richtete sich hoch auf. Ihre Schwäche war mit einem Male überwunden, und ihre Augen blitzten in heiligem Zorn.

„Das ist nicht wahr!" fiel sie dem Stadtrath in's Wort. „Es ist eine erbärmliche Lüge. Nie hat Herr v. Treysa etwas derartiges gesagt."

„Sie bezichtigen meinen Sohn also einer Unwahrheit, einer verleumderischen Erfindung? Nun, ich muß gestehen, diese Dreistigkeit geht etwas weit. Lassen Sie mich denn endlich ohne Umschweife reden! Herr v. Treysa hat in der

Weinlaune nicht nur jene Aeußerungen gethan, sondern er hat sie auch später — allerdings mit dem Ausdruck seines Bedauerns — ihrem ganzen Inhalt nach aufrecht erhalten, obwohl man ihn nicht im Zweifel ließ über die Folgen, welche daraus für Ihre Stellung entstehen müßten. Das Alles mag nicht sehr ehrenvoll für den Herrn Bergamtsassessor sein, aber es ist es jedenfalls noch weniger für Sie, mein Fräulein! Sollten Sie übrigens Genaueres zu erfahren wünschen, so wenden Sie sich getrost an meinen Sohn, den Hilfsprediger Schreiner."

Er befand sich ersichtlich in großer Entrüstung, und vielleicht war es nur sein lebhafter Unwille, der ihn verhinderte, die erschreckende Veränderung wahrzunehmen, die sich während seiner rücksichtslosen Enthüllungen auf Helenens Antlitz vollzogen hatte. Nicht ein Blutstropfen mehr schien unter ihrer durchsichtigen Haut zu sein, ihre Augen waren unnatürlich weit geöffnet, und von den Nasenflügeln herab zu den Mundwinkeln zogen sich zwei tiefe Falten, wie wenn sie innerhalb dieser wenigen Minuten um ein Jahrzehnt gealtert wäre.

Als der Stadtrath schwieg, stand sie regungslos, gleichsam erstarrt unter der lähmenden Wirkung des Entsetzlichen, das sich da vor ihren Blicken aufgethan. Dann wandte sie sich ihm mechanisch zu und sagte mit ganz veränderter, völlig klangloser Stimme: „Es ist Alles wahr, was Sie mir zur Last legen — darf ich nun gehen?"

Die sonderbare Wandlung in ihrem Benehmen machte den Stadtrath stutzig; er sah sie an, und an die Stelle seines Zornes schien nun doch allgemach eine Regung des Mitleids zu treten.

„Sie hätten es mir ersparen sollen, Ihnen diese unangenehmen Dinge mit einer so überflüssigen Deutlichkeit zu sagen, mein Fräulein!" meinte er etwas freundlicher. „Ich begreife ja, daß Ihre gegenwärtige Lage eine sehr

peinliche ist, und ich hatte wirklich nicht die Absicht, sie ohne Noth zu erschweren. Wenn Sie von vornherein Vertrauen zu mir gehabt hätten —"

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf," klang es ihm in derselben tonlosen Weise von ihren Lippen zurück, „ich möchte Sie nur um die Erlaubniß bitten, gehen zu dürfen."

„Ich werde Sie nicht zurückhalten; aber wir müssen zuvor doch zu einer Verständigung gelangen über das, was nun weiter geschehen soll. Sie thun am besten, wenn Sie um Ihre sofortige Entlassung einkommen. Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, Sie in Ihrer weiteren Erwerbsthätigkeit zu behindern, ich stelle Ihnen daher frei, irgend einen einleuchtenden Vorwand für Ihr Gesuch zu finden. Die eigentliche Veranlassung zu demselben wird dann in Ihrem Abschiedsattest nicht vermerkt werden."

„Ich danke Ihnen, und ich darf mich jetzt entfernen, nicht wahr?"

Der Stadtrath hatte wohl eine wärmere Anerkennung seiner Menschenfreundlichkeit erwartet, denn seine Miene wurde wieder strenge.

„Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben — ja!"

Die junge Lehrerin verbeugte sich grüßend und ging. Der würdige Herr rief ihr noch etwas nach, doch sie verstand es nicht mehr und kehrte auch nicht um, ihn darnach zu befragen.

„Wie gründlich man sich doch in einem Menschen täuschen kann!" murmelte er, als sich die Thür geschlossen hatte. „Aber eine so hübsche junge Person werden wir nicht wieder anstellen, das ist ganz gewiß."

Die Gemaßregelte ging wie betäubt die sonnenbeschienene Straße hinab. Ihr Fuß hielt nicht inne, und sie wandte kaum den Kopf, als sie sich nach wenig hundert Schritten bei ihrem Namen angeredet hörte. Aber sie that auch

nichts, um zu verhindern, daß der Obersteiger Neidhardt an ihrer Seite weiterging.

„Wie angegriffen Sie aussehen!“ sagte er voll aufrichtiger Theilnahme. „Sie sind doch nicht krank?“

Helene schüttelte leicht den Kopf; eine andere Antwort aber gab sie ihm nicht, und nach einer kleinen Weile fuhr ihr Begleiter fort:

„Es ist eine Dreistigkeit, daß ich mich Ihnen aufdränge, obwohl Sie mir doch vor einigen Wochen die Thür gewiesen haben. Aber ich meine, daß jetzt vielleicht die Zeit gekommen ist, wo Sie einen Freund brauchen können.“

Noch immer schwieg Helene, und ihr Blick war starr in's Leere gerichtet. Es lag gewiß nichts Ermuthigendes für Neidhardt in ihrem Benehmen; aber er schien entschlossen, sich nicht so leicht abschrecken zu lassen.

„Es ist am Ende nicht schwer zu errathen, warum Sie so blaß und leidend aussehen. Oben auf dem Bergamt spricht man von der Verlobung des Herrn Assessors v. Treysa ja schon als von etwas ganz Gewissem. Und es soll die Tochter eines Millionärs sein, die er heimführen will.“

Nun wandte sie endlich den Kopf und sah ihn mit großen, angstvollen Augen an.

„Warum sagen Sie mir das? Leide ich denn noch nicht genug? Hat sich Alles verschworen, mich zu peinigen und zu martern?“

„Ha, ich wußte es ja, wußte es ja schon lange, schon seit dem Tage, wo er der hübschen jungen Dame das Bergwerk zeigte und sich gar nicht genug thun konnte an Artigkeiten und zuckersüßen Komplimenten. — Hätte ich ihn doch ersticken lassen, den Hund!“

Helene beschleunigte ihre Schritte, als wollte sie ihm entfliehen. Doch er blieb neben ihr und sprach in seiner zornmüthigen Erregung weiter.

„Sehen Sie, Fräulein Mayburg, sein Leben war in

meiner Hand damals, als das große Unglück geschah in unserem Schacht. Er und ich, wir waren ganz allein vorgedrungen in den halb verschütteten Stollen; aber er hat keine richtige Bergmannsnatur, und die giftigen Schwaden, von denen der Gang noch voll war, betäubten ihn, so daß er plötzlich bewußtlos vor mir niederstürzte. Hätte ich ihn liegen lassen, so wär' er verloren gewesen, und Niemand würde mir einen Vorwurf gemacht haben, wenn ich's gethan hätte. Denn es war hohe Zeit, daß ich selber bis an den Ventilator zurückging, um ein paar Athemzüge reiner Luft zu thun. Aber ich wollte ihn nicht seinem Schicksal überlassen."

„Sie haben ihn gerettet? — O, das war eine edle That!" sagte Helene wie geistesabwesend.

„Eine heillose Dummheit war's!" rief der Obersteiger. „Mein eigenes Leben habe ich gewagt, um den Schuft zu retten. Obwohl mir's selber schon schwarz vor den Augen wurde, habe ich ihn doch getragen und mitgeschleift, bis wieder der frische Luftstrom über uns hinstrich. Er wäre gewiß nicht lebendig zu Tag gefahren ohne mich."

Die junge Lehrerin blieb stehen und ergriff zu seiner grenzenlosen Ueberraschung mit ihren beiden Händen seine Rechte.

„Wenn ich Ihnen in meinen Gedanken jemals Unrecht gethan habe, Herr Neidhardt, wenn ich hart und unfreundlich gegen Sie war, heute bitte ich Sie deshalb von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich wußte es ja nicht, wie hochsinnig und edelmüthig Sie sind."

Im ersten Moment zwar hatte Neidhardt nur die beglückende Empfindung ihrer Freundlichkeit; dann aber, als er daran dachte, womit er sich dieselbe verdient habe, stieg der eifersüchtige Groll gegen Treysa nur noch heißer in ihm auf.

„Also weil ich diesem Elenden das Leben erhalten habe,

bin ich in Ihren Augen plötzlich wieder ein guter Mensch? Wahrhaftig, ich würde es natürlicher finden, wenn Sie mir einen Vorwurf daraus machten, denn Niemand hätte so guten Grund, ihn zu hassen, als gerade Sie."

Die Lehrerin schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Sie sind im Irrthum, Herr Neidhardt! — Er hat nicht schlecht an mir gehandelt, wie Sie vielleicht glauben. Ich selber habe unser Verlöbniß gelöst."

Der Obersteiger wurde durch diese ruhige und bestimmte Erklärung sichtlich auf's Aeußerste überrascht.

„Und das soll ich Ihnen glauben?" fragte er zweifelnd. „Haben Sie mir denn nicht eben erst einen deutlichen Beweis dafür gegeben, daß Sie ihn auch jetzt noch lieben?"

„Wenn es auch so wäre, es ist darum doch die volle Wahrheit, was ich Ihnen sage. Ich habe kein Recht, einen Vorwurf gegen Herrn v. Treysa zu erheben."

„Nun, das verstehe ich nicht, oder ich muß wohl annehmen, daß er irgend welche Teufelskünste gebraucht hat, um Sie zu einem solchen Entschluß zu bringen. Vielleicht ist es Ihnen auch nur darum zu thun, mich los zu werden, indem Sie mir das Märchen von Ihrer freiwilligen Entsagung erzählen. Selbst meine Freundschaft ist Ihnen zuwider — nicht wahr?"

„Habe ich Sie denn nicht gebeten, mir mein häßliches Benehmen von damals zu verzeihen?" fragte sie leise. „Ich weiß jetzt, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe, und ich würde keines Menschen Freundschaft so gern annehmen, als die Ihre."

Die finstere Miene des Mannes erhellte sich, und es war wieder ganz die alte treuherzige Gutmüthigkeit, die aus seinen ehrlichen Zügen sprach.

„Wenn das Ihr Ernst ist, Fräulein Helene — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh und glücklich es mich machen würde. Aber Sie müssen es nicht bei den guten

Worten bewenden lassen, Sie müssen mir's auch durch die That beweisen, daß Sie mich von jetzt an als Ihren Freund ansehen wollen."

Sie senkte den Kopf, und ein schmerzliches Lächeln, dessen Anblick ihm tief in die Seele schnitt, war auf ihren Lippen.

„Ich gehe fort von hier," erwiederte sie, „man will nicht, daß ich länger an der hiesigen Mädchenschule unterrichte."

„Das heißt, es ist Ihr eigener Wunsch, Friedenthal zu verlassen."

„Nein, ich werde fortgeschickt. Nach der Meinung der Behörde bin ich es nicht mehr werth, daß ahnungslose Eltern mir ihre Kinder anvertrauen."

„Wer hat es gewagt, so etwas auszusprechen?" fuhr der Obersteiger heftig auf. „Nennen Sie mir seinen Namen, und wer es auch sein mag, ich werde ein kräftiges deutsches Wörtchen mit ihm reden."

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht; aber dessen bedarf es nun nicht mehr. Ich habe mich bereits für einen anderen Aufenthaltsort entschieden."

„So rasch?" fragte er bestürzt. „Und es wäre nichts mehr daran zu ändern?"

„Nein — es ist unwiderruflich beschlossen."

„Das ist sehr hart für mich, Fräulein Helene! — Wohin wollen Sie denn gehen?"

„Ich werde es Ihnen später sagen, Herr Neidhardt, denn ich bin verpflichtet, es für jetzt noch als ein Geheimniß zu bewahren."

Die freudige Stimmung des Obersteigers war ganz dahin, und es klang recht in tiefster Seele betrübt, als er nach einem kurzen Schweigen beklommen fragte: „Und wann — wann wollen Sie reisen?"

„Ich kann es Ihnen noch nicht sagen."

„So werden Sie sich vielleicht entschließen, es morgen zu thun," beharrte er mit rührender Standhaftigkeit. „Wollen Sie mir nicht wenigstens erlauben, Sie dann noch einmal darum zu befragen?"

„Ja," erwiederte sie ohne Zögern und mit einem Ernst, der fast etwas Feierliches hatte. „Wenn Sie morgen hierher kommen, so werden Sie Alles erfahren."

Sie standen bereits vor dem Häuschen der Frau Hennersdorf, und die Besorgniß, Helenen nun wirklich lästig zu fallen, bestimmte Neidhardt, sich zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen also!" sagte er. „Und möchte der Himmel geben, daß ich einmal etwas recht Großes für Sie thun könnte, etwas, das Ihnen deutlich bewiese, wie gut ich's mit Ihnen meine."

Wieder huschte für einen Moment jenes schmerzliche Lächeln, das er vorhin gesehen, über ihr Gesicht; ihre Hand aber erwiederte den Druck der seinen, und auch als sie schon längst im Innern des Hauses verschwunden war, tönte ihm noch immer der herzliche Klang ihrer letzten Worte im Ohre nach.

„Leben Sie wohl, mein Freund! — Ihnen allein habe ich es zu danken, wenn ich doch wenigstens eine einzige freundliche Vorstellung mit mir nehmen kann auf meinen Weg."

Neuntes Kapitel.

Als ihn der Zufall vorhin mit der jungen Lehrerin zusammengeführt hatte, war Neidhardt eben im Begriff gewesen, sich in seine Wohnung zu begeben. Er hatte seit zwölf Stunden ununterbrochen Dienst gethan und war sehr müde gewesen. Nun aber fühlte er nichts mehr von der Mattigkeit, von dem Schlafbedürfniß, das ihm noch vor einer halben Stunde so schwer in den Gliedern gelegen hatte. Wohl kehrte er, sobald er sich von Helene getrennt,

auf geradem Wege nach Hause zurück, aber eine schwer zu erklärende Unruhe, die von Minute zu Minute peinigender wurde, hielt ihn davon ab, sein Lager aufzusuchen. Er berührte das Essen kaum, das ihm seine Mutter bereit gehalten hatte, und hielt die Zeitung, die er sonst sehr aufmerksam zu lesen pflegte, lange in den Händen, ohne daß ihm der Sinn einer einzigen Zeile klar geworden wäre.

Zuletzt warf er das Blatt beiseite und begann ruhelos in der kleinen Wohnung umherzuwandern. Wort für Wort suchte er sich sein Gespräch mit Helenen in's Gedächtniß zurückzurufen, und dabei gewannen ihre Aeußerungen für ihn allgemach eine Bedeutung, die er ihnen nicht beigelegt hatte, so lange er sich an der Seite des jungen Mädchens befunden. Diese plötzliche Abreise war doch gar zu seltsam. Und warum machte sie aus dem Orte, an den sie sich begeben wollte, ein Geheimniß?

Bald wurde ihm dies unthätige und zwecklose Grübeln unerträglich. Er ging in seine Kammer und vertauschte den Dienstanzug mit besseren Kleidern, um sich selbst auf die Gefahr hin, Helenen durch seine Aufdringlichkeit lästig zu fallen, beruhigende Gewißheit zu holen. Das kleine Haus der Frau Hennersdorf hatte er bald erreicht; doch es fehlte ihm jetzt, wo er davor stand, lange Zeit an Muth, hineinzugehen. Wußte er doch nicht einmal, was er Helenen sagen, und wie er ihr sein Erscheinen begründen solle, nachdem sie sich vor kaum zwei Stunden mit der Verabredung getrennt hatten, daß er erst morgen wiederkommen werde.

Er war wohl zehnmal vor dem Häuschen auf und nieder gegangen, als er sich endlich entschloß, es zu betreten. Die Wirthin kam ihm auf dem Flur entgegen, er fragte sie nach ihrer MiethHerin, und es fiel ihm schwer auf die Seele, als die Frau in ihrer redseligen Weise antwortete: „Ach du lieber Gott, mein bester Herr Neidhardt, mit dem

Fräulein muß heute irgend etwas nicht ganz richtig gewesen sein. So wie sie vorhin gewesen ist, habe ich sie noch niemals gesehen, obwohl sie schon in der ganzen letzten Zeit gar nicht mehr so recht wieder zu erkennen war. Ich dachte schon immer in meinem Sinn, daß sie wohl einen geheimen Liebeskummer haben müsse; heute aber muß ihr noch was Besonderes passirt sein, denn wenn so ein junges Ding weder ißt noch trinkt, blaß ist wie ein Leintuch und eine halbe Stunde lang mit einem Bilde in der Hand neben dem Sopha auf den Knieen liegt — dann muß es doch seine besondere Bewandtniß haben; darin werden Sie mir Recht geben, Herr Neidhardt."

„Und wo ist sie jetzt?" fragte der Obersteiger, den Redefluß der Frau unterbrechend.

„Vor einer halben Stunde etwa ist sie fortgegangen, wohin, weiß ich nicht, denn davon hat sie mir kein Wort gesagt."

„Hat Fräulein Mayburg auch zu Ihnen von der großen Reise gesprochen, die sie binnen Kurzem antreten werde?"

„Kein Wort! Und das muß auch ein Irrthum von Ihnen sein. Wohin sollte sie denn reisen? Sie hat ja keine näheren Verwandten mehr, und ihre Stelle hier kann sie doch nicht Knall und Fall verlassen!"

„Haben Sie gesehen, welche Richtung das Fräulein von hier aus eingeschlagen hat?" fragte Neidhardt.

„Ich habe ihr zufällig nachgeschaut, weil sie mir gar so leid that mit ihrem blassen, elenden Gesichtchen. Sie ging erst hinüber nach dem Briefkasten, und ich sah, daß sie zwei Briefe hineinwarf. Dann blieb sie eine Weile stehen, als ob sie sich erst besinnen müsse, und schließlich nahm sie den Weg nach der Brücke zu."

„Nach der Brücke?" wiederholte der Obersteiger und ein furchtbarer Verdacht stieg plötzlich in ihm auf. „Dann muß ich fort, oder es geschieht ein Unglück."

Und ohne noch ein einziges Wort an die erschrockene Frau zu richten, wandte er sich um und eilte zum Hause hinaus.

Er brauchte kaum zehn Minuten, um den Fluß zu erreichen, obwohl selbst für einen rüstigen Fußgänger sonst das Doppelte dieser Zeit dazu erforderlich war. Dann aber blieb er athemlos stehen, ungewiß, welche Richtung er nun einschlagen solle. Sein Kopf war voll wirbelnder Gedanken und in seinen Schläfen hämmerte ungestüm das Blut. Aber er hatte doch noch Ueberlegung genug, sich zu sagen, daß sich Helene — wenn anders seine angstvollen Vermuthungen in Bezug auf ihre Absicht begründet waren — nicht dahin gewendet haben würde, wo die Ufer des Flusses von belebten Straßen gebildet wurden; denn sie hätte ihr Vorhaben dort kaum unbeobachtet und ungehindert ausführen können. So wandte er sich denn ebenfalls nach der anderen Seite und setzte seinen Weg in derselben Eile fort wie er ihn begonnen.

In der ganzen Lieblichkeit eines klaren, linden Sommerabends breitete sich die anmuthige Hügellandschaft vor ihm aus. Die Sonne stand schon tief und warf ihren Widerschein als einen breiten Streifen flüssigen Goldes über den kaum bewegten Wasserspiegel hin. Das Geräusch der Stadt blieb bald weit hinter ihm zurück, und nur das friedliche Geklingel einer weidenden Kuhheerde, das von fernher zu ihm herübertönte, unterbrach hier draußen die tiefe, feierliche Stille. Ein würziger Duft von geschnittenem Heu erfüllte die Luft, und weiter landeinwärts stieg hier und da aus dem Schornstein eines kleinen Bauerngehöfts fast kerzengerade eine dünne Rauchsäule zu dem wolkenlosen, lichtblauen Himmel empor. Die ganze Natur erschien wie ein Bild wohliger Ruhe und glücklichen Friedens; nur in der Brust des einsamen Wanderers, der da mit langen Schritten hart am Ufer des Flusses dahineilte, waren die

Unrast und die Friedlosigkeit eines von allen Qualen tödtlichster Angst zerrissenen Menschenherzens. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und rann in großen Tropfen über sein Gesicht. Bald starrte er auf die glatte, dunkle Wasserfläche, wie wenn seine Augen hinabdringen könnten bis zu ihrem moorigen Grunde, bald spähte er mit Anstrengung vor sich hinaus in die Ferne, von einer schwachen Hoffnung erfüllt, daß die Umrisse der geliebten Gestalt doch noch vor ihm auftauchen könnten.

Aber von Minute zu Minute wurde diese Hoffnung geringer, denn er war nun schon ein beträchtliches Stück Weges von der Stadt entfernt, und noch immer hatte er nichts entdeckt, was sich als eine Spur der Gesuchten hätte deuten lassen. Doch der Fluß machte da vor ihm eine scharfe Krümmung, und er wußte, daß er seinen ferneren Lauf weithin würde überschauen können, sobald er jene Ecke passirt habe. Fast im Laufschritt legte er die letzte Strecke zurück und mit pochendem Herzen stand er endlich an der kleinen Landzunge, die sich hier weit in den Fluß hinein vorschob.

Neidhardt legte die Hand schützend über die Augen und lugte den Fluß hinab, aber enttäuscht ließ er alsbald den Arm herabsinken. Er hatte nichts von Helenen entdecken können. Es wäre ein zweckloses Beginnen gewesen, die Verfolgung auf diesem Wege fortzusetzen. Vielleicht war ja auch seine schreckliche Vermuthung ganz irrig, nur einem Wahn entsprungen.

Schon wollte er sich zur Heimkehr wenden, da gewahrte er vorn auf der äußersten Spitze der Landzunge etwas Buntes, über dessen Natur er nicht sogleich in's Klare kommen konnte, weil es zur Hälfte im hohen Schilf versteckt lag. Er ging darauf zu und stieß, als er dicht herangekommen war, einen lauten Schreckensschrei aus. Was da vor ihm lag, war ein Sonnenschirm, ein Damen-

hut und ein leichtes, hellgraues Jacket, wie es Helene vorhin bei ihrer Begegnung getragen hatte.

Wenn bis zu diesem Augenblick noch immer eine Hoffnung gewesen war — nun war sie mit einem Schlage zerstört und eine fürchterliche Gewißheit an ihre Stelle getreten. Wie mit Messerstichen wühlte die grausame Erkenntniß in seinem Herzen: „Du bist zu spät gekommen — zu spät!"

Nie in seinem Leben hatte ihn ein Schlag so schwer getroffen wie dieser. Aber er war durch einen Beruf, der stündlich von drohenden Gefahren umlauert ist, daran gewöhnt, gerade im Augenblick der höchsten Noth alle seine Gedanken zu klarer Ueberlegung zusammen zu fassen. Er durfte keine Hoffnung mehr hegen, die Unglückliche zu retten; doch er verlor, nachdem der erste lähmende Schrecken abgeschüttelt war, keine Minute mit rathlosem Zaudern. Er wußte, daß sich wenige hundert Schritte von hier die Anlegestelle der Fähre befand, welche den Verkehr mit dem anderen Ufer vermittelte, und er lief dahin, so schnell ihn seine Füße tragen wollten. Mit der vollen Kraft seiner Lungen rief er den Schiffer an, der sich jenseits des Flusses befand, und als ihm die Ruderschläge zu langsam schienen, welche den Nachen näher brachten, schrie er, daß es weithin durch die tiefe Stille des Abends schallte: „Schnell, schnell! Es gilt einen Menschen zu retten!"

Nun handhabten der Fährmann und sein Knecht allerdings mit voller Kraft die Ruder. Noch ehe der Kahn auf den seichten Grund des Ufers aufstieß, war Neidhardt mit einem Sprunge bei den beiden Männern in dem schwankenden Fahrzeug.

„Dort drüben an der Landzunge ist eine Dame verunglückt," sagte er mit heiserer Stimme. „Wenn es gelingt, sie bald aufzufinden, ist sie vielleicht noch zu retten."

„Man müßte dazu eigentlich Netze haben," meinte der

alte Schiffer ohne auch nur die geringste Bestürzung an den Tag zu legen, „aber wir brauchten wenigstens eine halbe Stunde, um welche herbeizuschaffen, und darum ist's vielleicht besser, wenn wir mit den Rudern und Bootshaken unser Heil versuchen. Wie lange liegt sie denn übrigens schon drinnen?"

„Sie kann erst vor Kurzem hineingestürzt sein," erwiederte Neidhardt, um den Eifer der kaltblütigen Leute anzustacheln, „und ich gebe Jedem von euch hundert Mark, wenn sie gerettet wird."

„Ja, Herr, wenn das von uns abhinge —" war Alles, was der Fährmann mit einem Achselzucken darauf zu sagen hatte. Der flachshaarige Knecht aber riß seine hellen, ausdruckslosen Augen weit auf und ruderte, als gelte es das eigene Leben. Als sie der Landzunge nahe gekommen waren, mischte auch er sich in das Gespräch.

„War's vielleicht ein junges Mädchen mit einem braunen Kleid?" fragte er. „So von mittlerer Größe?"

„Ja — ja!" rief der Obersteiger und auf's Neue stockte ihm der Athem. „Wann haben Sie sie gesehen?"

„Ach, das ist schon lange her. Sie stand hier auf der äußersten Spitze und hatte ihren Sonnenschirm aufgespannt. Als ich mich nachher wieder nach ihr umsah, war sie weg. Aber wenn's die gewesen ist, können Sie uns leicht hundert Mark versprechen — die fischt Keiner mehr lebendig heraus."

Seine eben noch so lebhafte Theilnahme für den traurigen Vorfall schien mit einem Male völlig geschwunden, und erst als ihm Neidhardt eine Belohnung verheißen hatte auch für den Fall, daß es nur noch gelingen solle, eine Todte zu bergen, betheiligte er sich mit neu erwachtem Eifer an den freudlosen Nachforschungen, welche die drei Männer jetzt begannen.

— — — — — — — — — — — —

Die Dämmerung war längst in Dunkelheit übergegangen, und der Mond stand hoch am Himmel, als knirschend der Kiel des Bootes auf den Kiessand des Gestades auffuhr. Der Knecht lief mit langen Schritten voraus, um das weiter landeinwärts gelegene Haus des Schiffers zu erreichen und die Frau auf den stillen Besuch vorzubereiten, der ihr jetzt gebracht werden sollte. Neidhardt und der alte Fährmann folgten ihm langsam nach, und es war ein schwerer dunkler Gegenstand von den Formen einer leblosen, menschlichen Gestalt, den sie behutsam und schweigend über die thauigen Wiesen trugen.

Stromabwärts, ein paar hundert Schritte von der Landzunge entfernt, hatten sie Helene nach stundenlangem Suchen gefunden. Die Wasserpflanzen hatten sie festgehalten, sonst wäre sie von der Strömung wohl noch weiter hinabgetragen worden. Es war nichts von den grausigen Verzerrungen eines schweren, qualvollen Sterbens in ihrem schönen, marmorbleichen Gesicht; sie sah ruhig und friedvoll aus wie eine Schlummernde.

Man machte keine Wiederbelebungsversuche mehr; denn es war augenfällig, daß sie schon seit mehreren Stunden todt war. Ein schnell bereitetes Lager auf dem Flur des ärmlichen Hauses wurde ihr zur Ruhestätte bestimmt, denn Neidhardt hatte nicht zugegeben, daß man sie draußen im Freien liegen lasse, wie es der Wille des Schiffers gewesen war. Als sich die beiden alten Leute in ihre Schlafkammer zurückzogen, verriegelten sie abergläubisch hinter sich die Thür, die sie von der Todten trennte. Der Obersteiger aber setzte sich auf einen niedrigen Schemel zu Häupten der Ertrunkenen, auf deren Antlitz fast die ganze Nacht hindurch das bläuliche Mondlicht fiel, und hielt bis zum Tagesanbruch bei ihr die Todtenwacht.

Er hatte seine Kraft daran setzen wollen, sie wieder froh und glücklich zu machen, und nun mußte der erste

Liebesdienst, den er ihr erweisen konnte, zugleich auch der letzte sein — ein armseliger, trauriger Dienst, für den ihm nicht einmal mehr ein freundlicher Blick der sanften blauen Augen zu danken vermochte. —

Die Sonne ging eben gluthroth und prächtig im Osten auf, als er den Rückweg in die Stadt antrat. Die unerbittliche Pflicht des strengen Berufs mahnte ihn ja zu neuem Tagewerk. Sein Gesicht war fahl, und tiefe Furchen hatten sich innerhalb weniger Stunden um Mund und Augen eingegraben. Es waren die herben Leidenslinien eines grausamen, nagenden Schmerzes; aber es waren daneben auch die drohenden Falten des Hasses, jenes grimmigen Hasses, der kein Vergeben und Vergessen kennt.

Zehntes Kapitel.

Es war vier Tage später, als bei einbrechender Dämmerung im Moosbacher Kurhause ein Bote erschien, der den Doktor Bruneck zu dem plötzlich erkrankten Bürgermeister nach Friedenthal rufen sollte. Da er den Patienten schon früher behandelt hatte, und da es galt, einen sehr dringenden Wunsch desselben zu erfüllen, entschloß sich der junge Arzt, dem Rufe zu folgen, und in dem leichten Jagdwagen, der den Boten gebracht hatte, legte er rasch den verhältnißmäßig kurzen Weg in die benachbarte Stadt zurück. Die Gefahr war nicht so dringend, als die Umgebung des Kranken es gefürchtet hatte, und nach einstündigem Verweilen durfte Harald sich mit gutem Gewissen zur Heimkehr rüsten.

Es war ein schöner, erfrischender Abend nach einem schwülen, dunstigen Tage. Irgendwo in der Nähe mußte ein Gewitter niedergegangen sein, denn eine würzige Kühle, die belebend und wohlthuend wirkte, war in der leicht bewegten Luft. Bruneck lehnte den Wagen ab, den man

ihm auch zur Heimfahrt anbot, da er sich entschlossen hatte, den Weg zu Fuß zu machen. Er war noch in den Straßen der Stadt, als er hinter seinem Rücken gleichzeitig mit dem Geklapper von Hufschlägen seinen Namen hörte.

Der schneidige Klang der Stimme hatte ihm sogleich verrathen, daß es Bernd v. Treysa war, welcher ihn anrief. Die Begegnung war ihm keineswegs erwünscht; aber da der Assessor ihm niemals direkt zu nahe getreten war, durfte er sich nicht das Recht zugestehen, ihn unhöflich zu behandeln. So hemmte er seinen Schritt und ließ sich's gefallen, daß Treysa ihm vom Pferde herab wie einem guten alten Freunde die Hand schüttelte.

„Was in aller Welt machen Sie denn hier in Friedenthal, Doktor? Einen Krankenbesuch? Na ja, hätte mir's wohl denken können, daß Sie nicht zu Ihrem Vergnügen ausgeflogen sind. Das Wort existirt wohl überhaupt nicht in Ihrem Lebenswörterbuche, wie?"

„Doch, Herr v. Treysa! Nur daß es bei mir vielleicht eine etwas andere Bedeutung hat, als bei Ihnen."

„Freilich!" lachte der Assessor. „Es hat Jeder seine besondere Art, sich zu amüsiren, und über Geschmacksverschiedenheiten ist nun einmal nicht zu streiten. Ich für meine Person halte es mit Wein, Weib und Gesang, namentlich mit den beiden ersteren. Sie, Verehrtester, sind natürlich ein Weiberfeind."

„Was bringt Sie auf eine solche Vermuthung?"

„Na, leben Sie denn nicht mitten in Ihrem Badetrubel wie ein Klosterbruder? Bei den Saroschins sieht man Sie niemals, und um den Ruhm zartester Zurückhaltung, mit welchem alle jungen und alten Jungfern der Badegesellschaft Ihren Namen umgeben, beneide ich Sie wahrhaftig nicht. Sehen Sie, da ist mir zum Beispiel schon wiederholt auf der Moosbacher Promenade ein Weib begegnet, eine Ungarin oder so etwas, jedenfalls allerfeinste Rasse,

die Frau eines kranken Bullenbeißers, wie man mir sagt, dem Sie mit Ihrem heißen Wasser wieder auf die Beine helfen sollen. Das Unglück und die Sehnsucht des unbefriedigten jungen Herzens schauen ihr nur so aus den Augen. Alle Wetter, wenn ich da an Ihrer Stelle wäre, Doktor!"

„So würden Sie sich, wie ich zu Ihrer Ehre annehme, genau so verhalten wie ich," unterbrach ihn Bruneck ruhig. „Aber ich hindere Sie vielleicht, Ihren Weg fortzusetzen."

„Im Gegentheil, es ist mir ein Vergnügen, mit Ihnen zu plaudern, denn für meinen Ritt nach Moosbach ist es eigentlich noch unanständig früh. Soll ja heute ganz 'was Besonderes werden: venetianische Nacht auf dem Trockenen oder so ähnlich. Man muß es Herrn Saroschin lassen, daß er ein riesiges Geschick für solche kleinen Scherze hat. Machen Sie mit?"

„Nein, Herr Assessor!"

„Also wieder zu stolz! Nun, unter uns gesagt: ich wäre auch lieber allein im Kreise der Familie. Fräulein Hildegard wäre mir Gesellschaft genug. Ein entzückendes Mädchen, wie?"

Es empörte den jungen Arzt, ihn in solchem Tone von Derjenigen sprechen zu hören, die er ohne allen Zweifel zu seiner Gattin machen wollte, und etwas von dieser Empfindung klang wohl auch aus seiner Antwort, da er sagte:

„Ich achte Fräulein Saroschin sehr hoch und meine, daß sich Jeder glücklich schätzen darf, der ihre Freundschaft besitzt."

Treysa schien die Zurechtweisung nicht empfunden zu haben; denn er bestätigte mit seinem blasirten Lachen: „Ohne Zweifel! Ein Narr, wer sie leichtsinnig verscherzt. Wollen Sie übrigens den ganzen Weg zu Fuß machen, Herr Doktor?"

„Ja!“

„Ein sehr vernünftiger Gedanke! Auf der alten Straße ist es ja auch kaum mehr als eine Stunde. Ich pflege sonst ebenfalls zu gehen und würde mir eine Ehre daraus machen, Sie zu begleiten, wenn ich nicht diesen Gaul hier probiren wollte, den mir der Pferdehändler gar zu gern aufschwatzen möchte. Da muß ich schon auf der neuen Straße bleiben, wo der Weg gut ist. Der Henker traue den Mucken einer solchen Bestie, die man zum ersten Male zwischen den Schenkeln hat.“

Nur ein paar Dutzend Schritte noch, dann trennten sich unmittelbar vor der Stadt ihre Wege.

„Ich rathe Ihnen, ein Stück abzuschneiden und an dem Steinbruch vorüberzugehen,“ meinte der Bergassessor noch, als er ihm die Hand zum Abschied reichte. „In einer Mondnacht, wie heute, ist es da um den Wasserfall herum sehr romantisch. Ich nehme fast täglich diesen Weg, obwohl ich nur ein sehr mäßiger Naturschwärmer bin. — Glückliche Heimkehr also! Und grüßen Sie mir Ihre schöne Ungarin unbekannterweise!“

Er griff noch einmal leicht an den Hut und sprengte davon. In keineswegs fröhlicher Stimmung schlug Bruneck die Richtung ein, welche Treysa bezeichnet hatte. Sein Widerwille gegen den Assessor faßte bei jeder neuen Berührung tiefere Wurzeln, und es gab ihm jedesmal etwas wie einen schneidenden Stich durch's Herz, wenn er daran dachte, daß Hildegard's Liebe sich gerade diesem Gecken zugewendet haben sollte.

Und doch zweifelte er nicht mehr, daß zwischen ihr und Treysa bereits innigere Beziehungen bestanden. War er dem Assessor drüben in Moosbach doch oft genug in Hildegard's Gesellschaft begegnet, hatte er sie doch sogar schon zu Pferde ohne jede weitere Begleitung an seiner Seite gesehen! Ein so vertraulicher Verkehr konnte seiner Mei-

nung nach kaum anders als mit einem Verlöbniß enden, und wenn er sich auch immer wieder mit schonungsloser Nüchternheit sagte, daß er nicht die geringste Veranlassung habe, sich darum zu kümmern, so war es ihm doch noch nicht gelungen, mit Gleichmuth daran zu denken.

Zu den Festlichkeiten in Saroschin's Villa erhielt er keine Einladungen mehr. Auch wenn sich nicht allgemach eine Art von nothdürftig verschleiertem Kriegszustand zwischen ihm und dem neuen Besitzer von Moosbach herausgebildet hätte, wäre darin kaum etwas Kränkendes für ihn gewesen: denn er selbst hatte gleich nach jenem ersten Parkfest mit dem Hinweis auf seine Arbeitslast den Wunsch ausgesprochen, daß man nicht auf ihn zählen möge. Aber es regte sich nichtsdestoweniger zuweilen eine ganz eigene Bitterkeit in seinem Herzen, wenn von der Berglehne her die hell erleuchteten Fenster zu ihm herüberblinkten, wenn die Baumwipfel sich im bunten Licht bengalischer Feuer magisch verfärbten, oder wenn der Wind die verwehten Klänge fröhlicher Musik durch die Stille des Abends bis in sein einsames Studirzimmer trug. Er hatte niemals Werth gelegt auf die geräuschvollen Freuden, denen man sich da drüben hingab, und es war zu solcher Zeit doch eine schmerzlich heiße Sehnsucht in ihm, die dadurch nicht weniger peinigend wurde, daß er ihr keinen Namen zu geben wußte. Es kümmerte ihn ja sehr wenig, was dort in der gothischen Villa geschah; aber seine Gedanken wurden doch immer wieder wie an unsichtbaren Fäden dahin gezogen, und immer war es das nämliche Bild, das dabei in klaren, scharfen Umrissen vor seinem Geiste auftauchte: Hildegard Saroschin an Bernd v. Treysa's Arm, wie sie voll mädchenhafter Bewunderung zu ihm emporblickte als zu der leuchtenden Idealgestalt ihres Helden. Um seine Seelenruhe wie um seine Arbeitsfreudigkeit war es an solchen Abenden dann jedesmal geschehen, und er fühlte sich einsam

und unglücklich, wie bitter er auch der eigenen Schwäche grollte.

Von einer ähnlichen Stimmung war er auch jetzt beherrscht, als er langsam auf der alten Landstraße bergan stieg. Es war völlig Nacht geworden, und der Mond lugte als eine große, dunkelrothe Scheibe zwischen dem düsteren Föhrengeäst des Bergwaldes hervor. Nur hier und da, wo es eine kleine Lichtung im Gehölze gab, fiel ein Streifen seines fahlen Lichtes über den Weg.

Nach einer einsamen Wanderung von zehn Minuten hatte Harald jene Stelle erreicht, die wegen ihres beinahe wilden Charakters von den Moosbacher Badegästen in poetischer Uebertreibung die Wolfsschlucht getauft worden war. Ein alter, längst aufgegebener Steinbruch, oberhalb dessen die Straße an der sanft ansteigenden Berglehne hinführte, hatte den wesentlichsten Antheil an der phantastischen Gestaltung des landschaftlichen Bildes, denn die Klippen und Zacken des zerklüfteten Gesteins nahmen sich, wenn man von der Höhe auf sie herabsah, in ihrer Umrahmung von dunklem Gehölz namentlich im Mondlichte romantisch genug aus.

Nur eine aus dünnen Stämmchen leicht gezimmerte Brustwehr, die unter dem Einfluß von Wind und Wetter bereits morsch und hinfällig geworden war, sicherte oben am Rande der schroff niederfallenden Steinwand den Weg, und an dieses dürftige Geländer trat Bruneck heran, um sich für eine kurze Zeit in die Betrachtung der eigenartigen Scenerie zu versenken. Da vernahm er hinter seinem Rücken ein Geräusch wie von rasch näherkommenden Schritten, und in dem Augenblick, da er sich umwandte, erhielt er einen wuchtigen Schlag auf die linke Kopfseite, der ihn halb betäubt gegen die Brustwehr zurücktaumeln ließ. Wie ein Schleier legte es sich vor seine Augen und er fühlte, daß er in Gefahr sei, das Bewußtsein zu ver-

lieren. Aber mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft gelang es ihm, dieser gefährlichen Schwäche Herr zu werden, und noch ehe der Angreifer, dessen Gestalt er nur in dunkeln Umrissen vor sich sah, zu einem zweiten Schlage hatte ausholen können, war es ihm gelungen, seinen Oberkörper mit festem Griff zu umklammern. Er versuchte, ihn von dem Rande des Steinbruchs zurückzudrängen, denn er war sich des furchtbaren Ernstes seiner Lage vollkommen bewußt. Aber der Andere stemmte sich mit gewaltiger Energie dagegen, und in heiseren Lauten kam es während des verzweifelten Ringens aus seiner Brust: „Hinunter mit Dir, Du Mörder! Es gibt kein Erbarmen für Dich."

Der meuchlerische Angreifer war stärker als er, das fühlte Harald schon nach den ersten Sekunden des Kampfes, und eine furchtbare Wuth schien ihn überdies zu den äußersten Anstrengungen zu stacheln. Der Bedrohte war nicht im Ungewissen über das, was geschehen mußte, wenn ihn seine Kräfte verließen. Einem heftigen Anprall der beiden menschlichen Körper würde das morsche Geländer gewiß nicht widerstehen, und ein Sturz in die Tiefe war gleichbedeutend mit dem gewissen Tode.

Bruneck stieß einen lauten Hilferuf aus und nahm zugleich noch einmal all' seine Muskelkraft zusammen, um vielleicht durch eine geschickte Wendung einen entscheidenden Vortheil über seine Gegner zu gewinnen.

Da, in diesem Moment der höchsten Noth trat etwas Außergewöhnliches, völlig Unerwartetes ein. Die sehnigen Arme, die ihn soeben noch wie eiserne Klammern umfaßt hatten, lösten sich plötzlich von seinem Körper und fielen schlaff herab. Statt der sinnlosen, haßerfüllten Worte rang sich ein qualvolles Stöhnen von den Lippen des Mannes los, und er wich taumelnd zurück, als ob er selber einen betäubenden Schlag oder eine tödtliche Wunde empfangen hätte. Nur für einen flüchtigen Moment sah Bruneck ein

bleiches, dunkelbärtiges Gesicht; dann bedeckte der Mensch sein Antlitz mit beiden Händen und lief quer über die Straße dem Walde zu, in dessen undurchdringlichem Dunkel er sogleich spurlos verschwand.

Eine kurze Zeit nur war über dem Allem vergangen und eine Minute später war dem jungen Arzte das Grauenhafte, das er soeben erlebt hatte, nur wie ein wüster Traum oder ein schauerlicher Geisterspuk. Aber das warme Blut, das er über sein Gesicht rieseln fühlte, war Zeugniß genug für die Wirklichkeit des bestandenen Abenteuers, und seine tastenden Finger überzeugten ihn von dem Vorhandensein einer klaffenden Wunde an der linken Schläfe.

Für den Ueberfall selbst fehlte ihm jede Erklärung. Das Wahrscheinlichste war, daß er mit einem Wahnsinnigen gerungen hatte. Das verstörte Aussehen des Mannes, wie sein plötzliches ganz unmotivirtes Zurückweichen sprach ja ebenfalls für eine solche Annahme, und der Gedanke, daß es sich etwa um eine That wilden Rachedurstes gehandelt habe, konnte in dem jungen Arzte um so weniger aufkommen, als er sich trotz eines vorzüglichen Personengedächtnisses nicht erinnerte, das Gesicht des Menschen je zuvor gesehen zu haben.

Eine Verfolgung des Irrsinnigen wäre bei der tiefen Dunkelheit des Waldes, der ihn schützend aufgenommen hatte, unter allen Umständen ein sehr thörichtes und ganz aussichtsloses Beginnen gewesen. Harald aber durfte daran um so weniger denken, als er sich plötzlich von einem starken Schwindel befallen fühlte. Mühsam nur und mit wankenden Knieen gelangte er bis an das Bett des plätschernden Bergquells, der oberhalb des Steinbruchs herabkam, und in dem Augenblick, da er sich niederbeugte, um sein Taschentuch in der kühlen Fluth zu benetzen, vergingen ihm die Sinne.

Elftes Kapitel.

Im Erdgeschoß des Weißen Hauses waren alle Fenster weit geöffnet, um nach dem drückenden Tage der kühlen Abendluft ungehindert den Eintritt zu gestatten. Eine gedämpfte Helligkeit fiel aus dem Wohnzimmer des Oberstlieutenants v. Wolferdingen in die Dunkelheit des Parkes hinaus, denn die Lampe, deren grelles Licht den Augen des Kranken lästig wurde, war mit einem blauen Spitzenschirm verschleiert. Wolferdingen saß in seinem bequemen Lehnsessel am Tische und sog dicke Rauchwolken aus der schweren dunklen Cigarre, die ihm seine Gattin vor zehn Minuten hatte reichen müssen. Eine Weile hatte er in der Zeitung gelesen, die jetzt neben ihm auf dem Fußboden lag; dann aber hatte sich sein scharf beobachtender Blick nicht mehr von der Gestalt der jungen Frau abgewendet, die an einem der geöffneten Fenster stand. Sie hatte ihm den Rücken gekehrt und er konnte den Ausdruck ihres Gesichts nicht sehen, aber die müde Haltung des leicht zur Seite geneigten Kopfes sprach beredt genug für die Stimmung, die sie beherrschte.

Das verwitterte Antlitz des Oberstlieutenants wurde nicht freundlicher, während er sie so betrachtete, und es war fast etwas Lauerndes in dem Glitzern seiner noch immer jugendlich lebhaften Augen.

Zuletzt rief er ihren Namen, halblaut erst und dann mit erhobener Stimme, aus der es schon wie das Grollen eines herannahenden Zorngewitters klang. Aber Ilona hörte ihn nicht, und ihre nachdenklich träumerische Haltung blieb unverändert. Da griff Wolferdingen nach dem Krückstock, der neben ihm am Tische lehnte, und richtete sich mit einiger Anstrengung empor. Sein Zustand mußte sich in der That schon sehr erheblich gebessert haben, da er fähig war, mit ziemlich raschen Schritten auf sie zuzugehen. Erst

als er sie fast erreicht hatte, wurde sie aufmerksam und wandte sich hastig nach ihm um. Vielleicht war es das bläulich abgedämpfte Lampenlicht, das die wächserne Blässe ihres schönen Gesichts heute noch auffälliger hervortreten ließ als sonst. Fast unheimlich groß leuchteten dem Oberstlieutenant ihre dunklen Augen entgegen.

„Du mußt mit Deinen Gedanken sehr weit von hier entfernt sein,“ sagte er mit einem Anflug von Hohn, der in seinem Munde besonders häßlich klang. „Ich habe Dich dreimal gerufen, ohne daß Du es hörtest. Da Du selber zu Deinem Bedauern hier festgehalten bist, schickst Du wenigstens Deine Wünsche spazieren, nicht wahr?“

„Ja!“ erwiederte sie ruhig. „Möchtest Du mir vielleicht auch das noch verbieten?“

Die gelassene Art, in der sie seine spöttische Vermuthung bestätigt hatte, reizte seinen schon erwachten Unwillen ersichtlich noch mehr.

„Du fühlst Dich also sehr unglücklich — wie? Und wenn Du heute Deine Freiheit erhieltest, würdest Du das wie eine Erlösung begrüßen? Gesteh's nur ein — man liest Dir's ja ohnedies deutlich genug vom Gesicht ab.“

„Wenn es so ist, weshalb verlangst Du dann noch eine Bestätigung zu hören?“

Wolferdingen maß sie mit einem funkelnden Blick.

„Es muß wahrhaftig weit mit Dir gekommen sein, daß Du die Stirn hast, so zu mir zu reden. Nicht einmal die Scham verbietet Dir also mehr, Dich zu der schmachvollen Lüge zu bekennen?“

„Zu welcher Lüge?“

„Hast Du vielleicht einen anderen Namen für das Gelöbniß, das Du mir am Altar abgelegt hast? Ist es nicht eine Lüge gewesen, wie alle Versicherungen Deiner Liebe?“

Ohne eine Miene zu verziehen und ohne jedes Anzeichen von Erregung schüttelte sie den Kopf.

„Du bist im Irrthum — damals habe ich Dich nicht belogen."

„Haha, dann muß es eine sonderbare Art von Liebe gewesen sein, denn ich habe nach unserem Hochzeitstage wenig davon bemerkt. Maske und Heuchelei — weiter nichts!"

„Weshalb hätte ich damals heucheln sollen, als ich die Freiheit hatte, mich zu verschenken oder zu versagen, wie es mir gefiel?"

„Genau so sagte ich mir an dem Tage, da Du mir gewissermaßen Deine Hand antrugst. Denn Du wirst Dich doch wohl erinnern, daß nicht ich es gewesen bin, der zuerst das entscheidende Wort gesprochen hat."

„O, ich erinnere mich dessen Tag für Tag, es hätte Deiner Mahnung, die so überaus ritterlich ist, dazu wahrlich nicht bedurft."

„Verschone mich gefälligst mit diesen Phrasen von Ritterlichkeit und dergleichen!" brauste der Oberstlieutenant heftig auf. „Ich glaube in diesem Punkte Deiner Belehrung nicht zu bedürfen. Jedenfalls war ich damals, als ich Dich im Hause des Grafen Rhyneck kennen lernte, ritterlich genug, nicht an eine eheliche Verbindung zu denken. Du mußtest mir sehr weit entgegenkommen, um mich den Unterschied unserer Jahre und meinen schlechten Gesundheitszustand vergessen zu lassen. Hätte ich eifriger in den Spiegel gesehen, so wäre ich freilich wohl trotzdem etwas mißtrauisch gewesen dieser vermeinten Leidenschaft gegenüber, die ich so plötzlich in Dir geweckt haben sollte."

Die Lippen der jungen Frau verzogen sich zu einem bitteren Lächeln.

„Wie wenig verstehst Du Dich doch auf ein Frauenherz, wenn Du meinst, daß nur Jugend und Schönheit im Stande seien, Liebe zu erzeugen. Nicht Du wurdest von mir betrogen, sondern ich betrog mich selbst. Als ich

Dich kennen lernte, war ich wenig mehr als ein Kind, und für meine kindliche Phantasie gab es nichts Herrlicheres, als den ruhmgekrönten Helden, der auf dem Schlachtfelde gekämpft und geblutet hat. Noch ehe ich Dich zum ersten Male gesehen, erzählte man mir von Deiner Unerschrockenheit und Deinem todesverachtenden Muth. Ich kannte Dich nicht, und Deine Gestalt wuchs in meiner Vorstellung zu der übermenschlichen Größe eines sagenhaften Helden. Und als Du dann endlich vor mich hintratest, als sich zu der Bewunderung auch das Mitleid gesellte —"

„Das Mitleid?" fiel Wolferdingen beleidigt ein. „Ich wüßte wahrlich nicht, wodurch ich es herausgefordert hätte, und ich versichere Dich, daß mir an Deinem Mitleid verteufelt wenig gelegen war."

„Ich selber gab ihm möglicherweise damals einen anderen Namen, heute aber weiß ich besser zu beurtheilen, was zu jener Zeit in meinem Herzen vorging — unreife Schwärmerei und Mitleid. Ich sah, daß Du littest, und Deine Leiden rührten mich um so tiefer, je tapferer Du sie vor mir und den Anderen zu verbergen suchtest."

„In der That — äußerst romantisch! Aus unreifer Schwärmerei und Mitleid also botest Du Dich mir bei der ersten passenden Gelegenheit als Gattin und Pflegerin an? Die Geschichte ist sehr poetisch, aber ich meine, sie könnte eigentlich noch viel poetischer sein, da Du doch mehrere Jahre Zeit gehabt hast, sie zu ersinnen."

Wie Erstaunen zuerst und dann wie Verachtung spiegelte es sich auf Ilona's schönem Gesicht.

„Du glaubst mir nicht? Das ist beschämender für Dich als für mich."

Die dick aufliegenden Adern an seinen Schläfen schwollen noch höher an.

„Wäge Deine Worte! Ich glaube Dir nicht, weil Deine Bewunderung wie Dein Mitleid so wunderbar schnell ver-

flogen sind, und weil sich für Deine damalige Handlungsweise doch wohl noch eine andere Erklärung finden läßt, die zwar viel prosaischer, aber auch viel einleuchtender ist."

„Eine andere Erklärung? Ich weiß nicht, wie Du das meinst."

„Wirklich nicht?" höhnte er. „Man hatte Dir neben allem Anderen vermuthlich doch auch erzählt, daß ich ein reicher Mann sei, und um den Preis, meine Erbin zu werden, hätte sich wohl auch manches andere mittellose Mädchen bereit gefunden, ein paar Jahre lang meine Pflegerin zu sein."

Sie maß ihn mit einem stolzen Blick; dann wandte sie sich von ihm ab.

„Ich habe keine Antwort auf eine Beschimpfung, die nur Dich selbst erniedrigt."

„Weib!" fuhr er auf, und sein Athem ging hörbar. „Meinst Du, Du sprächest zu einem Knaben?"

Sie erwiederte nichts, obwohl er lange flammenden Auges auf ein Wort von ihr wartete. Da sie sichtlich entschlossen war, diese Unterhaltung nicht fortzusetzen, neigte er seinen Oberkörper näher zu ihr, und es kam fast zischend über seine Lippen: „Willst Du, daß ich Dir die ganze Wahrheit sage? Willst Du erfahren, warum ich Dir nichts von Deinen romanhaften Erfindungen glaube — nicht ein einziges Wort?"

Ihr Gesicht blieb noch immer abgewandt, und die Unbeweglichkeit ihrer Haltung war gewiß nicht darnach angethan, seinen immer heißer auflodernden Zorn zu besänftigen.

„Weil Deine lieblose Gleichgiltigkeit nicht die schlimmste Deiner Sünden ist," fuhr er keuchend fort, „weil Du mich hintergehst — weil Deine Gedanken bei einem Anderen sind! Sieh mir doch in's Gesicht und versuche doch zu leugnen, wenn Du kannst!"

Er hatte mit brutalem Griff ihren Arm erfaßt, wie wenn er sie dadurch zwingen wollte, ihm ihr Antlitz zu zeigen. Und er erreichte seine Absicht, denn indem sie sich ungestüm losriß, begegnete Ilona furchtlos seinem funkelnden Blick.

„Meine Gedanken sind mein!" rief sie, und ein leidenschaftlich heißes Feuer durchbrach nun auch bei ihr die so lange behauptete kühle Gelassenheit. „Ich habe geschworen, daß meine Handlungen unsträflich sein werden, so lange ich Dein Weib bin. Darüber hinaus gehen Deine Rechte nicht."

„Meinst Du?" knirschte er, und sein dunkel geröthetes Gesicht verzerrte sich wie nur in den schmerzvollsten Anfällen seines Leidens. „Du versuchst also nicht einmal zu leugnen? So sage doch auch, daß Du mit Sehnsucht auf meinen Tod wartest, um Dich diesem Schurken in die Arme zu werfen! Sage es doch frei heraus — man kann die Schamlosigkeit ja ohnedies nicht weiter treiben, als Du es bereits gethan."

„Fordere mich nicht heraus! Laß Dir's genug damit sein, daß ich mein elendes Schicksal schweigend ertrage. Wenn ich sprechen müßte —"

„Aber Du sollst sprechen, Verworfene!" donnerte Wolferdingen, ohne Rücksicht darauf, daß der dröhnende Klang seiner Stimme weithin durch die Stille der Nacht schallen mußte. „Ich will, daß Du sprichst! Unumwunden sollst Du mir's eingestehen, daß Du diesen Quacksalber liebst."

Ilona legte beide Hände auf die Brust, und wie sie den dunklen Kopf erhob, schien ihre ganze, feingliedrige Gestalt in die Höhe zu wachsen. Ohne daß sie auch nur mit den Wimpern gezuckt hätte, richteten sich ihre großen, dunklen Augen auf die wuthverzerrten Züge des Mannes, der ihr wie in furchtbarer Drohung gegenüberstand.

„Ja, ich liebe ihn!" sagte sie so einfach und fest, als

ob mit diesem freimüthigen Bekenntniß nun auch Alles abgethan sei. „Da Du die Wahrheit hören willst, warum sollte ich Dich belügen!"

Der Oberstlieutenant starrte sie an wie ein Irrsinniger. Ueber seine hünenhafte Gestalt ging ein Zittern und seine Zähne schlugen vernehmlich auf einander. Plötzlich erhob er den Stock, auf den er sich bis dahin gestützt hatte, und führte mit einem furchtbaren Schmähwort einen Schlag nach Ilona, der sie zu Boden geschmettert haben würde, wenn er ihre Stirn getroffen hätte. Doch sie war mit einer raschen Wendung der Gefahr ausgewichen, und der niedersausende Stock streifte nur noch ihren zur Abwehr erhobenen Arm. Ohne einen Angstschrei oder einen Schmerzenslaut auszustoßen, eilte sie zu der Thür, die in das Schlafzimmer führte.

„Bleib!" schrie ihr der Oberstlieutenant zu. „Wir sind noch nicht zu Ende!"

Aber sie achtete nicht auf seinen Befehl, und noch ehe er sie bei der Schwerfälligkeit seines lahmen Beines hatte erreichen können, war die Thür hinter ihr zugefallen, und sie hatte von drinnen den Schlüssel umgedreht.

Wolferdingen schien erst in dem Augenblick, da er sie nicht mehr vor sich sah, zum Bewußtsein dessen zu kommen, was er gethan. Ein paar Schritte von der Thür entfernt blieb er schwer athmend stehen und strich sich mit der linken Hand über Augen und Stirn. Seine Erregung hatte sich noch nicht verringert, aber die wiederkehrende Besinnung sagte ihm, daß er sich zu weit habe hinreißen lassen. Darum machte er zunächst keinen Versuch, Ilona zu folgen. Grimmig die Enden seines grauen Schnurrbarts zwischen den Zähnen zerbeißend, stapfte er im Zimmer umher, augenscheinlich ohne zu wissen, was er nun weiter thun solle, um dem wilden Zorn, der in ihm wühlte, eine Ableitung zu verschaffen. In kurzen Zwischenräumen blieb er stehen, um

nach dem Schlafzimmer hin zu lauschen; denn sein Ingrimm war doch nicht ganz frei von einer gewissen unbehaglichen Empfindung der Furcht vor dem, was er in seinem Jähzorn angerichtet haben könne. Aber drinnen regte sich nichts, und als er einmal etwas wie ein schmerzliches Stöhnen zu vernehmen meinte, mußte er sich bald überzeugen, daß irgend welche Naturlaute, die von draußen hereindrangen, sein Ohr getäuscht hatten.

Anfangs war in diesem tiefen Schweigen etwas Beruhigendes für seine zitternden Nerven gewesen; allgemach aber fing es an ihn zu bedrücken und ihm unerträglich zu werden. Es war vielleicht eine Viertelstunde seit Ilona's Entfernung vergangen, als er an die Thür des Schlafzimmers trat und in einem fast versöhnlich klingenden Tone ihren Namen rief. Es konnte ihn kaum überraschen, daß er nicht sogleich eine Antwort erhielt, denn es war ja selbstverständlich, daß sie jetzt von einer tödtlichen Furcht erfüllt war vor seinem Zorn. Darum zwang er sich mit äußerster Selbstüberwindung, etwas wie einen Schritt des Entgegenkommens zu thun und fügte, als auch ein zweiter Versuch keinen besseren Erfolg gehabt hatte, hinzu: „Ich werde Dir kein Leid zufügen; aber ich verlange, daß Du die Thür öffnest, denn wir haben noch miteinander zu reden."

Er lauschte, doch noch immer blieb es drinnen todtenstill. Er legte sein Ohr an die Spalte der schlecht schließenden Thür, und es hätte ihm vielleicht genügt, wenn er ihr Schluchzen gehört hätte oder einen Seufzer, der ihm von ihrem Dasein unzweideutiges Zeugniß gab. Aber dies todte, lautlose Schweigen brachte ihn im Verlauf weniger Minuten von Neuem völlig um seine so mühsam erkämpfte Fassung. Er schlug mit der Hand gegen die Füllung und schrie:

„Oeffne — ich befehle es Dir! Es ist genug der Komödie und der Narrethei."

Doch sein Drohen und Toben blieb ebenso vergeblich als der Versuch besänftigender Ueberredung, mit dem er begonnen hatte. Wie ungestüm er auch an dem Thürschloß rüttelte, es gelang ihm nicht, den vermeintlichen Trotz zu brechen, der sich seiner Meinung nach in ihrer hartnäckigen Stummheit offenbarte. Da packte ihn endlich eine unbändige, sinnlose Wuth. Er ließ den Krückstock fallen, der ihm als Stütze diente und erfaßte mit beiden Fäusten die Klinke, um mit Aufbietung seiner noch immer riesenhaften Körperkraft das Schloß gewaltsam zu sprengen. Eine kurze Zeit nur widerstand es seinen Bemühungen; dann gab es plötzlich krachend nach, und die Thür flog auf, so daß er für einen Moment in Gefahr war, zu Boden zu stürzen. Mit einem einzigen Blick konnte er das kleine Gemach übersehen, und mit einem einzigen Blick erkannte er darum auch, daß es leer war. Nun war Ilona's beharrliches Schweigen freilich mit einem Male erklärt, aber es war eine Erklärung, die ihn mit äußerster Bestürzung erfüllte. Sie konnte ihre Flucht nur durch das niedrig gelegene Fenster bewirkt haben, denn das Zimmer hatte keinen weiteren Ausgang als den in den Salon. Ihr Bett war unberührt, und die Ottomane war mit Büchern und Zeitungen bedeckt, so daß er mit vollem Rechte annehmen durfte, sie habe sich nach ihrem Eintritt gar nicht erst niedergelassen, sondern sei ohne Besinnen in den Park hinaus geflohen. An den einzelnen Möbeln eine Stütze suchend, schleppte sich Wolferdingen bis zum Fenster und rief mit seiner schallenden Kommandostimme ihren Namen in die Nacht hinaus. Nur das Rauschen des Windes in den Blättern gab ihm Antwort, und nur wenige Schritte weit vermochte sein Auge in die tiefe Finsterniß einzudringen. Da reckte er sich empor und schüttelte seine geballte Faust gegen das Kurhaus hin, dessen mondbeschienene Giebelspitzen über den Wipfeln emporragten.

„Wenn sie zu ihm gegangen wäre! Ah, ich würde sie Beide tödten — Beide!"

Er tastete sich zurück bis zu der Stelle, wo er seinen Stock auf den Boden geworfen hatte. Dann trat er an den Schreibtisch und riß eines der Schränkchen desselben auf. Mit sicherem Blick überzeugte er sich, daß der Revolver geladen war, den er diesem Fach entnahm. Er steckte ihn zu sich und ohne erst sein Haupt zu bedecken, hinkte er, so schnell sein zerschossenes Bein es ihm erlaubte, in den stillen, dunklen Sommerabend hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Reizvoller und verschwenderischer, als diese sogenannte venetianische Sommernacht war noch keines von Saroschin's Festen gewesen. Die Beleuchtung des Parkes durch eine Unzahl von chinesischen Papierlaternen und farbigen Glaslampen brachte an einzelnen Stellen geradezu zauberische Wirkungen hervor, der Champagner floß in Strömen, und für die junge Welt gab es eine Fülle von heiteren Ueberraschungen, welche die allgemeine Stimmung bald zu einer ausgelassen fröhlichen machten. Seinem eigenartigen Charakter entsprechend hatte das Fest erst spät begonnen, und jetzt, wo die Mitternachtsstunde bereits geschlagen hatte, schienen Lust und Uebermuth erst ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht zu haben.

Wie fast immer während der letzten Wochen war Bernd v. Treysa auch heute Hildegard's erklärter Kavalier. Er wich kaum einen Augenblick von ihrer Seite und wußte durch die selbstbewußte Zuversichtlichkeit seines Auftretens Jeden, der ihm in dem Eifer um ihre Gunst etwa hätte zum Nebenbuhler werden können, in angemessener Entfernung zu halten. Dabei war er unerschöpflich in scherzhaften Einfällen und schlagfertigen Bemerkungen; sein

schneidiger Witz zeigte sich im glänzendsten Lichte, und manche hübsche junge Dame blickte mit stillem Neid auf das Haustöchterchen, dem mühelos eine so vielersehnte Eroberung gelungen war.

„Wie kokett sie doch ist!" flüsterte eine niedliche Blondine ihrer Schwester in's Ohr, als Hildegard eben am Arme des Bergassessors an ihnen vorüber gegangen war. „Gibt sie sich nicht den Anschein, als ob ihr herzlich wenig an seinen Huldigungen gelegen sei, und doch bin ich überzeugt, daß sie vor Stolz vergehen möchte, ihn glücklich eingefangen zu haben. Er hätte wahrhaftig nicht lange zu suchen brauchen, um Liebenswürdigere zu finden — aber freilich — es heißt ja, ihr Vater sei ein mehrfacher Millionär!"

In der That hatten die scharfen Augen der kleinen Spionin nur richtig gesehen, wenn sie in Hildegard's Benehmen gegen Treysa eine Gleichgiltigkeit wahrzunehmen glaubten, die in einem auffälligen Gegensatz zu der Lebhaftigkeit seiner Bemühungen stand. Sie war nicht gerade unfreundlich gegen ihn; aber es war in ihrem Wesen nicht mehr jene muntere Unbefangenheit und jene dankbare Empfänglichkeit für seine kleinen Galanterien, die ihn anfänglich so sehr ermuthigt hatten. Manchmal, wenn einer seiner artigen Scherze augenscheinlich ohne jede Wirkung geblieben war, beschattete sich denn auch für einen Moment seine Stirn, und er drehte wohl etwas ungeduldig an den Spitzen seines vielbewunderten blonden Schnurrbarts. Doch seine gute Laune war offenbar unverwüstlich, und eine Minute später schien er die kleine Verdrießlichkeit jedesmal vollständig wieder vergessen zu haben.

Sie hatten eben einen Walzer miteinander getanzt und waren, um sich abzukühlen, auf die Terrasse hinausgetreten, als Hildegard ihn fragte: „Kannten Sie vielleicht zufällig die arme junge Lehrerin, von deren Selbstmord ich heute

früh in den Zeitungen gelesen habe? Ich kann den Gedanken an sie gar nicht los werden, obwohl ich sie ja nie gesehen habe. Wie schrecklich muß sie gekämpft und gelitten haben, ehe sie zur Ausführung eines so furchtbaren Entschlusses gelangte!"

Es war gut, daß sie ihre Augen dabei nicht zu dem Gesicht des jungen Mannes erhoben hatte, der neben ihr an dem steinernen Geländer lehnte; denn ein so ausgezeichneter Schauspieler Bernd v. Treysa auch war, diese ganz unerwartete Frage hatte ihn doch für einen Moment völlig um seine gewohnte Sicherheit gebracht. Blitzschnell schoß ihm, während Hildegard sprach, eine Reihe von Fragen und Zweifeln durch den Kopf. Sollte sie vielleicht durch irgend einen eifersüchtigen Zwischenträger Kenntniß von seinen Beziehungen zu Helene erhalten haben? Und war die sonderbare Zurückhaltung, die sie heute ihm gegenüber an den Tag legte, durch eine solche Kenntniß zu erklären? Er konnte noch nicht recht daran glauben; aber er hielt es auf die bloße Möglichkeit hin doch für gerathen, nicht jede Bekanntschaft mit der Todten abzuleugnen.

„Ich bin dem bedauernswerthen Mädchen allerdings einige Male begegnet," sagte er, „und ich meinte schon damals eine gewisse Ueberspanntheit an ihr zu bemerken. Wahrscheinlich ist sie nicht ganz zurechnungsfähig gewesen, als sie die That beging."

„Sie stand ganz allein in der Welt, wie es in jenem Artikel hieß. Gewiß hätte es sie vor der Verzweiflung bewahrt, wenn irgend Jemand dagewesen wäre, dem sie sich mit ihrem Kummer hätte anvertrauen können. Weiß man denn nicht, wodurch sie zu diesem Aeußersten getrieben wurde?"

Der Assessor zögerte ein wenig, dann aber sagte er so gelassen als es ihm in seiner peinlichen Verlegenheit nur immer möglich war: „Etwas Bestimmtes wohl gerade nicht.

Aber es verlautet, daß sie an dem nämlichen Tage aus ihrer Stellung an der städtischen Mädchenschule plötzlich entlassen worden war. Es müssen doch wohl sehr triftige Gründe für eine solche Maßregel vorhanden gewesen sein, und sie hat sich die Sache dann vielleicht noch über Gebühr zu Herzen genommen. Aber — nehmen Sie mir's nicht übel, mein gnädigstes Fräulein! — ich finde, daß wir uns eigentlich von lustigeren Dingen unterhalten könnten."

Er hatte noch nicht Zeit gefunden, selber eines von diesen lustigeren Dingen zur Sprache zu bringen, als die Aufmerksamkeit Beider auf die Erscheinung eines Menschen gelenkt wurde, der in großer Eile durch den Park auf die Villa zukam. Hildegard erkannte in ihm einen der Badediener und sie rief ihn heran.

„Wünschen Sie hier Jemanden zu sprechen?" fragte sie. „Ist drüben irgend etwas Besonderes geschehen?"

Der Mann zeigte sich etwas verlegen. Es war unverkennbar, daß er nicht recht mit der Sprache heraus wollte.

„Ich wollte nur den Herrn Doktor Krüger bitten, auf einen Augenblick hinüber zu kommen; und wenn das gnädige Fräulein vielleicht die Güte haben wollten, ihn zu benachrichtigen —"

„Gern! Der Herr Doktor ist ja unter unseren Gästen. Aber wenn eine schnelle ärztliche Hilfe nöthig war, so hätten Sie vielleicht besser gethan, Herrn Doktor Bruneck zu benachrichtigen, der sich gewiß in seiner Wohnung befindet."

„Ach, der schickt mich ja eben, Fräulein Saroschin! Er ist es ja selber, der einen Beistand braucht."

Mit einem Ausruf des Schreckens neigte sich Hildegard weit über die Brüstung vor. „Er ist krank? Doch nicht etwa gefährlich?"

Der Diener bereute offenbar schon, den Zweck seines Hierseins verrathen zu haben.

„Ich sollte es eigentlich Keinem außer dem Doktor Krüger sagen," meinte er verlegen. „Und es ist wohl auch nicht so schlimm — er kann sich nur nicht gut selber verbinden."

„So ist Doktor Bruneck verunglückt? Aber Mensch, sprechen Sie doch schnell — es darf da keine Minute unnütz vergeudet werden!"

„Er hat eine Wunde am Kopf, aber ich weiß nicht, wie er dazu gekommen ist, denn er kehrte erst eben zu Fuß aus Friedenthal zurück."

Hildegard fragte nicht weiter, sondern wandte sich eilig nach dem Gartensaal zurück, um den zweiten Badearzt unter dem Schwarm der Gäste zu finden. Treysa folgte ihr, und in dem hellen Lichtschein sah er, daß sie todtenblaß geworden war. Der Verdruß, der ihm durch diese Entdeckung bereitet wurde, schien ernster zu sein, als seine früheren Verstimmungen; denn er machte ein finsteres Gesicht und preßte die Zähne in die Unterlippe. Aber er hielt sich trotzdem in der unmittelbaren Nähe Hildegard's und hörte schweigend zu, wie sie mit fliegendem Athem den jungen Assistenzarzt von dem Begehren seines Kollegen in Kenntniß setzte.

„Eilen Sie, Herr Doktor!" bat sie. „Er hätte Sie ja gewiß nicht rufen lassen, wenn es nicht etwas Bedenkliches wäre."

Erst als der Arzt sich mit schnellen Schritten entfernt hatte, redete der Assessor das junge Mädchen wieder an.

„Sie machen sich sehr viel Sorge um diesen Doktor Bruneck, Fräulein Saroschin," sagte er, seine Gereiztheit nur nothdürftig verbergend. „Aber ich vermuthe, daß Sie nicht die geringste Veranlassung dazu haben. Es ist nicht viel mehr als zwei Stunden her, daß ich ihn auf der Friedenthaler Landstraße im besten Wohlsein antraf, und wenn ihm wirklich unterwegs ein kleines Malheur zugestoßen

sein sollte — gar so schlimm kann es doch wohl nicht gewesen sein, da er ja, wie wir gehört haben, zu Fuße heimgekehrt ist."

„Hoffentlich haben Sie mit diesen Vermuthungen Recht," erwiederte sie beklommen. „Aber mir ist so angst — wenn ich nur erst etwas Bestimmtes erfahren könnte."

„Nun, der Arzt wird ja voraussichtlich bald wieder da sein. Inzwischen wird es am besten sein, nicht weiter darüber nachzudenken. Man tritt eben zur Quadrille an, und Sie hatten vorhin die Güte, mir diesen Tanz zu gewähren."

„Aber Sie dürfen mir nicht böse sein, Herr Assessor, wenn ich meine Zusage zurücknehme. Ich kann jetzt nicht tanzen — es ist ganz unmöglich."

Treysa's Brauen zogen sich unwillig zusammen; aber er beherrschte sich, und es klang wieder sehr verbindlich, da er sagte: „So machen wir unterdessen vielleicht einen Spaziergang durch den Park. Möglicherweise fangen wir da den Doktor Krüger bei seiner Rückkehr ab, und Sie haben Gelegenheit, sich noch ein paar Minuten früher von der Grundlosigkeit Ihrer Befürchtungen zu überzeugen."

Hildegard widersprach seinem Vorschlage nicht, und er reichte ihr den Arm. Sie stiegen die Stufen der Terrasse hinab und gingen eine kleine Weile schweigend zwischen den magisch beleuchteten Laubgängen dahin. Einzelne junge Paare, welche ebenfalls die verschwiegene Stille des Parkes dem geräuschvollen Festestreiben in der Villa vorgezogen hatten, kamen ihnen entgegen; dann aber bog Treysa absichtlich in einen der schmalen, dunkleren Seitenwege ein.

„Wissen Sie auch, gnädiges Fräulein, daß ich den Doktor Bruneck aufrichtig um Ihre Theilnahme beneide?" begann er, mit einiger Selbstüberwindung einen scherzhaften Ton anschlagend. „Er müßte wirklich ein ganz außerordentlicher Mensch sein, um das zu verdienen."

„Spotten Sie nicht über mich!“ bat sie. „Sind Sie denn im Ernst der Meinung, daß man nur für ganz außerordentliche Menschen Interesse haben dürfte?“

„O nein! Aber das Ihrige ließe sich auf eine andere Art wohl nur schwer erklären. Die erste Voraussetzung für jede Sorte von Freundschaft pflegt doch sonst ihre Gegenseitigkeit zu sein.“

„Wie soll ich das verstehen? Woraus dürfen Sie schließen, daß Doktor Bruneck mir anders als freundschaftlich gesinnt sei?“

„Pardon! Ich wollte Ihre Empfindungen nicht verletzen. Auch habe ich natürlich nicht die Ehre, der Vertraute des betreffenden Herrn zu sein. Nur aus seinem Benehmen im Allgemeinen und aus einigen gelegentlichen Aeußerungen meinte ich zu entnehmen, daß er Ihre sympathischen Gefühle für ihn nicht so ganz mit derselben Wärme erwiedert.“

„Wenn es auch so wäre, was könnte das an der Meinung ändern, die ich in Bezug auf seinen Charakter hege?“ fragte sie zurück, und Treysa vernahm deutlich genug die kühle Abweisung im Ausdruck ihrer Worte. „Und was hätte es vollends mit meiner augenblicklichen Sorge um ihn zu schaffen?“

„Nicht das Mindeste — gewiß!“ versicherte er eifrig. „Und es ist sicherlich nicht mein Wunsch, ihn in Ihren Augen herabzusetzen. Aber es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mich jemals einer ähnlichen Auszeichnung würdigen wollten. Können sich meine Verdienste ohne Zweifel nicht entfernt mit denen des Herrn Doktor Bruneck messen, so darf ich doch dreist aussprechen, daß meine Verehrung für Sie —“

Er unterbrach sich, denn Hildegard war stehen geblieben und hatte ihre Hand unwillkürlich fester um seinen Arm gelegt.

„Ging dort nicht Jemand?" fragte sie hastig. „Wenn es vielleicht schon der Arzt gewesen wäre —"

„So wäre das nur ein Beweis, daß Sie sich ohne alle Noth geängstigt haben," versetzte er beinahe schroff. Dann aber, als er sah, wie empfindlich sein unartiger Ton sie berührt hatte, lenkte er rasch ein und suchte sie zu überzeugen, daß man unmöglich darauf rechnen könne, dem Doktor Krüger schon jetzt wieder zu begegnen. Und während sie dann ihren Weg fortsetzten, begann er mit mehr Ernsthaftigkeit und Wärme, als sie seiner Redeweise sonst eigen war, von der großen Veränderung zu sprechen, die mit ihm vorgegangen sei, seitdem er die Villa Saroschin zum ersten Male betreten. Noch vor einer Stunde würde Hildegard nicht lange im Zweifel gewesen sein, welche Deutung sie solchen Aeußerungen zu geben habe, und auf welches Ziel Treysa mit seiner wortreichen Einleitung hinsteuerte. Jetzt aber schienen ihre Gedanken zu sehr mit Anderem beschäftigt, als daß sie den vollen Sinn seiner Rede erfaßt hätte; denn sie hörte ihn lange schweigend an, ohne durch irgend eine Unterbrechung etwas von dem Eindruck zu verrathen, den die Versicherungen seiner unauslöschlichen Dankbarkeit für Herrn Saroschin's Gastfreundschaft und seiner unbegrenzten Verehrung für Alles, was diesen Namen trage, auf sie hervorbrachten.

Plötzlich aber, da er ersichtlich eben einen Anlauf nahm, noch deutlicher zu werden, fiel sie ihm hastig in's Wort.

„Wenn Sie einige Freundschaft für mich hegen, Herr v. Treysa — würden Sie dann wohl geneigt sein, mir einen großen Dienst zu erweisen?"

„Befehlen Sie über mich! Und wenn Sie mein Leben forderten, ich würde nicht eine Sekunde zögern, es für Sie hinzugeben."

„O nein, gar so groß ist das Opfer nicht, das ich von

Ihnen verlange. Sie sollen mich nur hinunter begleiten bis zu der Villa, in der Doktor Bruneck wohnt."

Auf eine solche Probe seiner Freundschaft war er offenbar nicht gefaßt gewesen.

„Wie? Sie wollten selbst zu ihm gehen? Und jetzt, mitten in der Nacht? Ah, Fräulein Hildegard, das kann ja Ihr Ernst nicht sein!"

„Und warum nicht? Was ist daran so verwunderlich? Ich habe keine Ruhe mehr, hier oben noch länger unthätig auf eine Nachricht zu warten, und eben weil es mitten in der Nacht ist, bitte ich Sie ja, mich zu begleiten."

„Aber ich weiß in der That nicht, ob ich die Erfüllung eines solchen Wunsches verantworten könnte, Fräulein Saroschin! Was Sie da thun wollen, ist so ungewöhnlich für eine junge Dame und — Sie müssen mir die Offenheit verzeihen — es widerspricht so sehr den Gesetzen der Schicklichkeit, daß ich fürchten müßte, mir den gerechten Unwillen Ihres Herrn Vaters zuzuziehen, wenn ich —"

Mit einem Ruck zog Hildegard ihren Arm aus dem seinigen und wandte sich von ihm ab.

„So bleiben Sie oder gehen Sie meinetwegen zu meinem Vater, um ihm mein ‚unschickliches Benehmen' zu melden. Ich finde den Weg auch allein, und eines Schutzes hätte ich ohnedies nicht bedurft."

Der Assessor erkannte, daß er in seinem eifersüchtigen Aerger einen argen Fehler begangen habe, und lief ohne Besinnen der rasch Davoneilenden nach, um ihn wieder gut zu machen, soweit es noch möglich war.

„Gnädiges Fräulein — Fräulein Hildegard! Aber so warten Sie doch nur einen Augenblick! Meine Bedenken entsprangen ja nur der Sorge für Sie! — Wenn Sie es ernstlich wünschen, gehe ich mit Ihnen, wohin Sie wünschen!"

Er war mit einigen langen Schritten wieder an ihrer

Seite und wurde nicht müde, bittend und begütigend auf sie einzusprechen. Hildegard antwortete ihm nicht; aber er war es schon zufrieden, daß sie keinen Widerspruch gegen seine Begleitung erhob. Nur daß sie mit einem stummen Kopfschütteln seinen Arm ablehnte, als er ihr denselben von Neuem anbot, war ihm ein sehr verdrießlicher Beweis, daß es ihm noch keineswegs gelungen sei, sie zu versöhnen.

Dreizehntes Kapitel.

Mit einem Lächeln hatte Doktor Bruneck seinen jungen Kollegen empfangen.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie in Ihrem Vergnügen gestört habe," sagte er. „Es hat durchaus nichts auf sich mit meiner Verletzung; aber ich möchte sie unserer Patienten wegen gern so rasch als möglich zur Heilung bringen, und darum wird es zweckmäßig sein, ein paar Nadeln einzulegen. Ich habe schon Alles zurecht gelegt, und in weniger als zehn Minuten sind Sie wieder frei."

Natürlich war Doktor Krüger sehr neugierig, die Ursache der Verwundung zu erfahren, und während er geschickt den weit klaffenden Riß vernähte, erzählte ihm Bruneck mit wenig Worten den Hergang seines Abenteuers.

„Sie sehen ja selbst, daß die Wunde unbedenklich ist," fügte er hinzu. „Der Unglückliche scheint den Schlag zwar mit einem Messer oder mit einem anderen scharfen Instrument geführt zu haben, aber er ist trotzdem nicht sehr tief eingedrungen."

„Sie werden von dem Vorfall doch selbstverständlich Anzeige erstatten?"

„Da es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Irrsinnigen handelt, ist das wohl meine Pflicht. Der Wahnwitz dieses Menschen ist denn doch von einer zu gemeingefährlichen Art."

„Und Sie haben ihn nicht erkannt?"

„Nein, sein Gesicht war mir vollständig fremd. Hätte ich es je zuvor gesehen, so wäre mir das gewiß zum Bewußtsein gekommen, denn jetzt würde ich ihn ohne Zweifel unter Hunderten auf den ersten Blick herausfinden."

„Haben Sie auch auf seine Kleidung geachtet? Man hätte doch einen Anhalt für die Feststellung seiner Persönlichkeit, wenn man ungefähr wüßte, ob es ein Fabrikarbeiter oder etwa ein Bergmann gewesen ist."

„Er schien seinem Aussehen nach eher dem Mittelstande anzugehören. Aber wenn meine Vermuthung hinsichtlich seines Geisteszustandes zutrifft, wird die Polizei nicht gar zu viel Scharfsinn aufzuwenden haben. Derartige unglückliche Individuen verrathen sich immer schnell genug durch ihr eigenes Benehmen."

Der Verband war kunstgerecht angelegt, und Bruneck drängte seinen Kollegen, nachdem er ihm dankend die Hand geschüttelt hatte, zu der Gesellschaft zurückzukehren.

„Natürlich werden Sie sich jetzt zur Ruhe begeben?" fragte Doktor Krüger, indem er sich anschickte, der Aufforderung Folge zu leisten. „Nach der Aufregung und dem Blutverlust haben Sie es dringend nöthig."

Harald aber schüttelte den Kopf. „Es sind da noch einige Arbeiten zu erledigen, und ich fühle mich jetzt wieder ganz frisch. Ein Stündchen halte ich's wohl noch am Schreibtische aus."

„Sie sollten das nicht thun. Aber ich darf mir freilich nicht erlauben, Ihnen Vorschriften zu machen wie einem anderen Patienten. Uebrigens ist es mir eine große Erleichterung, daß ich Fräulein Saroschin mit gutem Gewissen so beruhigende Nachrichten bringen kann."

Bruneck blickte verwundert auf. „So hat man durch die Ungeschicklichkeit des Boten oben in der Villa doch von

meinem Unfall erfahren? Das ist sehr gegen meinen Wunsch geschehen."

„Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, aber ich kann Ihnen jedenfalls mittheilen, daß ich die Aufforderung, zu Ihnen zu kommen, aus dem Munde des Fräuleins Saroschin empfing; und selten bin ich dringlicher um die Erfüllung meiner ärztlichen Pflichten angegangen worden, als in diesem Fall."

Wenn dem Verwundeten die Indiskretion des Badedieners wirklich so unangenehm war, als er es eben behauptet hatte, so ließ sich das freudige Aufleuchten, welches bei den letzten Worten des Anderen über sein Gesicht ging, eigentlich nicht recht erklären.

„Sagen Sie dem Fräulein also, daß es nichts sei als eine ganz belanglose Schramme," meinte er, „und soweit es in Ihren Kräften steht, sorgen Sie freundlichst dafür, daß von dem ganzen Vorfall nicht viel Aufhebens gemacht werde."

Der Assistenzarzt versprach es und ging. Harald Bruneck, der schon früher seinen blutbefleckten Rock mit einem anderen vertauscht hatte, setzte sich, seiner vorhin ausgesprochenen Absicht gemäß, an den Schreibtisch, um einige Notizen in sein Krankenjournal einzutragen und um verschiedene Briefe zu beantworten, die ihrer Natur nach eine rasche Erledigung heischten. Aber er hatte kaum die ersten Federzüge gethan, als ihn ein leises Klopfen verwundert von seiner Arbeit aufsehen ließ. Zum ersten Male, so lange er seinen opfervollen Beruf ausübte, empfand er etwas wie lebhaftes Unbehagen bei dem Gedanken, daß man ihn noch jetzt zu einem Kranken rufen könnte, und seine Aufforderung zum Eintreten klang darum vielleicht auch etwas weniger freundlich als sonst. Im höchsten Erstaunen aber sprang er von seinem Schreibstuhl empor, als er im nächsten Moment die schlanke Gestalt Ilona's

vor sich sah, die geisterbleichen Antlitzes auf der Schwelle stand.

„Sie, Frau v. Wolferdingen?“ rief er. „Was ist geschehen?“

Sie hatte sich im ersten Augenblick an den Thürpfosten gelehnt, als ob sie eine Stütze haben müsse, um nicht zusammenzubrechen. Beim Klang seiner Stimme aber raffte sie sich auf, that ein paar Schritte auf ihn zu und ergriff krampfhaft seine Hände.

„Helfen Sie mir! Schützen Sie mich!“ flehte sie. „Wenn Sie mir nicht beistehen, wird er mich umbringen.“

„Es ist selbstverständlich, daß Sie bei mir jeden Schutz finden werden, dessen Sie bedürfen,“ versetzte Bruneck, indem er versuchte, sie zu einem Stuhle zu führen. „Aber Sie müssen ruhig bleiben und mir zunächst mittheilen, um was es sich handelt. Von wem glauben Sie sich bedroht? Doch nicht von Ihrem Gatten?“

„Ja, von ihm! Er hat mich mißhandelt, und er würde mich getödtet haben, wenn ich ihm nicht entflohen wäre. Doch, um des Himmels willen, was ist das? Sie tragen einen Verband, Sie selbst sind verwundet?“

„O, das ist nichts!“ wehrte er ab. „Ein kleiner Unfall ohne alle Bedeutung! Aber ich kann noch immer nicht fassen, was Sie mir da sagen. Ihr Mann müßte ja geradezu tobsüchtig geworden sein, wenn Sie die Wahrheit sprächen.“

„Ich spreche die Wahrheit!“ sagte sie leise und mit tief gesenktem Kopfe. „Und ich könnte es Ihnen beweisen, wenn ich Ihnen die Stelle zeigte, wo mich sein Stock getroffen hat.“

Die Röthe der Entrüstung stieg dem jungen Arzt in die Wangen.

„So war er von Sinnen, als er eine solche Brutalität beging.“

„Ich selbst bin nicht frei von Schuld, denn es ist wahr, ich hatte ihn bis zum Aeußersten gereizt. Aber ich konnte nicht anders. Er hatte mich mit seinen Fragen und Vorwürfen gefoltert, bis ich nicht mehr wußte, was ich sprach. Wenn man Jahre hindurch schweigend gelitten hat, was ich leiden mußte, dann kommt endlich einmal die Stunde, wo das Maß gefüllt ist bis zum Zerspringen. Wenn ich auch keine Hoffnung mehr gehabt hätte, mich vor seinem Zorn zu retten, ich hätte doch nicht länger schweigen können, ich hätte es ihm doch gesagt."

Von Neuem regte sich in dem jungen Arzte das innigste Mitleid mit dem tragischen Geschick dieses armen jungen Weibes.

„Ich habe kein Recht zu erfahren, was zwischen Ihnen und Ihrem Manne vorgegangen ist, Frau v. Wolferdingen," sagte er mit einer Wärme, die ihr an der Aufrichtigkeit seiner Theilnahme keinen Zweifel lassen konnte, „aber ich versichere Ihnen, daß Sie sich in Ihrem Vertrauen auf meine Freundschaft nicht getäuscht haben sollen. Auch wenn Ihr Gatte nicht inzwischen bereits zur Besinnung gekommen ist, haben Sie für Ihre Person nichts mehr zu fürchten. Ich werde die Mittel finden, Sie vor seinen Zornesausbrüchen zu schützen."

Nun hob sie ihr schönes Antlitz wieder zu ihm empor, und aus den heißen, dunklen Augen traf ihn ein Blick, der ihn verwirrte.

„Ich danke Ihnen. O, daß ich im Stande wäre, es auszusprechen, wie innig ich Ihnen danke!"

Harald schob der verzweifelten Frau, die noch immer vor ihm stand, einen Sessel hin und forderte sie auf, sich niederzulassen.

„Wann ist es geschehen?" fragte er dann. „Soeben erst? Und kommen Sie geradeswegs aus dem Weißen Hause?"

„Nein! Als er mich schlug, hatte ich mich in das Schlafzimmer geflüchtet und die Thür hinter mir verriegelt, um einen Vorsprung zu gewinnen. Dann stieg ich aus dem Fenster und versteckte mich nahe bei dem Hause im Park. Ich wußte nicht, was nun weiter aus mir werden solle; denn ich hatte ebensowenig den Muth, zu meinem Manne zurückzukehren, als an irgend einem anderen Orte Schutz zu suchen. Und wohin hätte ich denn auch gehen sollen, ich habe ja keinen Menschen auf der ganzen weiten Welt — keinen, keinen! Vielleicht wäre ich bis zum Morgen dort im Gebüsch geblieben, wenn mein Mann nicht Miene gemacht hätte, mich zu suchen. Aber nach einer Weile — ich weiß nicht, wie lange Zeit ich schon in meiner Todesangst da draußen zugebracht hatte — rief er aus dem Fenster des Schlafzimmers meinen Namen. Er mußte also die Thür gesprengt haben, und nun war ich ganz sicher, daß er mich verfolgen und nicht ruhen würde, bis er mich gefunden. Da hielt ich es nicht länger aus und lief hierher. Rathen Sie mir, helfen Sie mir — und liefern Sie mich nicht an den entsetzlichen Menschen aus, der mich jetzt ganz gewiß tödten würde!"

„Es gilt natürlich zunächst, Ihnen ein sicheres und angemessenes Unterkommen zu verschaffen," sagte Bruneck nachdenklich, „und dann ist es wohl meine Pflicht, mich auf der Stelle zu Ihrem Gatten zu begeben, um ihn —"

Er kam nicht weiter, denn schwer und ungestüm stampfte es draußen auf dem Gange heran, ein heftiger Schlag, offenbar mit der geballten Faust geführt, dröhnte gegen die Thür, und noch ehe von drinnen eine Antwort auf dies ungeberdige Pochen hatte laut werden können, wurde sie auch schon aufgerissen. Die hünenhafte Figur des Oberstlieutenants erschien im Thürrahmen, dunkelrothen, verzerrten Antlitzes und mit weit aufgerissenen, blutunterlaufenen Augen, in denen die wildeste Leidenschaft funkelte.

Mit einem gellenden Angstschrei war Ilona aufgesprungen. Der gelassene Muth, mit welchem sie vorhin ihrem Manne getrotzt hatte, war augenscheinlich jetzt ganz und gar dahin, und eine unsinnige Angst war an seine Stelle getreten. Bebend wie ein zum Tode erschrecktes Kind warf sie sich an Harald Bruneck's Brust und umschlang mit beiden Armen seinen Hals.

„Rette mich!" schluchzte sie. „Sonst bin ich verloren!"

Umsonst hatte der Arzt versucht, sich von ihr frei zu machen. Sie klammerte sich an ihn wie eine Ertrinkende, und er hatte nicht das Herz, sie in ihrer fürchterlichen Seelenangst unsanft von sich zu stoßen. Er kehrte dem Oberstlieutenant sein Gesicht zu, und es war ein Ausdruck strenger Festigkeit in seinen Zügen.

„Ich weiß nicht, woher Sie das Recht nehmen, hier einzudringen, Herr v. Wolferdingen," sagte er mit nachdrücklichem Ernst, „und Sie hätten sich das jedenfalls ersparen können, denn in einer Viertelstunde wäre ich bei Ihnen gewesen."

Es war, als ob der Oberstlieutenant an dem Anblick der Beiden seine Wuth erst geflissentlich bis zum Aeußersten habe aufstacheln wollen, denn er stand ihnen sekundenlang gegenüber, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Dann griff er mit einer schnellen Bewegung in die Tasche, und der Lauf des Revolvers blinkte in seiner Hand.

„Schurke — erbärmlicher!" donnerte er. „Da, nimm das für Dich und für sie, elender Verführer!"

Harald Bruneck sah, was ihn bedrohte, aber er war in der Umklammerung Ilona's nicht Herr seiner Bewegungen, und der Schuß krachte, ehe er im Stande gewesen war, sich auf den Rasenden zu stürzen und ihm die Waffe zu entwinden. Schwer und anscheinend leblos fühlte er in dem nämlichen Moment den Körper der jungen Frau an seinem Halse hängen. Ob die Kugel Wolfer-

dingen's sie getroffen hatte oder ob sie nur im Uebermaß des Entsetzens ohnmächtig geworden war, er konnte es in diesem ersten Augenblick natürlich nicht feststellen; aber er hatte jedenfalls zunächst für sie zu sorgen, und so nahm er die willenlose Gestalt in seine Arme, um sie auf das Ruhebett niederzulegen. Ihre Augen waren geschlossen, aber es war kein Ausdruck körperlichen Leidens auf ihrem Gesicht. Wenn sie überhaupt verwundet war, konnte es sich nach Bruneck's ärztlicher Erfahrung nur um eine sehr schwere Verletzung handeln.

Er ließ sie behutsam auf die Ottomane hinabgleiten und löste ihre fest geschlossenen Hände von seinem Nacken. Es bedurfte dazu nur eines Zeitraums von wenigen Sekunden, aber selbst diese winzige Spanne Zeit, die dem Oberstlieutenant Gelegenheit genug gegeben hätte, alle sechs Schüsse seines Revolvers abzufeuern, wäre für den jungen Arzt wahrscheinlich verhängnißvoll geworden, wenn ihm nicht Beistand von einer Seite gekommen wäre, wo er ihn gewiß am wenigsten erwartet hatte.

Mit dem lauten Rufe: „Hollah, was geht denn hier vor?" war Bernd v. Treysa unmittelbar nach dem scharfen Knall des Schusses durch die weit geöffnete Thür in das Zimmer geeilt, und ohne daß Wolferdingen im Stande gewesen wäre, sich gegen die Ueberrumpelung zu wehren, hatte er ihm mit einem raschen, festen Griffe die gefährliche Waffe aus der Hand gewunden.

„Erlauben Sie, mein Herr, man schießt hier zu Lande nur nach leblosen Scheiben," sagte er mit ironischer Höflichkeit. „Sie haben vermuthlich geträumt, sich auf Korsika oder im Indianerterritorium zu befinden."

Der Oberstlieutenant erhob seinen Krückstock; aber ein furchtbarer Schmerz, der gleich einem Messerstich durch seine kranke Hüfte zuckte, zwang ihn in demselben Augenblick, mit beiden Händen nach der ersten besten Stütze zu greifen.

„Herr, wenn ich nicht ein elender Krüppel wäre —!“ knirschte er. „Aber geben Sie mir meinen Revolver zurück! Ich habe doch wohl das Recht, den Elenden zu züchtigen, der mir mein Weib gestohlen —“

Der Assessor blickte nach dem Ruhebett hinüber, und die Spitzen seines blonden Schnurrbarts zuckten, als ob sich ein Lächeln hinter ihnen versteckte.

„Ich habe keine Veranlassung, mich in Ihre Familienangelegenheiten einzumischen, mein Herr, aber Sie werden sich schon entschließen müssen, dieselben anderswo auszutragen. Eine Fortsetzung dieser nächtlichen Schießübungen kann ich Ihnen schon mit Rücksicht auf den Schlummer der umwohnenden Kurgäste nicht gestatten.“

Jetzt richtete sich auch Bruneck, der bis dahin — unbekümmert um alles Andere — über die bewußtlose junge Frau gebeugt gewesen war, wieder empor. Ilona hatte die Augen aufgeschlagen, und seine leise, rasche Frage, ob sie sich verwundet fühle, mit einem Kopfschütteln beantwortet, um gleich darauf beim Anblick ihres Gatten das Gesicht mit beiden Händen zu bedecken. Festen Schrittes trat der junge Arzt jetzt vor den Oberstlieutenant hin.

„Ich vergesse nicht, daß Sie ein hilfloser Kranker sind, und daß man Sie vielleicht nicht im vollen Umfange verantwortlich machen darf für das, was Sie thun. Aber ich befehle Ihnen, mein Zimmer und dies Haus auf der Stelle zu verlassen. Ich werde einen Diener rufen, der Sie bis in Ihre Wohnung begleitet.“

Wolferdingen, der in seinen marternden Schmerzen der ganzen Energie eines eisernen Willens bedurfte, um sich nur aufrecht zu halten, maß ihn mit sprühendem Blick.

„Ich werde Jeden niederschlagen, der es wagt, mir zu folgen, merken Sie sich das! Ihnen aber hoffe ich binnen zweimal vierundzwanzig Stunden an einem anderen Orte zu begegnen. Ich überschätze das Maß von Ehre gewiß

nicht, das Sie im Leibe haben; aber ich hoffe trotzdem, daß ich nicht nöthig haben werde, Sie mit der Hundepeitsche vor meine Pistole zu zwingen."

Schwerer als vorhin auf seinen Stock gestützt, wandte er sich zum Gehen, und keiner der Anwesenden machte einen Versuch, ihn zu halten. Draußen auf dem halbdunkeln Gange aber, der sich vor der offenen Thür des Zimmers hinzog, floh in demselben Augenblick die in lichte, festliche Farben gekleidete Gestalt eines jungen Mädchens wie eine Verfolgte dem Ausgang der Villa zu.

Harald Bruneck hatte flüchtig ihr Gesicht gesehen, ein entsetztes, todestrauriges Gesicht, dessen Anblick ihn in tiefster Seele erschüttert hatte. Es war kein Zweifel, daß Hildegard Saroschin eine Augenzeugin der letzten Vorgänge gewesen war, daß sie die Worte des Oberstlieutenants gehört hatte, und Harald fühlte ein heißes Verlangen, ihr nachzueilen, damit sie nicht unter diesem häßlichen Eindruck von seiner Schwelle ginge.

Aber der Bergassessor kam ihm zuvor. Unmittelbar nach Wolferdingen verließ auch er das Zimmer, nachdem er sich noch in der Thür mit ganz offenkundigem Hohn gegen Bruneck zurück gewendet hatte: „Entschuldigen Sie meinen etwas formlosen Besuch, Herr Doktor! Ich hatte die Absicht, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen; aber man schickt nicht erst seine Visitenkarte voraus, wenn man sieht, daß auf zwei wehrlose Leute geschossen wird. Sie haben heute entschieden einen schlechten Tag gehabt, ich kondolire Ihnen aufrichtig; aber ich hoffe, es wird weiter keine nachtheiligen Folgen für Sie haben. Gute Nacht!"

Er war fort, und Harald hörte noch, wie er draußen beruhigende Worte zu einigen Leuten sprach, die der Lärm im Erdgeschoß aus ihren Betten aufgescheucht haben mochte. Ein Gefühl schmerzlich-zorniger Bitterkeit stieg in ihm auf, und er ging zum Fenster, weil er es nicht sogleich über

sich gewann, der jungen Frau, mit der er nun wieder allein war, sein Gesicht zu zeigen. Er sah, wie Treysa mit beflügelten Schritten in der Richtung nach Saroschin's Villa hin davoneilte. Von Hildegard aber war nichts mehr zu erblicken, obwohl der Mond jetzt weithin den Weg erhellte, und es hatte wenig Wahrscheinlichkeit, daß es dem Assessor noch gelingen werde, die Entflohene einzuholen.

Es war dem jungen Arzt, als ob er hinter seinem Rücken ein Schluchzen vernähme, und er bezwang sich nun endlich, Ilona sein Antlitz zuzuwenden. Sie hatte sich von dem Ruhebett erhoben und lehnte nun an Bruneck's Schreibtisch, die linke Hand auf die Platte desselben stützend und mit der rechten ihr Taschentuch an die Augen führend. Die demüthige Hilflosigkeit ihrer Haltung rührte ihn und ließ ihn seinen Groll vergessen.

„Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Sie sogleich zu mir gekommen wären und nicht erst abgewartet hätten, daß Ihr Mann Sie verfolgte," sagte er. „Aber es ist freilich müßig, jetzt von dem zu sprechen, was doch nicht mehr zu ändern ist. In diesem Augenblick darf uns allein der Gedanke an die Zukunft beschäftigen. Ich bin selbstverständlich bereit, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen; was aber gedenken Sie zu thun?"

Langsam ließ Ilona die Hand mit dem Taschentuche sinken.

„Was ich thun werde? Ich weiß es nicht. Gibt es denn für mich überhaupt noch eine Zukunft?"

„Ich begreife, daß es Ihnen in diesem Augenblick schwer fällt, einen Entschluß zu fassen. Verschieben wir es also auf morgen; denn in dieser Nacht kann ja ohnedies nichts mehr geschehen. Aber Sie dürfen hier nicht länger bleiben. Ich werde die Frau des Bademeisters wecken lassen, die hier im oberen Stockwerk der Villa wohnt, und bei ihr werden Sie wenigstens während der nächsten Stunden ein sicheres Unterkommen finden."

Er streckte schon die Hand nach dem Telegraphen aus, doch sie hinderte ihn durch eine rasche Bewegung, seine Absicht auszuführen.

„Noch nicht!" bat sie. „Ich will Ihnen gewiß nicht lange mehr zur Last fallen; aber bevor ich gehe, muß ich Sie noch etwas fragen. — Sie werden sich mit meinem Manne schlagen?"

Bruneck schüttelte den Kopf. „Ich würde eine solche Thorheit nicht begehen, auch wenn ich zu Herrn v. Wolferdingen nicht in dem Verhältniß des Arztes zu einem Schwerkranken stände. Ich habe so wenig einen Grund, ihm nach dem Leben zu trachten, als ich eine vernünftige Veranlassung dafür sehen könnte, mich von ihm todtschießen zu lassen. Sie mögen in dieser Beziehung also völlig beruhigt sein."

„Aber er wird sich mit Ihrer Weigerung nicht ohne Weiteres zufrieden geben. Glauben Sie mir, er ist fähig, die Drohung auszuführen, mit der er Sie verließ."

„Es war in dieser Drohung nichts, das mich erschrecken könnte. Und Ihr Gatte wird nach Verlauf einiger Stunden vermuthlich ganz von selbst zu der Einsicht gekommen sein, daß es vielmehr an ihm ist, mich um Verzeihung zu bitten."

„Wie wenig Sie ihn doch kennen! Es gibt keinen Menschen auf Erden, den er so grimmig haßte wie Sie."

„Mich? Aber das ist doch offenkundiger Wahnsinn. Ich erinnere mich nicht, ihm bis zu dieser Stunde etwas Anderes als Gutes erwiesen zu haben."

Wieder traf ihn jener eigenthümliche Blick, der schon einmal sein Herz in rascheren Schlägen hatte klopfen lassen.

„Und wenn Sie ihm zehnmal das Leben gerettet hätten, wenn er Ihnen zur tiefsten Dankbarkeit verpflichtet wäre, Sie würden ihm jetzt doch nichts sein als ein tödtlich gehaßter Feind. Ich bin gewiß, daß kein anderer Gedanke in ihm ist, als der Wunsch, sich an Ihnen zu rächen."

„Zu rächen — wofür?"

„So haben Sie es nicht gehört, wessen er Sie beschuldigte, als er hier vor uns stand?"

Dieser brennende Blick der dunklen Augen, die bis auf den Grund seiner Seele zu dringen schienen, regte Harald Bruneck's Blut allgemach zu fast zorniger Wallung auf.

„Es waren die Reden eines Unzurechnungsfähigen. Wenn er wieder bei Verstand ist, wird eine bündige Erklärung aus meinem Munde hinreichen, seinen Wahn zu zerstören."

„Und diese Erklärung — Sie wollten sie ihm geben?"

„Gewiß! Denn ich bin sie vor Allem Ihrer Ehre schuldig, Frau v. Wolferdingen! Die Anschuldigungen, die Ihr Gatte gegen Sie und mich geschleudert, sind in Gegenwart von Zeugen ausgesprochen worden — zwar trage ich keine Schuld daran, daß es geschah, aber ich habe nichtsdestoweniger die Pflicht, den unverdienten Makel von Ihrem Namen zu tilgen. Niemand, der von diesem nächtlichen Vorfall Kenntniß erhalten könnte, soll es wagen dürfen, offen oder versteckt einen Vorwurf gegen Sie zu erheben."

„Ah, was liegt denn an mir! Glauben Sie, daß es jetzt noch irgend welchen Werth für mich hat, wie die Leute über mich urtheilen. Um Sie allein kann es sich handeln und darum, daß Sie selbst ein Bedürfniß fühlen, sich von jenem Verdachte zu reinigen. Und Sie wünschen das sehr dringend — nicht wahr?"

Der bittere, fast sarkastische Ton in ihrer Frage riß ihm mit einem Mal den Schleier von den Augen. Jene leidenschaftliche Umarmung, die er vorhin nur für eine Aeußerung ihrer Todesangst gehalten; jetzt erschien sie ihm plötzlich in ihrer wahren Bedeutung, und sein erstes Empfinden bei dieser Erkenntniß war das eines jähen Erschreckens. Aber er war nicht einen Augenblick im Zweifel über das, was er zu thun habe. Der heiße, halb sehn-

süchtig, halb gebieterisch fordernde Blick hatte seine geheimnißvolle Macht über ihn verloren, und es bedurfte keiner langen Ueberlegung, um die rechte Antwort zu finden.

„Ja, ich wünsche es auch um meinetwillen, Frau v. Wolferdingen," sagte er ernst und fest. „Ich will, daß mein Ruf so rein sei wie mein Gewissen."

Ilona's schönes Gesicht hatte eine marmorne Starrheit angenommen, während er sprach. Hastig trocknete sie die letzten Thränenspuren von ihren Wangen.

„So lassen Sie die Frau des Bademeisters wecken, Herr Doktor! Ich habe Sie nichts mehr zu fragen."

Schweigend drückte Bruneck auf den kleinen weißen Knopf des elektrischen Signals, das den Bademeister herbeirief.

Wenige Minuten später war er allein. Dem kommenden Tage, der ja nicht mehr fern war, blieb es überlassen, alle diese Verwirrungen und schweren, beklemmenden Zweifel zu lösen.

(Fortsetzung folgt.)





Zug 518.

Erzählung nach Thatsachen von **W. Berdrow.**

Mit Illustrationen von W. Stöwer.

(Nachdruck verboten.)

1.

Mr. Olgers verließ, wie an jedem Morgen, so auch am 1. September 1894, Punkt halb acht Uhr sein hübsches kleines Haus und schritt seinem an der Seefront des Städtchens Duluth in Minnesota gelegenen Bureau zu. Mit Behagen sog er die würzige Luft des frischen Septembermorgens ein, die der leise Südost vom blanken Spiegel des Oberen Sees herübertrug, und an der letzten Straßenecke vor dem großen Konfektionshaus, dessen Geschäftsführer er war, kaufte er von einem Zeitungsjungen für zwei Cents den „Duluther Tagesboten". Dann trat er in's Geschäft, durchsah die bereits angelangte Morgenpost und warf einen Blick in die Zeitung.

Gleich auf der ersten Seite machte ihn eine Nachricht stutzig. Was stand dort unter der Spitzmarke „Waldbrände"?

„Die Nachrichten von großen Wald- und Prairiebränden, die aus unseren Nachbarstaaten Wisconsin und Michigan schon seit acht Tagen täglich zu hören sind, gehen uns jetzt auch schon aus größerer Nähe zu. Diesseits des

St. Croixflusses sollen schon an mehreren Stellen vereinzelte Feuer bemerkt worden sein. Bei dem andauernden Südwinde ist es nicht ausgeschlossen, daß das rothe Gespenst sich aus der Gegend von St. Paul auch unserer Stadt nähert, wenn auch einstweilen noch hundert Kilometer dazwischen liegen."

Das war anscheinend eine harmlose Notiz, da die Gefahr ja noch weit entfernt war, und doch trieb sie dem Leser für einen Augenblick das Blut aus den Wangen, denn es stand darunter: „Hiekley, den 31. August," und in Hiekley, bei Mr. Olgers' Schwager, befanden sich seit acht Tagen seine beiden Kinder.

Der Zeitungsleser schlug sich vor die Stirn.

„Ich Dummkopf," murmelte er, „die Kinder überhaupt aus dem Hause zu schicken! Konnten sie ihre Ferien nicht ebenso gut hier verleben? Aber freilich, sie baten ja so sehr, zum Onkel nach Hiekley reisen zu dürfen, und wer konnte denn ahnen, daß sich das Feuer jetzt plötzlich auch in Minnesota zeigt! Ist es doch seit Wochen nur im fernen Osten aufgetreten."

Olgers ging unruhig, die Zeitung in der Hand, im Komptoir hin und her. Er suchte sich mit Vernunftgründen zu beruhigen. Wer sagte denn, daß das Feuer sich bis Hiekley ausbreiten würde? Der Berichterstatter hatte gewiß zuletzt an diese Möglichkeit gedacht, er würde sonst eine bessere Thätigkeit gewußt haben, als Berichte schreiben. Ueberdies, waren nicht die Schwester seiner Frau und der Schwager kinderlos und hingen unendlich an Olgers' Kindern; war das nicht Bürgschaft genug für Ralph's und Anna's Wohl? Man läßt sich doch nicht mir nichts dir nichts von einem, vorläufig noch mehr als hundert Kilometer entfernten Waldbrande überraschen, und ein Städtchen von über fünfhundert Einwohnern ist doch nicht eine einsame Farm im Urwald!

„Dummes Zeug!" sagte daher Mr. Olgers laut und setzte sich energisch an seinem Tisch, um die eingelaufenen Briefe zu beantworten. „Dummes Zeug! Es gehen täglich drei Züge von Hiekley nach Duluth, Georg und Mary sind vernünftige Leute, und Anna und Ralph keine Säuglinge!"

Olgers begann zu arbeiten, aber seine Gedanken kehrten wieder und wieder zu der Botschaft zurück, die der „Tagesbote" ihm heute gebracht hatte. Endlich raffte er sich auf, irgend etwas zu seiner eigenen Beruhigung zu thun. Vor ihm lagen die Depeschenformulare. Er schrieb eine kurze Nachricht an den Schwager, dieser möge Anna und Ralph mit dem ersten Nachmittagszuge heimsenden, er werde die Kinder am Bahnhof in Duluth erwarten.

Als der Bote mit dem Telegramm unterwegs war, schöpfte Olgers Athem, arbeitete bis zehn Uhr und ging dann in ein benachbartes Restaurant, um zu frühstücken.

Als er das Restaurant verließ, riefen die Zeitungsjungen auf der Straße Extrablätter aus. Er griff nach einem derselben und durchflog hastig die Zeilen. Dann sauste es ihm vor den Ohren in plötzlichem, den Puls stockenden Schreck, und er stürmte wie gehetzt davon.

— — — — — — — — — — — — —

In den niedlichen sauberen Räumen ihres kleinen Hauses, das sie wie ein Putzkästchen hielt, bewirkte Mrs. Olgers, im Verein mit ihrem Dienstmädchen Katy, die tägliche Säuberung. Das heißt, Katy regierte den Besen, und Frau Olgers half mit Staubtuch und Wedel nach.

„Wie mir die Kinder fehlen!" seufzte sie dabei. „Drei Tage lang war mir die Ruhe im Hause angenehm, jetzt langweilt es mich." Laut rief sie in's Nebenzimmer: „Katy, finden Sie nicht auch, daß es seit acht Tagen unerträglich still bei uns ist?"

Katy lachte. „Freilich. Aber ich muß gestehen, ich finde das sehr erträglich."

„Ach nein,“ sagte Mrs. Olgers, „ich muß die Kinder wieder haben; das ist ja zum Sterben langweilig.“

Sie trat an's Fenster und sah auf den schmalen städtischen Park auf der anderen Seite der stillen Straße, über dessen Bäume die Vormittagssonne stand und in den schmalen Streifen des Sees funkelte, der hier und da durch die Bäume sichtbar war.

„Nicht einmal die Sonne hat einen ordentlichen Glanz,“ rief sie kopfschüttelnd. „Sie sieht ganz rothbraun aus! Wie merkwürdig!“

„Die Sonne?“ antwortete das Mädchen. „Ja, Sie haben Recht, wie komisch! Als ob man die Sonne durch einen Rauch sähe!“

Es klingelte. Katy sprang hinunter und kehrte gleich darauf mit einem jungen Manne zurück, der Mrs. Olgers zu sprechen wünschte.

„Wer ist es, Katy?“ fragte die Dame des Hauses.

„Ein Clerk von Rawlieson & Comp.! Er hat eine Bestellung von Mr. Olgers.“

Frau Olgers stand bereits im Vorzimmer bei dem Boten. „Mein Gott! was ist denn? Doch kein Unglück?“

„O nein, Madame. Herr Olgers ist plötzlich verreist; er läßt bestens grüßen und sendet diesen Brief.“

Mit zitternder Hand griff die Frau nach dem offenen Zettel, der nur die Worte enthielt: „Ich hole die Kinder! Lies das Blatt!“

„Aber was ist das?“ schrie Frau Olgers. „Sagen Sie mir nur, weshalb . . .“

„Vielleicht klärt dies Extrablatt die Sache auf,“ versetzte der Kommis. „Mr. Olgers hatte es sehr eilig und bat, dieses Blatt ebenfalls an Sie abzugeben. Die Waldbrände . . .“

Mrs. Olgers las und sank schwer auf einen Stuhl. „Aus Elkton,“ stand da. „1. September früh 7 Uhr.

Waldbrände im Anzug. Die Gefahr ist groß, von Süden zieht blauer Rauch an; in Hiekley trifft man Vorkehrungen zur Flucht. Jenseits Hiekley keine Nachrichten, wahrscheinlich Telegraph zerstört. Sollte es zum Schlimmsten kommen, ruft Hiekley Extrazug. Der zweite Zug von St. Paul ist nicht gekommen."

Frau Olgers fuhr mit einem Schrei aus ihrer Erstarrung empor.

„Meine Kinder!" rief sie in fieberhafter Erregung. „Meine Kinder! Meine Anna, mein Ralph! Hiekley brennt! Mein Gott, warum hat er mich denn nicht mitgenommen? Schnell, schnell zum Bahnhof!"

„Es dürfte zu spät sein für Sie, Mrs. Olgers," erwiederte der Clerk. „Ueberdies, Sie sehen zu schwarz! Hiekley brennt nicht, wird vielleicht nie brennen, und Mr. Olgers ist ja bereits unterwegs. Ich habe mit ihm zusammen auf dem Lakestreet-Depot angefragt, der Zug geht elfdreiviertel Uhr, ist also eben abgegangen."

Doch Frau Olgers hörte nicht. Sie hatte bereits Hut und Jacket ergriffen, und eilte fort, dem Bahnhof zu.

2.

Es war kurz vor dem Abgang des Zuges 518, als Olgers auf dem weit von seinem Geschäft entfernten Bahnhof eintraf. Die riesige Lokomotive, eines jener Ungeheuer von Stahl und Eisen, welche die tagelange Reise nach dem fernen Westen, mit der schweren Last ihrer Züge hinter sich, zurücklegen müssen, stand zischend vor der Flucht der Wagen; der Heizer schürte das Feuer, der Lokomotivführer stand neben dem Betriebsingenieur auf dem Bahnsteig.

Es waren verhältnißmäßig wenig Menschen da. Was Mrs. Olgers zur wahnsinnigen Aufregung anstachelte, schien die anderen Leute ganz kalt zu lassen. Vielleicht wußten

es die Meisten gar nicht, und die Uebrigen hielten es für übertriebenes Zeitungsgeschwätz. Freilich, was hatte Duluth vom Feuer zu befürchten, war es doch durch einen zehn Meilen breiten Gürtel vom Walde getrennt!

„Wissen Sie nichts vom Feuer, Sir?" fragte der geängstigte Mann einen älteren Herrn, der eben, ein Täschchen in der Hand, in den Salonwagen stieg.

Der Fremde sah ihn erstaunt an.

„Vom Feuer? — Well, das brennt, Sir! Und wir fahren hindurch, wie ein Donnerwetter; das ist kein Ding von Bedeutung!" Er stieg ein.

Olgers stürmte nach vorn.

„Haben Sie noch besondere Instruktionen, Sir?" hörte er den Lokomotivführer fragen.

„Nein," versetzte der Ingenieur. „Sie müssen auf alle Fälle versuchen, hindurch zu kommen! Suchen Sie sich Ihre Instruktionen aus dem Thatbestand, den Sie antreffen! Good bye, Sir!"

Der leitende Beamte entfernte sich.

Olgers trat hastig zu dem Lokomotivführer, der sich eben zu den Rädern seiner Maschine niederbeugte. „Wissen Sie etwas Näheres über die Waldbrände? Ist Hiekley gefährdet?"

Der Führer warf, ohne sich aufzurichten, einen unwilligen Blick auf den unberufenen Störer.

„Glauben Sie, daß ich jetzt Zeit zum Geschichtenerzählen habe? In fünfundvierzig Sekunden geht der Zug! Wenn Sie mit wollen, machen Sie, daß Sie in den Wagen kommen!"

Olgers packte ihn bei der Schulter. „Mann," rief er, „haben Sie Erbarmen! Meine Kinder sind in Hiekley! Hat es Gefahr?"

„Weiß nicht!" brummte der Maschinist. „Lassen Sie mich auf die Maschine und eilen Sie sich; ich fahre ab!"



Olgers trat hastig zu dem Lokomotivführer. (S. 70)

„Und ich steige mit auf die Maschine," sagte Olgers fest. „Denken Sie, ich will vor Unruhe und Angst sterben, bevor wir dort sind? Ich muß Gewißheit haben! Sie wissen mehr als Sie sagen. Ist nicht eben erst Ihr Kollege aus jener Richtung gekommen?"

Er hatte inzwischen in die Tasche gegriffen und preßte dem Führer eine Zehndollarnote in die Hand. Der blickte sich nach dem, in einiger Entfernung stehenden Betriebsbeamten um. Derselbe drehte ihnen den Rücken zu. Olgers sprang auf die Maschine; der Maschinist folgte; ein kurzer Pfiff, und schwer athmend setzte sich das eiserne Ungethüm mit seiner Last in Bewegung.

Wenige Minuten später hatte der Zug die Häuser hinter sich und rasselte durch die weite, baumlose Ebene. Der Lokomotivführer stellte seine Hebel auf Volldampf und wandte sich dann zu Olgers zurück, der erregt, aber stumm hinter ihm an der Blechwand des Tenders lehnte.

„Sie wollen von mir mehr wissen, als ich selber weiß," sagte er. „Well, ich verstehe, daß Sie in Sorge sind, und wohl möglich, daß es in der That schlimm steht, aber Nachricht vom Zug 36, wie Sie denken, liegt nicht vor. Wissen Sie nicht, daß der Zug nicht eingelaufen ist? Ist auch nicht in Hieklen eingelaufen, sondern wohl vorher vom Feuer angehalten und nach St. Paul zurückgedampft."

„Also Sie wissen wirklich gar nichts?"

„Hm, einige Nachricht haben wir schon. Von St. Cloud ist ein Zug vor einer halben Stunde angelangt, der hat viel Rauch gehabt unterwegs, aber kein helles Feuer." Er warf einen prüfenden Blick auf Olgers. „Wer weiß aber, das geht schnell manchmal. Hieklen — ja doch, Mann, ängstigen Sie sich nicht, es ist wahr, eine Depesche aus Hieklen ist da, vor zwanzig Minuten: es hat Gefahr, das ist richtig, sie baten um Hilfszug."

„Und es ist keiner geschickt worden?"

„Mein Zug stand ja schon fertig auf dem Geleise. Ich habe Wagen genug mitgekriegt, um ganz Hieklеy zu holen. — Mack, wirf auf!“ rief er dann dem Heizer zu, „wirf auf, daß es kracht, wir wollen sehen, ob sich die zwanzig Minuten nicht nachholen lassen!“

Bald raste der Zug mit Windeseile durch die Prairie, um endlich in einen dürren Fichtenwald einzulaufen. Olgers saß stumm auf den Kohlen und hielt die Uhr in der Hand. Man war erst zwanzig Minuten unterwegs; ihm schienen es zwei Stunden.

„Wie weit ist's noch bis Hiekley?“ fragte er.

„Sechzig Meilen, Sir.“

„Und wie lange wollen Sie fahren?“

„Anderthalb Stunden, wenn Alles gut geht; eigentlich hundertzehn Minuten.“

Olgers athmete tief auf. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, trotz des heftigen Zuges; die Maschine strömte eine furchtbare Hitze aus. Der Zug polterte mit donnernder Eile durch den mittagsstillen Wald.

Der Heizer sog die Luft ein paarmal mit der Nase ein und schüttelte den Kopf. „Reinert,“ sagt er, „riecht Ihr nichts?“

Der Führer winkte ihm Stillschweigen zu und wies mit dem Daumen auf den Passagier. „Laßt den Mann nichts hören,“ sagte er, „der merkt's noch früh genug. Ich fürchte, Mack, es wird ein heißer Tag für uns. Ich roch es schon lange. Ob wir überhaupt noch bis Hiekley kommen? Wirf auf, Mack, wirf auf!“

Und Mack schleuderte seine Kohlen in den Feuerschlund der Maschine, bis die Flamme einen hellen Funkenstrom aus dem Schlot blies.

Olgers hörte nichts von dem Gespräch; das Rasseln der Räder verschlang jeden Ton. Er saß schweigend auf den Kohlen und blickte bald auf die Uhr, bald auf die Meilenzeiger an der Strecke.

Allmälig senkte sich ein dichter, brauner Nebel auf die Gegend. Brenzlicher Geruch erfüllte die Luft, und über dem Zug lagerte eine heiße, drückende Atmosphäre. Man vermochte kaum noch zweihundert Schritte weit zu sehen.

Olgers erhob sich und starrte mit fiebernden Blicken in die rothbraune, flimmernde Landschaft.

„Was ist das?“ rief er dem Führer zu. Der hörte nicht, oder wollte nicht hören. „Was ist das, Mann?“ wiederholte Olgers. „Um Gottes willen, ist das schon —“

Er war neben den alten Reinert getreten, der den Blick nicht von der verschleierten Strecke abwandte, und ergriff ihn am Arm. „Ist das —“

„Das rothe Gespenst,“ sagte der Führer mit harter Stimme, und sah gespannt in die rothbraune, trübe Lichtung, welche vor dem Zuge durch den Wald brach. Plötzlich riß er den Steuerhebel herum und zog die Dampfbremse. Der lange Wagenzug rasselte langsamer über die Schienen, zitterte in allen Fugen, gab ein schrilles Tönen von sich unter dem Druck der Bremsklötze, und hielt an einer Waldlichtung an.

Man war in Elkton, einem Dorfe am seichten Kettlefluß, angelangt. Ein einzelner Mann stand vor dem hölzernen Schuppen, der hier ein Bahnhofsgebäude vertrat. Der Zugführer sprang von der Maschine und befahl, die Lampen in den Wagen anzuzünden; der Heizer setzte das Licht der Lokomotive in Brand.

„Wie geht's,“ fragte Reinert den Beamten. „Nachricht von Hiekley?“

„Warum seid Ihr nicht früher da?“ fragte der Andere zurück. „Vor einer halben Stunde kam die letzte Depesche. Es brennt dicht bei Hiekley, die Bewohner rücken aus. Möchte wissen, wohin in dem verdammten Waldnest!“

„Und Ihr?“ fragte Reinert und zeigte auf die schwarzen Wolken, die über dem Himmel stürmten.

„Schon Alles in Sicherheit auf Kettle-Island! Die Leute auch! Da kommt kein Feuer hinüber! Ich gehe auch; wollte erst abwarten, ob Ihr noch kommt. Auf der Rückfahrt braucht Ihr nicht zu halten.“

„Auf der Rückfahrt?“

„Na ja, Ihr denkt doch nicht etwa daran, durchzukommen! Keine Ahnung In dreißig Minuten seid Ihr wieder hier, und das Feuer ist hinter Euch. Glaubt mir, ich habe das 'mal erlebt. Das ist kein Spaß.“

Der Beamte ging, und einige von den wenigen Passagieren, die der Zug hatte, folgten ihm. Die Sache kam ihnen bedenklich vor. Der Aufenthalt hatte kaum zwei Minuten gedauert. Jetzt donnerte der Zug weiter durch den unheimlichen, öden, dem Verderben geweihten Wald.

Der Lokomotivführer drehte sich zornig nach Olgers um, der Alles angehört hatte und nun todtenbleich, die Hände um eine Eisenstange gekrampft, auf dem Tender stand.

„Warum seid Ihr nicht umgestiegen?“ schrie er. „Ihr seid uns im Wege hier!“

„Still,“ versetzte Olgers fest. „Ich bin meinen Kindern zehn Meter näher.“

Reinert schwieg. Nach einer kurzen Pause bemerkte er: „So schweigt und fragt nichts mehr. Und das sage ich Euch: packt Ihr mich noch einmal am Arm, wie vorhin, so fliegt Ihr von der Maschine!“

Olgers schwieg.

Zehn Minuten waren seit Elkton vergangen. Der Nebel war zum dichten, braunen Rauch geworden. Aschenflöckchen fielen auf den Zug, und eine sengende Hitze strömte mit dem Südwind, dem die Lokomotive entgegenfuhr, auf die drei Männer aus. Rechts und links knisterten

und krachten die Kiefern unter der Hitze. Der Führer warf einen finsteren Blick auf den Heizer, der neue Kohlenmassen in die Lokomotive schleuderte. Plötzlich ertönte ein lauter Krach hinter der Lokomotive. Noch einer — und noch einer, wie Flintenschüsse, deren Echo durch das Donnern der Räder klang. Der Heizer beugte sich weit über den Rand, indeß der Zug in wahnsinniger Hast vorwärts raste.

„Es ist nichts," sagte er dann zum Führer, „nur die Scheiben platzen."

Man raste weiter. Ein wahres Pelotonfeuer berstender Scheiben begleitete die wilde Jagd. Nach fünf Minuten war nicht eine von den achthundert Fensterscheiben des langen Zuges mehr ganz. Reinert riß den Ventilhebel bis an die Hemmungen, und mit dem Anderthalbfachen der erlaubten Geschwindigkeit raste der Zug weiter. Eine Lichtung blitzte vorüber. Bald darauf eine große, halbausgetrocknete Wasserlache; dann wieder auf beiden Seiten die hohen, knisternden Stämme. Reinert schrie, ohne die starren, weit aufgerissenen Augen von der Strecke abzuwenden, „der See!" — Er winkte dabei Olgers mit der freien Linken.

„Was soll's mit dem See?" schrie Olgers durch das Donnern der Räder zurück.

Reinert antwortete nicht. Der Heizer, der eben von Neuem mit der Schaufel in die Kohlen fuhr, sagte statt seiner: „Der See dort rettet uns, wenn wir nicht durchkommen!"

„Wir müssen durchkommen!" dachte Olgers, indem er, die Zähne fest zusammengebissen, sich an den heißen Eisenstangen festhielt, um beim Schwanken der Maschine nicht herabgeschleudert zu werden. Er preßte ein Tuch gegen den Mund, um nicht in der sengenden, trockenen, aschenerfüllten Luft den Athem zu verlieren..

Ringsum wurde es dunkler und dunkler. Es war ein Uhr Mittags, und dabei umgab eine braune, dichte Finsterniß den Zug, der inmitten der krachenden Kiefern, umloht von einer glühenden Windsbraut, weiter raste.

— — — — — — — — — — — —

Inzwischen hatten sich in Hiekley furchtbare Scenen abgespielt. Schon am frühen Morgen, gleichzeitig mit einer leichten bräunlichen Trübung des Himmelsgewölbes, hatte der Draht die Meldung von großen Bränden in den Wäldern von Stillwater und Elkriver gebracht. Einige Vorsichtige hatten Gefahr gewittert, aber die meisten Bewohner des kleinen Waldstädtchens blieben sorglos. „Wie, ein Waldbrand, so weit noch entfernt — und Furcht? Wie oft hatte es schon hier und da gebrannt in den Wäldern, ohne je die Stadt zu gefährden; was sollte es heißen, sich jetzt plötzlich mit unnöthigen Befürchtungen zu plagen!"

Der Frühzug aus dem Süden, der die gefährdeten Gegenden passirt haben mußte, brachte keine beunruhigenden Nachrichten, da er thatsächlich fünfzehn Kilometer seitwärts von dem Brandheerde vorübergefahren war. In Wirklichkeit war der Waldbrand schon gegen Morgen zu einem unermeßlichen Feuermeer angeschwollen, das sich der unglücklichen Stadt, von einem starken Südwind getrieben, in rasender Schnelligkeit näherte, ohne daß man es in Hiekley ahnte.

Immerhin herrschte im Orte eine gewisse Unruhe, die sich steigerte, als gegen neun Uhr beängstigende Depeschen aus anderen, schon näher gelegenen Orten einliefen. Auch im Hause Mr. Hartford's, des Schwagers von Mr. Olgers, wurde die Unruhe getheilt, und während sie von den Olgers'schen Kindern nur als eine amüsante Unterbrechung des täglichen Einerlei der kleinen Stadt empfunden wurde, machte sie dem Onkel und der Taute ernstes Kopfzerbrechen.

„Es war eine Dummheit," sagte Hartford zu seiner

Frau, „die Kinder nicht heute früh in den Zug zu packen und nach Hause zu schicken; sei es auch nur, um bei Deiner Schwester keine unnöthige Angst aufkommen zu lassen."

„Glaubst Du, daß es Gefahr hat?" fragte ihn seine Frau.

„Unsinn, aber genügen nicht die dummen Zeitungsdepeschen allein, eine ängstliche Mutter in Aufregung zu versetzen?"

Hartford entfernte sich und kehrte nach einer halben Stunde mit schlechten Nachrichten zurück. Die Depeschen aus dem Süden brachten in kurzen Zwischenräumen immer schlimmere Botschaften, aus denen hervorging, daß es sich um einen Brand von bisher ungeahnter Ausdehnung handele.

Seit fünfzehn Minuten schwieg der Telegraph. Jede Anfrage blieb vergeblich. Statt dessen aber stieg fern am südlichen Horizont eine sichtbare Botschaft des nahenden schrecklichen Ereignisses auf, ein dunkler, breiter Schatten von Südost bis nach Westen hinüber, wie eine graublaue Gewitterwolke das Firmament überspannend. Die Männer blickten von den Dächern der Häuser ernst auf die breite, düstere Wolke, die über den Wäldern höher und höher stieg, und schätzten den Abstand des Feuers. Alte, erfahrene Bewohner sagten eine furchtbare Katastrophe voraus und riethen bereits jetzt zur Flucht.

Es war halb zehn Uhr Vormittags.

„Die Kinder werden reisen," sagte Hartford mit Bestimmtheit, als er nach Hause zurückkehrte. „In dreißig Minuten ist der Zug hier, wir bringen sie zum Bahnhof, und Du, meine Liebe, wirst sie begleiten!"

„Ich?" fragte seine Frau erstaunt. „Was fällt Dir ein!"

„Es hat Gefahr," erklärte Hartford, „oder könnte doch welche haben. Du wirst reisen, Mary, und ich werde mich, sobald ich hier das Nothwendigste geordnet habe, eben-

falls retten, vorausgesetzt, daß es wirklich zum Klappen kommt."

„Ganz gut," meinte Frau Hartford, „nur wirst Du mir gestatten, bis zu dem betreffenden Moment, in welchem es eben zum Klappen kommt, an Deiner Seite zu bleiben und mich dann eben dorthin zu begeben, wohin Du gehst. — Keine Einwendungen, Georg! Mich bringt keine Gewalt von Deiner Seite, so lange Du in Hiekley bleibst!"

Hartford zuckte die Achseln, packte schnell Papiere und Bargeld zusammen, die er den Kindern mitgeben wollte, um sie bei seinem Schwager sicher zu wissen, und dann eilte die ganze Familie zum Bahnhof. Eine große Menge, zumeist die Frauen und Kinder des Waldstädtchens, erwarteten den Zug, aus dem Süden, welcher über die festgesetzte Zeit ausblieb. Aengstlich spähte man das Geleise entlang, dessen blanke Schienen sich in gerader Linie meilenweit durch den Wald erstreckten. Aber bis in die weiteste Ferne entdeckte auch das schärfste Auge keine Lokomotive. Nur am Horizont stieg hoch und höher eine düstere, fahle Wolke auf, deren Saum bereits die Spitzen der hohen Kiefern überragte. Dazu stellte sich eine drückende, bleierne Schwüle ein.

Unruhe bemächtigte sich aller Herzen. Angstvoll hafteten hundert Augen an dem blanken, todten, endlosen Geleise. Sollte der Zug ausbleiben? Sollte man hier, in dem engen, wasserentblößten, waldumragten Farmerstädtchen hilflos dem fürchterlichen Ereigniß gegenüberstehen, das dort am Horizont seine düstere Fahne breiter und breiter zu entrollen begann?

Die Leute bestürmten den Bahnhofsvorsteher, der hilflos die Achseln zuckte, da ihn sein Telegraph seit einer Stunde im Stich ließ. In fiebernder Erwartung stand man bis gegen halb elf Uhr am Bahnhof; kein Zug lief ein. Er mußte vom Feuer aufgehalten sein.

Die Bestürzung war bei den Frauen groß. Die Männer

waren seit einer halben Stunde auf diesen Ausgang gefaßt gewesen. Hartford nebst einigen Anderen gingen in's Bureau des Vorstehers.

„Sir, wir müssen unsere Frauen und Kinder fortschaffen. Telegraphiren Sie nach Duluth! Fordern Sie einen Extrazug!"

Der Beamte hatte Bedenken. In einer Stunde gehe der fahrplanmäßige Zug 518 von Duluth ab, der halb zwei Uhr in Hiekley eintreffe. Im Nothfall könne der umkehren und die Bevölkerung mitnehmen. Wer wisse überhaupt, ob es zum Schlimmsten käme.

„Lassen Sie zum Teufel kommen, was will! Lieber drei Züge zu viel, als einer zu wenig!" entgegnete man ihm und zwang den Beamten, zum Apparat zu gehen. Aber Duluth blieb zum Entsetzen Aller stumm auf jeden Anruf. Man rief Elkton, rief das benachbarte Kettleriver an — Alles blieb stumm.

Durch die weit geöffnete Thür des Bureaus drang heiß und heißer die Luft ein: die unerschrockenen Männer, unter denen manche noch die Indianer aus diesen Wäldern hatten vertreiben helfen, sahen sich schweigend an; ihnen perlte der Schweiß auf der Stirn, und was sie schwitzen machte, war nicht allein der sengende Athem des rothen Gespenstes, den sie spürten, sondern die Angst.

„Der Draht ist zerschnitten," murmelte der Beamte.

Sie wußten es Alle, und eine wilde Wuth stieg in ihnen auf.

Also selbst in dieser Noth, selbst in ihrem kleinen, fast zu einer Familie verschmolzenen Städtchen gab es Schurken, die das grauenhafteste Verbrechen nicht scheuten, um dann in der entstandenen Verwirrung ihr Geschäft am hinterlassenen Gut der Fliehenden zu machen.

„Die Stelle kann nicht weit entfernt sein," ermuthigte der Beamte. „Wer sucht die Stelle und flickt sie?"

Schnell wurden unter den Männern auf dem Bahnhof zwei jüngere Leute gefunden, die, ohne Familie, die verbleibende Zeit leicht zum Erforschen des zerstörten Leitungspunktes verwenden konnten.

„Vergeßt nicht die Revolver!“ rief man ihnen nach. „Und spart ein Loth Blei nicht, wenn euch zufällig ein solcher Schurke in den Weg läuft!“

Hartford hieß seine Frau mit den Kindern auf dem Bahnhof bleiben und abwarten, ob etwa wider Erwarten der Zug aus dem Süden noch einlaufe. Er selbst eilte nach Hause, schaffte die werthvollsten Gegenstände aus seiner Wohnung und seiner Werkstatt in den flachen Keller und bedeckte sie mit nassen Tüchern. Endlich schloß er die Luken des Kellerraumes und bedeckte sie, sowie den über dem Keller liegenden Fußboden mit Erde. In einer halben Stunde hatte der kräftige Mann, während er am ganzen Leibe von Schweiß troff, diese Vorkehrungen beendet.

Hin und wieder polterten Wagen, rasten Pferde an seinem Hause vorüber, ohne daß er sich stören ließ. Ganz Hiekley begab sich auf die Flucht. Wer Pferde und Wagen besaß, mittelst ihrer; wer keine hatte — und dazu gehörte auch Hartford, der das Gewerbe eines Schlossers, Schmiedes und Mechanikers in Hiekley ausübte — mußte zu Fuß gehen.

Aber Eile that Noth. Wenn das Feuer die Wälder hier ergriff, würde in zehn Minuten der ganze Ort ein Flammenmeer sein, aus dem keine Seele lebend entränne! Der Hiekleyriver, ein Bach oberhalb der Stadt, war in diesem trockenen Sommer fast versiegt und mußte dem ersten Hauch des Feuers völlig zum Opfer fallen. So gab es nur einen Ausweg: längs der Geleise in der Richtung nach Elkton zu entfliehen und auf den Mittagszug hoffen, der, von Duluth kommend, die Flüchtigen aufnehmen konnte.

Unter diesen Ueberlegungen schritt Hartford jetzt dem

Bahnhofe wieder zu, noch immer in der unausgesprochenen Hoffnung, der erwartete Frühzug möchte inzwischen durch Hiekley gekommen und mit den Frauen bereits auf dem Weg nach Duluth sein.

Es war nicht so. Seine Angehörigen warteten noch immer vergebens, während die Mittagshitze sich mit der heißen, von Süden anrückenden Atmosphäre zu einer lähmenden Schwüle vereinigt hatte. Man brach auf und wanderte, so schnell die drückende Temperatur es gestattete, längs der Geleise nach Norden durch den stummen, harzathmenden Wald. Die meisten Bewohner waren schon voraus, die wenigen, welche noch in dumpfem Brüten am Bahnhof gewartet hatten, schlossen sich jetzt an. Nur von einigen hartnäckigen Nachbarn erzählte man, daß sie in Hiekley geblieben seien und innerhalb der wenigen Steinhäuser, in den Kellern oder in tiefen, ausgehobenen Gruben die Gefahr erwarten wollten.

Es mochten im Ganzen zweihundert Personen sein, die in einzelnen Trupps, theils aller Bürden ledig, theils beladen mit mancherlei Gepäck, theils sogar keuchend vor Handwagen, den Ort verließen. Wortkarg, aufgeregt und gleichzeitig ermattet von den Ereignissen des Morgens, niedergedrückt von der wachsenden Hitze, zog man dahin. Oft blickte sich Eines oder das Andere nach dem düsteren Horizonte um, als fürchteten sie schon, die Gluthen erscheinen zu sehen; und schweigend beeilte Jeder seine Schritte, um nicht der Letzte in der langen Reihe zu sein. Hin und wieder rollte in einiger Entfernung, gleichsam verstohlen, um nicht von den Fußgängern angehalten zu werden, ein hochbeladener, von Männern, Frauen und Kindern dichtbesetzter Wagen zwischen den alten Kiefern vorüber, oder ein Reiter brach in scharfem Trab durch's Gehölz, Alle auf der gleichen, hastigen Flucht vor demselben grausigen Feinde.



Wortkarg, aufgeregt und gleichzeitig ermattet zog man dahin. (S. 82)

Eine Stunde verging, es ward Mittag, ohne daß Jemand daran dachte, zu rasten. Keuchend, die Kinder bald tragend, bald eilig fortziehend, schleppten sich Frauen und Männer weiter; die Zurückbleibenden warfen bald hier, bald dort ein Stück ihrer Bürde ab und trachteten, sich der Karawane wieder anzuschließen. Hinter Allen aber erhob sich hoch und höher die schwarzbraune, verderbenkündende Wand und wuchs schließlich mit ihrem oberen Rande über die Sonnenscheibe hinaus. Zuerst roth wie Blut, dann bräunlich, endlich violett blickte das Tagesgestirn noch für wenige Minuten durch den finsteren Rauch, dann war es nur noch eine blasse Scheibe, und es begann im Walde zu dämmern. Der glühende Wind führte einen feinen braunen Nebel mit sich, der dichter und dichter ward. Bald konnten die Letzten des Zuges nicht mehr seine Spitze erkennen, und eine unnennbare Angst bemächtigte sich der Frauen und Kinder. Man warf die Bündel bis auf das Werthvollste aus den Karren und setzte die Kinder hinein, während die Männer, selbst fast zu Boden gedrückt von der Gluthatmosphäre, abwechselnd die Gefährte zogen. So ballte sich die Gesellschaft wieder enger zusammen und hastete, von wachsender Dunkelheit umgeben, längs des Schienenstranges weiter.

Auch der Bahnhofsvorsteher gesellte sich ihnen plötzlich zu. Den beiden vorausgesandten Leuten mußte es gelungen sein, die zerstörte Telegraphenleitung nothdürftig wieder zu verknüpfen, denn bald nach dem Abgang der letzten Bewohner war es ihm geglückt eine Drahtnachricht nach Duluth zu senden. Sofort hatte sich dann der Beamte zur Verfolgung des Zuges der Flüchtigen aufgemacht.

Die Nachricht belebte den gesunkenen Muth der Leute etwas. Hatte man in Duluth sofort einen Zug abgesandt, so konnte derselbe schon in Elkton, vielleicht schon weiter sein.

Und so ging es denn noch eine weitere Viertelstunde

vorwärts, während der Fuß nur noch unsicher am Boden tappte, die Brust nur noch keuchend die heiße, erstickende, rauchige Luft einathmete. Flockige Aschenschauer stoben vor dem Winde her, und krachend dehnte sich das ausgetrocknete Holz der dürren Bäume hüben und drüben. Der heiße Wind wandelte sich mehr und mehr zum rasenden, athemverzehrenden Gluthsturm, und ein Jeder erkannte, daß jetzt die höchste Gefahr sei. Der Waldbrand schritt mit Rieseneile heran, hatte vielleicht Hiekley schon ergriffen.

Die Frauen sanken zum Theil nieder und weigerten sich, weiter zu gehen. Die Männer waren rathlos. Tiefes, gräßliches Dunkel umgab die Unglücklichen. Dichte, heiße Aschenwolken stiebten auf die heulenden Frauen und die schreienden Kinder herab, und wenige Schritte von dem verzweifelnden Haufen krachten in kurzen Pausen berstende Aeste oder ganze, unter der Hitze aufreißende Bäume. Niemand sah weiter als zehn Schritte.

„Wir sind verloren!" Das war der allgemeine Schrei.

„Still!" rief plötzlich eine Stimme an der Spitze. „Still, Kameraden, um Gottes willen einen Augenblick Ruhe!"

Der verzweifelte Schrei ließ einen Moment Alle verstummen, und sekundenlang hörte man nur das Zischen des Windes, das Wimmern der halberstickten Kinder und das Krachen eines dürren Astes.

Da — ein leises, fernes Rollen, wie meilenweiter, fast unhörbarer Donner, ein unabgebrochenes, manchmal für Sekunden leise anschwellendes und dann wieder schwächer verhallendes Getöse in weiter, weiter Ferne, dem Alle mit unaussprechlichen Empfindungen lauschten!

„Der Zug! Der Zug!" riefen Einige laut, und ein jubelnder, allgemeiner Aufschrei antwortete dem Ruf. Dann aber horchte Jeder mit Anspannung aller Kräfte, und minutenlang tönten nur die lauter werdenden, drohenden

Stimmen der Elemente in das ferne Grollen des nahenden Zuges hinein.

Hartford drängte sich dicht an die Geleise, preßte seine halb ohnmächtige Frau fest in die Arme und umfing auch die beiden Kinder, welche, theilweise gefahren und getragen, fast noch frischer bei Kräften waren, als die Erwachsenen.

„Hüllt euch dicht ein!“ flüsterte er ihnen zu, und schlug ihnen selbst einen Theil ihrer Gewänder fest um den Kopf, um das Gesicht und die Haare gegen die glühende Asche zu schützen, die jetzt fast ununterbrochen aus der Höhe herabregnete.

Er selbst horchte, wie die übrigen Männer, athemlos auf den Donner des nahenden Zuges. Die Asche versengte ihm Haar und Bart, von der unerträglichen Hitze begann die Haut des Gesichtes einzuschrumpfen, ohne daß er es merkte. Mit starren Augen, als könnte er das Dunkel durchbohren, schaute er nach der Nordseite, wo nun schon seit Minuten das dumpfe Rollen des Zuges ertönte.

Entsetzliche Minuten für die Frauen und Kinder, die, eingehüllt bis auf das letzte Stückchen Haut, sinnlos auf der Erde lagen und sich zum Theil unter hysterischem Weinen quer über die Geleise warfen; entsetzlichere Minuten für die Männer, die um ihre Angehörigen beschäftigt waren, ihnen immer wieder Muth zuriefen und inzwischen hochaufgerichtet das Nahen des Waldbrandes beobachteten.

Minuten unerträglicher Spannung! Von rechts stürmte unaufhaltsam die Gluth des Feuers heran. Durch den schwarzen Aschenschleier begann es rosig zu leuchten, wie durch die Eisenplatten einer glühenden Thür. Im Walde hinter und vor ihnen züngelten Flämmchen durch das niedrige, verdorrte Gras; eine Riesentanne barst mit dem Krach eines Donnerschlages, und während die eine Hälfte dröhnend durch das knatternde Gezweig jüngerer Bäume zu Boden stürzte, stand der Stumpf plötzlich in hellen

Flammen. Man mußte ein Tuch gegen den Mund pressen, um noch athmen zu können, während sich die Augen, deren Hornhaut die Hitze versengte, unwillkürlich schlossen. Eine Aschenkruste schützte Hände und Gesicht, die schwarz wie Ruß waren.

So brauste mit glühendem Todeskuß das rothe Gespenst der Wälder heran, während von links, lauter und lauter, und jetzt alles andere Getöse überdonnernd, der rettende Zug sich nahte. Den gepeinigten Männern schienen es Jahre, seit sie sein erstes Rollen vernommen hatten. Würde er sie überhaupt erreichen, bevor sie verbrannt waren? Ja, näherte er sich überhaupt noch? Zog er sich nicht vor der drohenden Flammensäule zurück?

Lautes Geschrei aus hundert Kehlen durchbrach das Getöse der Räder und des Feuers, die unerträgliche Spannung löste sich in heiseren Rufen. „Die Lokomotive! die Retter!“ Man riß die rasenden Frauen vom Geleise zurück. Ein paar Sekunden noch — und der Zug stand mitten unter den halbtodten Flüchtigen. Mit einem Satz sprang ein Mann von der Lokomotive und stürzte unter die Menge, die verzweifelt an den Wagenthüren kämpfte.

„Hartford! Hartford!“ schallte es durch das Brausen des Sturmes, und im nächsten Augenblick hielt Olgers seine Kinder in den Armen und erstürmte mit dem Schwager vereint eine Wagenthür, durch die sie erst die Kinder, dann Frau Hartford hoben und endlich selbst einstiegen.

— — — — — — — — — — — —

Kaum zwei Minuten hatte es in Anspruch genommen, die Leute in den geräumigen Wagen zu bergen, aber diese Spanne Zeit hatte den Brand in eine verhängnißvolle Nähe gebracht. Der Lokomotivführer hatte nur wenige Worte mit dem Hiekleyer Stationsbeamten gewechselt und seinen Entschluß schnell gefaßt. Das Feuer war von Süden über den Hiekleybach gesprungen, hatte die hölzerne

Eisenbahnbrücke zweifellos zerstört und von Hickley selbst kein Haus übrig gelassen. Vorwärts zu gehen war also auf alle Fälle — gesetzt auch man käme durch die Brandlinie mit einem blauen Auge hindurch — unmöglich; man mußte zurück und, falls das Feuer schneller ging als man dachte, wenigstens den Skungsee zu erreichen suchen.

Diese Ueberlegung war das Werk weniger Sekunden. Eben schlug der Bahnhofsinspektor, der als Letzter eingestiegen war, die Wagenthür zu, und in demselben Moment züngelte auch schon aus der dunklen Qualmwand, die bisher die Aussicht nach vorn verhüllt hatte, eine helle Lohe auf, vom Winde in rasendem Tempo vorwärts getrieben.

Ein Ruck am Hebel — und die Maschine begann langsam, dann immer schneller und schneller den langen Zug zurückzudrängen. In jeder Sekunde leckten die rothen, sturmgepeitschten Flammen näher vor der Lokomotive, schon drohte der Brand des dürren Grases, der ihnen voraufging, die Maschine einzuhüllen — da hatte man endlich gleiche Geschwindigkeit mit dem Feuer erlangt und jagte nun unaufhaltsam vor demselben daher. Reinert ergriff seinen dicken, neben ihm liegenden Ueberrock, schlüpfte hinein, um nicht unter der strahlenden Hitze der ungeheuren Flammenwand erdrückt zu werden, und maß dann starren Auges, den Steuerungshebel fest in der Faust, die gleichbleibende Entfernung zwischen sich und dem Gluthherde. Krampfhaft zuckte seine Hand ab und zu am Griff, als wollte er ihn weiter herumreißen und dem Zuge die Höchstgeschwindigkeit ertheilen, deren die Lokomotive fähig war, aber er bezwang sich und bewegte den Hebel nicht um Haaresbreite.

Es wäre ein Leichtes gewesen, die Geschwindigkeit zu erhöhen und dem Feuer, das Alle bedrohte und ihn selbst beinahe schon erstickte, einen Vorsprung abzugewinnen. Aber jetzt hieß es, Selbstbeherrschung üben, und der Ueber-

legung folgen, deren Außerachtlassung in einem Augenblick Alle vernichten konnte. Er hatte den Zug von achtundvierzig Achsen vor, anstatt hinter der Maschine, und die höchste, in solchem Falle erlaubte Fahrgeschwindigkeit war erreicht. Ein Kleines mehr und der erste Wagen konnte im nächsten Moment aus dem Geleise springen. Dann war das Unglück da, und der Zug in einer Minute ein Raub der Flammen. Der erfahrene Lokomotivführer wußte, daß das ohnehin ihr Schicksal sein würde, sobald man auf den ersten, zufällig über die Schienen geworfenen Baum stieß, und wie leicht konnte von allen den berstenden und auflohenden Kiefern, die vor und hinter ihm in ununterbrochener Kanonade krachten, eine einzige in der verhängnißvollen Richtung fallen.

Hinter dem Zuge war Nacht, Niemand würde es sehen, Niemand ihn warnen können, wenn er bei der rasenden Flucht auf ein Hinderniß lief. Ein Stoß — die Wagen flogen zur Seite. Ein Knäuel von Rädern, Trümmern und Menschen — und im nächsten Augenblick gingen die Flammen mit sicherer Todesumarmung über zweihundertzwanzig Opfer hinweg.

Aber das war dann wenigstens nicht seine Schuld! —

Solche Gedanken kreisten im Kopfe des Mannes, während der Zug in rasender Flucht rückwärts sauste. Das Gras loderte jetzt längs der ganzen Reihe der Wagen auf, züngelnd brachen die Flammen durch die Räder und leckten über die Trittbretter, Heizer und Führer brachen unter der Hitze der breiten Flammenwand fast zusammen. Haare und Bart stoben versengt auseinander, und die Haut wollte ihnen unter der strahlenden Gluth verbrennen. Die Hand zischte, wenn sie unbedeckt die Eisentheile der Maschine berührte.

Man rückte wohl langsam von dem vorwärtsstürmenden Flammenmeer zurück, aber nichtsdestoweniger stieg die

Hitze mit jeder Minute. Die Bäume brannten jetzt lichterloh rechts und links vom Zuge; das lange Gras schoß hohe, gierige Flammen, und die Holztheile der Wagen waren bereits so erhitzt, daß sie Feuer fingen. Schon leckte es außen an den Trittbrettern und Wänden. Lange, blaue, zuckende Flammen brachen überall hervor, dicker, fahler Qualm, der den Decken und Wänden entströmte und sich mit dem Rauch der Atmosphäre vermischte, drohte die Insassen zu ersticken.

Der Lokomotivführer, von der Maschine zurück nach dem Zug schauend, sah das Alles. Er wollte jetzt die Geschwindigkeit noch steigern, aber der schwere betäubende Rauch, die Hitze trieben ihm plötzlich das Blut aus Mund und Nase, und ohnmächtig sank er auf den Boden des Schutzhäuschens der Lokomotive nieder, während der Heizer fieberhaft arbeitete, die Vorhänge des Schutzraumes abzureißen und hinabzustoßen, da sie eben Feuer gefangen hatten und lichterloh in Flammen standen.

Auch an den hölzernen Griffen der Hebel und Hähne zuckten kleine Flammen, und die Kohlenhaufen des Tenders entzündeten sich. Aber weiter und weiter donnerte die Lokomotive mit ihrem ohnmächtigen Führer. —

Innerhalb der Wagen ging es fast ebenso furchtbar zu. Man konnte die Wände nicht mehr berühren, durch die zersprengten Fenster zuckten Flammen in's Innere, und gelber Rauch durchzog beizend alle Räume. Laut schreiend bargen sich die Kinder in den Kleidern der Mütter, die selbst, starr vor Schrecken, nahe daran waren, aus den brennenden Wagen zu springen.

Die Polster fingen Feuer. Man riß sie los und warf sie hinaus; unbarmherzig wühlten die langen Messer der Farmer in den kostbaren Plüschsitzen und Lehnen, und in einer Minute waren einige Wagen ihres gefährlichen Polsterinhaltes entledigt. Die geängstigten Passagiere

drängten sich heulend in den kahlen Räumen zusammen, ängstlich den Wandungen fern bleibend, aus denen schon kleine zischende Stichflammen hervorbrachen. Bald fingen auch die Frauenkleider Feuer, und schreiend stob der Haufe auseinander, die Bedrohten allein lassend, die verloren schienen. Aber schon war der Kondukteur mit dem nie fehlenden Löschapparat zur Stelle, ein kühler Strahl erquickenden Nasses ergoß sich über Gesicht und Kleider, und nun eilte der Retter, den Löschapparat auf dem Rücken, unablässig von Wagen zu Wagen, überall seine freudig begrüßten Strahlen über die Köpfe der fast Erstickenden ergießend.

— — — — — — — — — — — —

Der Heizer hatte den betäubten Führer wieder zu sich gebracht. Tief in den Wasserraum des Tenders tauchend, übergoß er den Ohnmächtigen mit einigen Eimern Wassers, das zwar schon lauwarm war, aber gegen die sengende Gluth der Atmosphäre als eine eisige Erquickung erschien. Seufzend schlug Reinert die müden, von den Flammen angesengten Augen auf und erreichte unter Mack's Beihilfe seinen hohen Sitzbock. Jetzt übergoß der Heizer sich selbst mit einem Kübel Wasser und leerte den nächsten wieder über Reinert aus. Unermüdlich wiederholte er dieselbe Bewegung, und beide Männer athmeten, in einen Mantel von Wasserdampf gehüllt, wieder auf.

Reinert packte mit einem wassergetränkten Tuch den heißen Griff des Steuerhebels und erhielt den Lauf der Maschine nahezu auf der höchsten Schnelligkeit. Dann griff er nach der Uhr. Fünf Minuten erst jagte man vor dem Feuer her und mochte ihm immerhin fünfhundert Meter abgewonnen haben. Es mußte gelingen, er mußte die Leute retten. In drei Minuten war das Wasser zu erreichen.

„Halt aus, Mack!" rief er, und als Antwort ergoß sich wiederum ein Kübel Wasser über seinen Kopf.

Prasselnd flogen hinter ihm auch die Wasserstrahlen in die rothe Lohe auf dem Tender, wo bereits der ganze Kohlenvorrath in Flammen stand. Es gelang dem Heizer wenigstens, auf der ihnen zugekehrten Seite den Kohlenbrand theilweise zu ersticken.

Reinert hatte nicht Zeit, sich umzusehen. Die Augen fest auf den brennenden Wald geheftet, dessen dichtestes Gluthmeer etwas zurückwich, während freilich rechts und links die Bäume ohne Unterbrechung gleich Riesenfackeln auflohten, klammerte er sich fest an dem Hebel und begann vorsichtig die Geschwindigkeit noch etwas zu steigern, um den Passagieren Zeit zu verschaffen, sich beim Anhalten zu retten, bevor die rasenden Flammen sie erreichten. Donnernd und zischend, umwogt von dem kleinen gelben Flackerspiel des brennenden Grases, sauste der Zug weiter — ein Rennen um Leben und Tod.

Im letzten Wagen des Zuges kämpften Olgers und seine Lieben mit der erstickenden Hitze und den Rauchwolken, die immer schwerer sich durch die Fenster wälzten und innen von den brennenden Holzwänden noch verdichtet wurden. Eingehüllt in ein großes, vom Kondukteur durchnäßtes Tuch hielt er die beiden, fast besinnungslosen Kinder in den Armen, und wechselte hin und wieder ernste, traurige Blicke mit seinem Schwager und Mary, die ihm gegenüberstanden. Ihm schien, als könne dieser Kampf mit dem Feuer und dem erstickenden Qualm nicht mehr lange dauern, als müsse der Mensch der Uebermacht des grausigen, glühenden Elementes erliegen.

Alt und Jung waren in gleichem Maße erschöpft. Die Zunge lechzte nach Kühlung, die Haut dorrte unter dem Hauch des Feuers, das Auge brannte unerträglich, und die oft schon angesengten Kleider begannen vom Leibe zu fallen. Und dabei stillzustehen und ohne Gegenwehr sich weiter und weiter von der zehrenden Hitze und dem

erstickenden Rauch einhüllen zu lassen! Kaum sah man beim Schein der trübe brennenden Wagenbeleuchtung drei Schritte weit; wie Schatten huschten manchmal schweigende, dann wieder fluchende oder weinende Gestalten an ihnen vorüber, und in das Donnern des Zuges, das Heulen des Windes und das Prasseln der Bäume und Sträucher mischte sich undeutlich das Schreien der Insassen der vorderen Wagen. Es war eine Fahrt, als ginge es mitten durch die Hölle.

Olgers sah nach der Uhr. Erst vier Minuten war man auf der Flucht vor dem Feuer und höchstens ebenso lange noch konnte es dauern, bis der See, an dem sie auf dem Herwege vorübergeflogen waren, sich zeigte, aber ihm schienen schon Stunden vergangen zu sein, seit sie sich im Zuge geborgen hatten, und er selbst glaubte es kaum noch so lange in der Hitze ertragen zu können.

Einige Männer drangen über den Verbindungsgang des vorletzten Wagens schnellen Schrittes in den Raum, und wandten sich an Hartford. Sie waren geschwärzt gleich Köhlern, ihre Gewänder waren verkohlt und zerfetzt und in ihren Gürteln steckten Revolver.

„Sind Chinesen im Wagen?“ fragte einer der Eindringlinge und bot Hartford die Hand. Mit Mühe erkannte der Gefragte die beiden Wackeren wieder, die man am Morgen von Hiekley ausgesandt hatte, um den zerstörten Telegraphendraht zu flicken. Lebhaft begrüßte er ihn und seinen Kameraden und fragte nach der Art ihrer Rettung, als Jener mit Ungeduld hervorstieß:

„Nicht jetzt, Sir! Schnell — sind Chinesen im Wagen? Es gilt, ein paar Schurken aus der Welt zu befördern, ehe uns selber die Hölle zu heiß wird!“

Hartford wollte antworten, doch im gleichen Augenblick ertönte schon ein lauter Zuruf aus dem Rauchwagen, und gleichzeitig wurden, von derber Hand gepackt, vier schlitz-

äugige Mongolen hereingestoßen; von Mund zu Mund lief die Nachricht, daß Niemand anders als die chinesischen Wäscher von Hiekley es gewesen seien, die am frühen Morgen die Drähte des Telegraphen durchschnitten hatten, um dann nach der erwarteten überstürzten Flucht der Einwohner das zurückgelassene Gut zu rauben. Zwei der Burschen waren im Walde von den jungen Männern angetroffen worden, denen die Auffindung der zerschnittenen Leitungsstelle geglückt war, die Uebrigen hatten sich im Dunkel der raucherfüllten Straße mit ihrem Raube den Fliehenden angeschlossen, ohne bemerkt zu werden. In dem Tumult der letzten Augenblicke, bevor der Rettungszug eintraf, hatten sich Alle zusammengefunden und unbemerkt die Wagen besteigen können, aber in denselben Minuten war es auch den, vom Donnern des Eisenbahnzuges geleiteten Spähern geglückt, den Trupp zu erreichen. Im Dunkel der Aschenwolken bestiegen, ohne daß Einer vom Anderen wußte, die Verbrecher und ihr Schicksal denselben Zug.

Es war ein düsteres Bild von grausiger Phantastik, das sich in dem langen, kahlen Raum des qualmigen Wagens entrollte, und Olgers glaubte zu träumen, als er hier, inmitten des brennenden Zuges, der vor dem glühenden Athem des Waldbrandes dahinstob, das wilde Schauspiel eines Lynchgerichtes sich entwickeln sah, ein Schauspiel von wenigen Minuten, das er in seinem Leben nie wieder vergessen sollte.

Im Flackerschein der Oellampen, welche der schwarze Qualm des Brandes fast erstickte, stand die düstere Gesellschaft von gegen dreißig hochgewachsenen Farmergestalten, die sich zwischen den Holzbänken eng zusammendrängten, während die beiden Ankläger den angstbebenden Chinesen, die man in eine Ecke des Wagens gedrängt hatte, die gespannten Revolver vorhielten.



Es war ein düsteres Bild von grausiger Phantastik. (S. 94)

„Hängt die Hunde!“ — „Schießt sie nieder, die Schufte!“ lärmten die zur Wuth angestachelten Farmer. — „Nein, aus dem Fenster mit ihnen!“ schrien Andere. „In's Feuer mit der Höllenbrut!“ Und schon riß man das erste Opfer zum Wagenfenster, da — ein Ruck! ein schrilles Kreischen der Räder und ein Stoß, der Alle durcheinanderstürzen ließ! — Der Zug stand.

Laute Rufe von draußen, von vorn, aus allen Wagen erklangen in betäubendem Durcheinander.

„In's Wasser! Hinaus, Leute! Schnell, schnell! Rettet euch! Schnell in den See!“

Olgers wußte genug.

„Folgt mir!“ schrie er Hartford und Mary zu, packte seine halbbetäubten Kinder, die von den Vorgängen der letzten Minuten nichts mehr gesehen hatten, und brach sich Bahn. Ueber die heißen Eisenbleche der Plattform, über die Stufen stürzte er mit großen Sprüngen hinweg, brach neben dem Wagen zusammen, raffte sich wieder auf und rannte, die Kleinen halb tragend, halb schleifend, dem zwanzig Schritte entfernten, trüben Spiegel des Sees zu, der sich neben dem Geleise, in einer weiten Waldlichtung ausdehnte. Er sprang in's Wasser hinein, rechts und links von ihm thaten Andere dasselbe; bald stieg ihm die Fluth bis an die Kniee; er watete weiter, köstlich erschien ihm die Frische des Wassers, obwohl es durch die heiße Atmosphäre längst lauwarm geworden war; er drang weiter und weiter, bis die Kinder, die sich nur im ersten Augenblick gesträubt hatten, bis an den Hals im Wasser standen.

Erst jetzt sah er sich nach den Verwandten um. Eben stiegen auch Hartford und seine Gattin in die plätschernde Fluth, und bald standen sie neben ihm, sich einen Augenblick ganz untertauchend, um dann mit erfrischten Lebensgeistern wieder an der Oberfläche zu erscheinen.



Es war die höchste Zeit gewesen, denn schon war rechts der ganze Horizont ein Flammenmeer, dessen rothe, lebendige Front mit Windeseile sich näher wälzte und in einer Minute den Zug zu erreichen drohte.

Die Wagen hatten sich in wenigen Sekunden entleert. Hinter dem Zuge war der Heizer beschäftigt, den ohnmächtigen Lokomotivführer von der Maschine herabzuschleppen. Olgers sah es, empfahl die Kinder der Obhut des Schwagers und eilte zu Hilfe. Sie trugen nun den alten Reinert bis an den Rand des Sees,*) wo sie ihn sanft untertauchten. Der Führer schlug stöhnend die Augen auf; er sah entsetzlich aus, gewann aber in dem belebenden Element schnell die Besinnung wieder und erhob sich. Olgers stützte ihn und leitete ihn tiefer in's Wasser, wo die Flüchtlinge haufenweise standen und mit Entsetzen dem heranstürmenden Flammenmeer entgegensahen. Als sich Hartford nach dem Heizer umschaute, stand derselbe bereits wieder an der Lokomotive. Noch einmal klomm er die glühend heißen, eisernen Stufen hinan, löste mit schnellen Griffen die Maschine vom Zug, packte noch einmal die bereits brennenden Hebel und Ventile, und langsam begannen die Räder sich wieder zu drehen; der Zug stand allein, die Lokomotive rollte dem Feuer entgegen.

Den Heizer hatte ein Sprung wieder auf den Boden gebracht. Er warf seiner Maschine einen langen Blick nach und stand wenige Augenblicke später neben den Uebrigen im Wasser.

„Bravo, Mack!“ sagte der Lokomotivführer. „Das hast Du gut gemacht. Besser, die Maschine explodirt dahinten, wo es Niemand schadet, als hier!“

— — — — — — — — — — — — —

*) Siehe das Titelbild.

Alle standen im Wasser. Doch nein! Im letzten Wagen regte es sich noch. Erstickte Hilferufe ertönten, angstverzerrte Gesichter streckten sich durch die Fenster und zogen sich furchtsam wieder zurück, wenn sich aus dem Wasser, kaum dreißig Schritte entfernt, zwei Revolverläufe auf sie richteten. Es waren die unglücklichen, im Wagen eingeschlossenen Diebe. Einer versuchte herauszuspringen, als sich der Qualm auch über dem Skungsee dichter zusammenzog; da blitzte ein schneller, rother Feuerstrahl auf, und die weiße Gestalt blieb regungslos am Fuße des Wagens liegen.

Und dann brauste das Feuermeer heran und ergriff hüben und drüben die dürren Kiefernwälder, von denen der See in zweihundert Schritt Entfernung umrahmt war. Gelbe, zuckende Flammen spielten durch das Gras, schwere Wolken senkten sich auf den Wasserspiegel, und tiefer und tiefer tauchten die Ansiedler von Hickley in die rettende Fluth.

Man riß die Oberkleider ab, um sich mit den unaufhörlich auf's Neue durchnäßten Gewändern die Häupter zu schützen, und tauchte so oft als möglich ganz unter Wasser.

Olgers war zu seinen Kindern zurückgewatet und sorgte dafür, daß sie weder im Wasser erstickten, wenn sie der glühenden Rauchschicht entrinnen wollten, noch unter der Hitze allzusehr litten, wenn sie über dem Wasser Luft schöpften, und inzwischen richtete er immer wieder das Auge auf den ungeheuren, rings um den See tobenden Brand. Bald war auch der Zug ergriffen und lohte in hellen Flammen auf; die Lokomotive war längst den Augen und Ohren entschwunden; entweder war sie, gegen ein Hinderniß rennend, entgleist, oder ihre Trümmer hatten, nachdem die Hitze den Kessel gesprengt, sich längst in's Weite zerstreut.

Rings umher herrschte nur prasselnde Lohe und erstickender Qualm, und als nach zwanzig Minuten etwa der Wald verzehrt und das rothe Gespenst weiter gezogen war, ein heißes, brütendes, lähmendes Schweigen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir kehren von den Schrecknissen der brennenden Wälder zu einem besorgten Mutterherzen zurück, das wir vor langen erwartungsvollen Stunden verlassen haben. Mrs. Olgers war der Verzweiflung nahe. Was war aus ihren Kindern geworden, wenn sich die furchtbaren Nachrichten bestätigten, welche die letzten Depeschen auf dem Bahnhof brachten? Was würde aus ihrem Mann, der dem Feuer entgegengefahren war? Was aus ihr selbst, wenn sie ihre Lieben, an denen sie mit ganzer Seele hing, verlor an diesem unglückseligen Tage? Hundertmal verwünschte sie den Entschluß, die Kinder nach Hiekley zu ihrer Schwester zu senden. Hundertmal überflogen ihre Augen den unglückseligen Zettel, der ihr heute früh die erste Nachricht von dem drohenden Unglück gebracht hatte.

Mit Schrecken blickte sie dann wieder auf den Himmel, der jetzt eine fahle rothbraune Färbung hatte, durch welche kein Sonnenstrahl seinen Weg fand.

Am Bahnhof stand eine dichte Menschenmenge, theils neugierig gemacht durch die im Laufe des Tages verbreiteten Zeitungsnachrichten, theils geschäftlich mit den bedrohten Stellen verknüpft oder Freunde, Verwandte oder Angehörige in ihnen besitzend. Depeschen aus allen südlichen Richtungen waren eingelaufen, Züge mit Geretteten hatten auf mehreren Linien bereits Duluth erreicht, und furchtbare Erlebnisse wurden erzählt, welche da und dort die Ansiedler kleiner Städte und Dörfer mit dem Brande zu bestehen gehabt hatten. Nur aus der Richtung von Hiekley war man seit Stunden ohne Nachricht, und gerade dort mußte, nach einer letzten, andert-

halb Stunden alten Depesche aus Elkton, der Brand am ärgsten sein.

Mrs. Olgers wandte sich direkt an den Bahnhofsvorsteher und erhielt freundliche und tröstliche Auskunft. Man sei zwar seit halb ein Uhr ohne Nachricht, der Mittagszug, der strengen Befehl habe, schlimmsten Falls vor dem Feuer zurückzuweichen, sei nicht wiedergekommen, aber bereits wäre ein Extrazug fertig gemacht, der, wenn in zwanzig Minuten keine Nachricht eingelaufen, nach Hiekley abgehen solle. . . .

Die furchtbaren Nachrichten, welche der Draht und ankommende Züge aus anderen Richtungen gebracht, und welche den Anlaß gegeben hatten, einen außerordentlichen Rettungszug mit Hilfsmannschaften nach Hiekley abzusenden, verschwieg der Beamte.

Der Rettungszug ging ab, und Frau Olgers saß mit ihrer Dienerin noch immer im Wartezimmer, wo zahlreiche Leidensgefährten, Alle in irgendwelchen Verhältnissen zu einem der telegraphisch abgeschnittenen Orte stehend, ihr Schicksal der Sorge und Spannung theilten. Die Abfahrt des Rettungszuges war bekannt gemacht worden, und man hatte die Harrenden durch die Versicherung beruhigt, daß der Sonderzug sich mit der Telegraphenleitung, soweit sie noch unzerstört sei, überall in Verbindung setzen könne, und so lange als möglich, Nachrichten senden solle.

Eine Viertelstunde verging in bangem Harren, ohne daß irgend eine Botschaft den Zurückgebliebenen Trost und Hoffnung brachte. Dann lief die erste Depesche ein, die Ankunft des Zuges am Rande der großen, sich von Duluth nach Süden erstreckenden Waldgebiete meldend. Der vordringende Rettungszug hatte mit Hitze, Asche und Qualm zu kämpfen, aber der eigentliche Brand mußte schon früher sein Ende erreicht haben. Er war schon vorübergezogen.

Wieder harrte Frau Olgers zwischen Verzweiflung und Hoffnung, bis abermals eine Drahtnachricht aus der Nähe von Elkton einlief, die das Erlöschen des Feuers in dieser Richtung und das weitere Vordringen des Zuges durch die völlig in Asche gelegten Waldungen meldete. Die Leitung war weiterhin ebenfalls zerstört, doch hatte man sofort eine Abtheilung ausgesetzt, um wenigstens eine provisorische Drahtverbindung mit Elkton und weiter herzustellen. Jetzt trafen von einer halben Stunde zur anderen neue Meldungen ein, doch Mrs. Olgers, und auch wohl vielen ihrer Leidensgenossen, schienen jedesmal Stunden zu vergehen, und die einlaufenden Nachrichten konnten nur dazu dienen, ihre Angst immer mehr zu steigern, anstatt sie zu beruhigen.

Elkton war von den mit Drahtleitung und provisorischen Stangen vordringenden Leuten erreicht. Hunderte von Ansiedlern hatten sich bereits wieder auf den Schuttresten des Dorfes eingefunden. Wenige wurden vermißt, und auch von dem werthvollen Besitz und dem lebenden Eigenthum war, dank der rechtzeitigen Flucht auf die Kettle-Insel, das Meiste gerettet. Von Hiekley wußte man dort nichts, außer daß einige, unmittelbar vor dem Feuer mit schweißbedeckten Pferden eingetroffene Flüchtlinge gemeldet hatten, ganz Hiekley müsse, soweit die Bewohner nicht rechtzeitig auf Wagen geflohen wären oder einen Zug erreicht hätten, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sein. Vom Zuge 518, der Mittags Duluth verlassen und Elkton passirt, war nirgends eine Spur.

Mrs. Olgers war mehr als einmal einer Ohnmacht nahe. Seit dem Morgen hatte sie nichts genossen, wurde unablässig von wühlender Angst und fiebernder Erwartung geschüttelt, und wenn Katy sie eben mit Mühe und vielen Bitten auf einen Stuhl gebracht hatte, so irrte sie im nächsten Augenblick schon wieder unstät im Wartesaal oder

auf dem Bahnsteig umher. So vergingen Stunden, die ihr Tage dünkten.

Da — endlich eine Depesche! „Zweihundertachtzehn Personen im Skungsee gerettet, fast die ganze Bevölkerung von Hieklen. Hieklen zerstört, Hiekleyriverbrücke ebenfalls, auch Zug 518 verbrannt, Mannschaft gerettet. Wir kehren nach Duluth zurück."

Sie kamen, waren unterwegs! Vielleicht in einer Stunde schon da! Mrs. Olgers konnte kaum noch ihr unnatürlich erregtes Herz bemeistern. — Sie kamen! Aber kamen auch die, denen allein ihre Angst und Sehnsucht galt? Ihre Kinder, ihr Mann, ihre Schwester! Gehörten sie zu den Geretteten oder zu den Verlorenen?

Ihre Aufregung wuchs mit jeder Minute. Halbbetäubt ließ sie sich endlich von Katy in einen Sessel geleiten, und eine leichte Ohnmacht half ihr wohlthätig über die letzte halbe Stunde des schrecklichen Harrens hinweg.

Und dann, als sie aus tiefen verwirrten Träumen erwachte, traf ihr aufgeschlagenes Auge zuerst den liebevollen Blick ihres Gatten. Ihre Kinder, geschwärzt noch und erschöpft, aber in trockenen Kleidern, lächelten an ihrem Halse, ihre Verwandten drückten ihre Hände, und bald wandelten die wieder Vereinigten, todtmatt ohne Ausnahme, aber glücklich und dankerfüllt, dem traulichen Heim entgegen.







Die vergessenen Schlüssel.

Novelle von **A. Vogel vom Spielberg.**

(Nachdruck verboten.)

1.

„Machen Sie Ihre Arbeit so gut, als wäre ich da, Elise, und wenn Sie damit fertig sind, können Sie sich einen Spaziergang gönnen. Aber vergessen Sie beim Fortgehen nicht, das Vorhängeschloß immer gut anzulegen. Hoffentlich wird sich während meiner Abwesenheit nichts Unangenehmes ereignen. Lassen Sie auch Niemand ein, den Sie nicht kennen, sollte er auch nach mir fragen. Hören Sie?"

„Gnädiges Fräulein können sich unbedingt auf mich verlassen," beeilte sich das Mädchen zu erwiedern.

Die Herrin nickte. „Schön. Und nun tragen Sie das zum Wagen hinunter."

Sie wies dabei auf das Gepäck: eine Hutschachtel, einen kleinen Handkoffer und einen großen Holzkarton, mit starken Lederriemen verschnürt, der eine elegante Gesellschaftstoilette barg.

Das Mädchen eilte damit hinab, die junge Dame im drapfarbigen, sommerlichen Reisekleide zog darüber den wie Atlaß schillernden Staubmantel an, setzte ein braunes Strohhütchen mit Schleier auf, streifte schwarzseidene Handschuhe über die zarten, blassen, blaugeäderten Hände, und

trat dann vor den Spiegel des kleinen Salons, um sich noch einmal flüchtig zu besehen.

Das Bild, das ihr daraus entgegenstrahlte, blendete zwar nicht durch besondere Schönheit, allein es wirkte anziehend durch die elegante Schlankheit der mittelgroßen Gestalt und durch die feinen, zugleich aber markirten Züge des blassen, länglichen Angesichtes. Diese hatten etwas Müdes, Entsagendes, das sich noch mehr in dem denkenden Blicke der blaugrauen, dunkelbewimperten Augen ausdrückte. Und dennoch ließen ihre Mienen, ihr Blick auf ein beherrschtes Innere, auf eine Seele voll verborgener Leidenschaftlichkeit schließen, wenngleich der oberflächliche Beobachter darin nur Stolz und Herbheit wahrnahm. Alles in Allem machte Dora Januschowsky den Eindruck großer Vornehmheit und einer selbstständigen Natur, die aber eher etwas Nervöses, Zerfahrenes, als Harmonisch-Abgeschlossenes in sich trug. Sie war eine reiche Erbin, hatte die Mitte der Zwanzig überschritten, besaß den eigenartigen, melancholischen Reiz beginnenden Verwelkens und trug ein Selbstbewußtsein zur Schau, das jede Vertraulichkeit von vornherein ausschloß und ihr wenig Sympathie errang. Man sah ihr an, daß sie eine einsame, völlig auf sich selbst angewiesene und gestellte Natur war, die keiner anderen Seele zu bedürfen schien und eher gestorben wäre, ehe sie eingestanden hätte, daß sie sich vereinsamt, verlassen, haltlos fühlte.

Mit kaltem, kritischem Blicke betrachtete sie ihr Spiegelbild in dem sonnenhellen Gemache und zog den hinabgelassenen schwarzen Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, hinauf, um ihre verschobenen Stirnlöckchen zu ordnen. Mit einem Male wurde sie stutzig und beugte sich jäh vor, wie um noch besser zu sehen, dann richtete sie sich auf. Ihr Gesicht schien bleicher als sonst und ein halb bitteres, halb trotziges Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Nein," sagte sie halblaut, „mag es bleiben!"

Und das erste weiße Haar, das hell und fein und einsam aus dem satten Braun hervorschimmerte, wurde nicht entfernt! Sie wußte es ja: nicht die Jahre hatten es gebleicht, denn noch war sie jung genug; wohl aber das, was in ihr lebte: die nie schweigende, ungestillte Sehnsucht mit ihren aufreibenden Qualen, das ungestüm nach Liebe heischende Herz und die Verzagtheit, welche sie bei dem Gedanken an die Zukunft stets befiel.

Jäh wandte sie sich um und schritt hinaus.

Unten vor dem bestellten Wagen, der sie zum Wiener Südbahnhofe bringen sollte, wartete Elise, mit dem Kutscher, einem behäbigen Alten, plaudernd, der nun hastig den Schlag aufriß.

Das Mädchen erhaschte Dora's Hand, um sie zu küssen.

„Glückliche Reise, gnädiges Fräulein!"

Mit leichtem Lachen sprang Dora in den Wagen.

„Sie thun ja, als gälte es einer wer weiß wie weiten Reise!" meinte sie gutgelaunt. „Ich fahre doch nur nach Mürzzuschlag zur Taufe, in meiner Eigenschaft als Pathin, und bleibe höchstens ein paar Tage fort. Adieu, adieu, und seien Sie achtsam!"

Der Schlag fiel zu, der Fiaker setzte sich in Bewegung. Elise sah ihm nach und seufzte still für sich: „Reich sein, ach, wer's doch auch so gut hätte!"

Das hübsche zwanzigjährige Mädchen war erst seit einigen Monaten bei Fräulein Dora Januschowsky als Stubenmädchen im Dienst. Das Essen wurde aus dem Restaurant geholt, für die grobe Arbeit war eine Bedienerin da, die täglich kam, und für die Wäsche eine Wäscherin, die sich im Monat einmal einfand.

Dora hatte früher ein großes Haus geführt und mehrere Dienstleute gehalten. Allein das Ableben der alten Tante, die als Anstandsdame bei ihr gelebt, sowie ein immer mehr

überhandnehmender Ekel vor dem lauten Gesellschaftstrubel hatten sie bewogen, sich mehr in die Einsamkeit zurückzuziehen. So gab sie vor Jahresfrist die große Wohnung in dem eigenen, alten, palastartigen Hause auf dem Hohen Markte auf, miethete eine kleinere in der Bellariastraße und wohnte nun dort nur mit ihrem Zimmermädchen Elise Petrak, die sie gut leiden mochte, weil sie ein heiteres, einschmeichelndes Wesen besaß und von Grund aus ehrlich schien.

Nur ihre Haustracht: das gestärkte Perkalkleidchen mit Bluse und vorgebundener weißer, breiter Schürze verrieth an Elise den dienenden Stand. Sonst nichts — nicht einmal die Hände. Sie waren hübsch geformt und gut gepflegt. Die meiste Arbeit verrichtete sie mit Handschuhen, und Abends wurde mit Glyzerin und darüber gestäubtem Reismehl vorgebeugt, daß Röthe und Risse die zarte, weiße Haut entstellten. Das dunkle Haar trug sie stets sorgfältig und hochmodern frisirt, und die zierlichen Füße staken immer in ausgeschnittenen Lackschuhen. Sie hielt viel auf sich, weit mehr als ihre Herrin, der ihr eigenes Aeußere zumeist sehr gleichgiltig war.

Jedenfalls dachte Dora nicht daran, ihre Schönheit in besonderer Art zu pflegen — ihre Schönheit, die mit der langsam dahinschwindenden Jugend verblühte, ohne je voll aufgeblüht zu sein. Was sollte sie da viele Sorge darum tragen? Nein, das war nichts für sie — nichts für ihr verbittertes Gemüth, nichts, das ihr leeres Leben hätte ausfüllen können. Sie fühlte sich oft alt und hoffnungslos, und überließ es Jenen, sich zu pflegen, die noch hoffnungsvoll, in froher Zuversicht in's Leben blickten.

Sie nahm daher keinen Anstoß an der großen Sorgfalt, mit welcher Elise auf ihr Aeußeres bedacht war; verargte ihr auch nicht, daß sie ihren ganzen Lohn nur für Schneiderin und Modistin verausgabte und an ihren Aus-

gangstagen in der mit Geschmack zusammengestellten Toilette eine wirkliche Dame vorstellte.

Die Tochter eines Beamten, war Elise seit Jahren ganz verwaist, und da der Vater für die Zukunft seines Kindes in keiner Weise gesorgt hatte, war ihr nach vielen gescheiterten Versuchen, Besseres zu finden, nichts Anderes übrig geblieben, als Dienerin zu werden.

Bisher hatte sie noch stets das Glück gehabt, in vornehme Häuser zu kommen und gut behandelt zu werden. Ein gewisser glücklicher Leichtsinn, der sich in rosigen Zukunftshoffnungen gefiel, half ihr über das oft demüthigende Bewußtsein ihrer Stellung hinweg und ließ sie diese als ein blos vorübergehendes Mißgeschick betrachten. Dann aber fühlte sie in der wechselnden Erregbarkeit ihres sanguinischen Temperamentes ihr Loos in manchen Augenblicken mit einer so tiefen Bitterkeit, so daß sie fast verzweifeln wollte.

So erging es ihr auch jetzt, als sie die Treppe wieder hinaufschritt. Das Herz wurde ihr zum Brechen schwer bei dem Gedanken an die Zukunft. Sollte ihre ganze Jugend mühseliger Arbeit im Solde Fremder hingeopfert werden?

Thränen verdunkelten des Mädchens Blick, und ein heißer Drang ergriff sie, sich ungehindert ihrem Jammer hinzugeben.

Da kam Jemand die Treppe des zweiten Stockwerkes hinabgeschlürft — eine junge, derbe Frauensperson mit niedergetretenen Halbschuhen, unfrisirten Haaren, nackten rothen Armen, schmieriger Gewandung und plumpem Gange — eine Verkörperung der Vernachlässigung und Trägheit. Eine Stimme von gemeiner Klangfarbe wünschte Elise „Gut'n Morg'n" und setzte in vertraulichem Tone hinzu:

„Na, Lisi, mir scheint gar, Sie flennen? Hat Ihnen

Ihr Schatz vielleicht sitzen g'lassen?" Ein rohes Lachen setzte ein, und diesem folgten die Worte: „Na, tröſten S' Ihnen nur, 's gibt ja g'nug Andere auf der Welt."

Die so sprach und nun auf dem Absatze des ersten Stockwerkes mit ihr zusammentraf, fühlte sich um nichts geringer als Elise, in der sie schließlich doch nichts Anderes als ihre „Kollegin" sah. Ja, sie nahm sogar an, daß sie Elise gegenüber etwas voraus habe: ihre niedrige Herkunft, ihre kräftigen Arme, die arbeitsgewohnten Hände und ihre gesunde Rohheit. Sie fühlte sich zum Dienen geboren und blickte mit Hohn, Schadenfreude und Ueberlegenheit auf das „nobelthuende Ding", die Elise, herab, die von einer Gemeinschaft nichts wissen wollte. Aus diesem Grunde gerade versäumte die Andere keine Gelegenheit, der „eingebildeten Person" einen Hieb zu versetzen, was ihr dann immer ein wahres Hochgefühl bereitete.

Elise gab keine Antwort, eilte an ihr vorbei, dem Ende des Korridors zu, öffnete die mit einem Vexirschlosse versehene Thür und warf sie sodann erbittert hinter sich zu.

Solches Gelichter wagte sich ihr gleichzustellen! Zu solchen Leuten sollte sie gehören — sie, mit dem unausrottbaren Bewußtsein ihrer besseren Herkunft und mit dem brennenden Gefühle unverdienter Erniedrigung in der Brust! . . .

Sie ließ die ihrer harrende Arbeit stehen, lief in ihr Kämmerchen, das — nach dem Lichthofe liegend — auch im Sommersonnenschein dämmerig und kühl war, warf sich auf das schmale eiserne Bett hin und überließ sich einem bitterlichen Weinen. . . .

Auf einmal huschte ein Gedanke durch ihren Kopf, und der verscheuchte mit der Verdüsterung des Gemüthes auch ihre Thränen. Sie war allein und sollte es einige Tage bleiben — da wollte sie sich schadlos halten für ihr feindseliges Geschick und einmal vollauf jene Rolle spielen, zu

der sie sich berufen fühlte: eine Dame sein, ein feines Fräulein, und als solches den süßen Müßiggang genießen, die Tage mit Promenaden auf der Ringstraße, im Stadtpark und im Prater ausfüllen und endlich auch einmal die Ausstellung im Künstlerhause besuchen.

Sie trocknete die letzten Spuren der Thränen und richtete sich entschlossen auf.

Das schönste Kleid wurde aus dem gelb angestrichenen Schranke hervorgesucht — es war aus feinem, seidenartigem Wollstoffe, hochmodern gemacht, mit bauschigen Ballonärmeln und reich mit glänzender Jaisstickerei geputzt — und damit ging Elise hinüber in ihres Fräuleins Schlafzimmer, um dort vor dem großen Ankleidespiegel Toilette zu machen.

Sie legte sich von Dora's Puder auf, besprengte sich mit deren Parfüm und kleidete sich mit umständlichster Sorgfalt an, wie eine echte Modedame. Zuletzt setzte sie ein reizendes Hütchen aus weißem, zartem Stroh, mit zierlichem Bandschmuck und kleinen Bouquets aus gelben Rosenknospen auf, zog sechsknöpfige Handschuhe aus schwedischem Leder, ihre silbernen Armbänder und ihre vergoldete Taschenuhr, an gleicher Kette hängend, an, ergriff ihren langgestielten Sonnenschirm aus rosafarbener Changeantseide mit breitem, ausgezacktem Volant, und war nun fertig. Sie glich nun thatsächlich einer Dame der besten Gesellschaft.

Mit ihrem Aussehen sehr zufrieden, trat sie vom Spiegel weg und wollte eben das Zimmer verlassen, als sie bemerkte, daß das Fräulein den Schlüsselbund vergessen hatte. Er lag auf dem Toilettetisch, halb verdeckt von dem offen dastehenden Handschuhbehälter.

Schon war Elise im Begriffe, ihn besser zu verwahren, als ihr ein toller Einfall kam. Sie wußte, daß ihre Herrin in einem Fache des Wäscheschrankes ihre Schmuckschatulle

verwahrte. Wie wäre es, wenn sie die günstige Gelegenheit benutzte, um sich ein bischen mit erborgtem Geschmeide zu schmücken.

Eine Weile widerstand sie, aber die Versuchung war unwiderstehlich. Sie holte die fein ciselirte eiserne Kassette hervor und öffnete sie mit dem Schlüsselchen, welches an dünner Stahlkette an dem Griffe hing.

Mit einem halblauten Ausruf der Ueberraschung fuhr Elise zurück, als sie die vielen Kostbarkeiten erblickte; obenauf in einer silbernen Schale bunt durcheinander Ringe, Broschen, Armreifen, Goldketten, Pfeile und Berloques, darunter Etuis in verschiedenen Größen, welche die Perlenschnüre und den Diamantschmuck enthielten, und auf dem Grunde ein großes Portefeuille.

Das Mädchen öffnete Stück für Stück und weidete sich an dem herrlichen Anblick, probirte eine Rivière, ein Paar Boutons und bewunderte sich seufzend in der fremden Pracht.

Ach, wenn nur etwas davon ihr gehörte — zum mindesten ein kleiner Gegenstand — nur jener schmale, winzige Goldreif mit dem strahlenden Smaragd! Wenn sie ihn verschwinden ließe — würde es entdeckt?

Es kostete ihr einige Mühe, die Versuchung zu überwinden, dann verschloß sie die Juwelen rasch wieder in ihre Behälter und entlehnte für sich nur zwei Armbänder aus schwerem Golde. Damit wollte sie heute paradiren und sie dann ebenfalls wieder zu dem Uebrigen legen. Was sie that, war zwar eine Keckheit, aber kein Verbrechen, sagte sie sich zur Beruhigung. Eine Diebin war sie nicht, wollte es auch nicht sein, schon um ihren guten Ruf, der ihren Anspruch auf eine bessere Zukunft rechtfertigte, nicht in die Schanze zu schlagen.

Erregt von dem Wühlen in diesen Kostbarkeiten, stöberte sie neugierig auch noch in dem Portefeuille herum. Darin

barg Dora ihre verzinslichen Papiere, ihre Loose und ihre größeren Barbeträge.

Mit lüsternen Blicken zählte Elise die Banknoten und rechnete sich aus, was sie Alles dafür kaufen könne, wenn das Geld ihr gehörte — ja, nur ein Theil davon — ein einziger Hunderter. Ach, da ließe sie sich eine Toilette machen — eine Toilette — —

Da lugte ihr aus einem Fache etwas Rothes entgegen. Sie nahm es heraus, und es enthüllte sich als ein in Plüsch gebundenes kleines Buch mit Goldschnitt. Das mußte ihrem Fräulein ja besonders kostbar sein — wie würde sie es sonst unter diesen Reichthümern bewahren. Was war es nur?

Elise schlug den Deckel auf und fand auf der ersten Seite von Dora's Hand die Aufschrift:

„Bekenntnisse einer einsamen Seele.
Mein Tagebuch."

Der Titel weckte Elisens Interesse.

Sie blätterte herum, las da etwas, dort etwas, und fühlte sich davon so sehr gefesselt, daß sie zuletzt die Aufzeichnungen ganz durchlas.

Als sie damit zu Ende war, verharrte sie eine gute Weile, in ernstes Nachdenken versunken.

Das Fräulein war ihr oft genug seltsam und absonderlich vorgekommen, doch wäre es ihr niemals eingefallen, zu denken, daß dieses eigenthümliche Wesen einem geheimen Seelenleiden entspränge. Nun aber wußte Elise, daß ihre Herrin krank war im Gemüthe, und da sie ihr in Wirklichkeit sehr zugethan war, trieb sie ihr mitfühlendes Herz, das sich von der gelesenen Beichte ergriffen fühlte, dazu, ein bischen Schicksal zu spielen.

Daß sie es thun müßte, stand fest in ihr; nur wurde es ihr nicht sogleich klar, wie sie es anstellen sollte. Wie konnte sie am besten dem Manne, von dem so Vieles in

dem Tagebuche stand, einen Wink geben, daß er nicht länger säumen solle, mit ihrem Fräulein eine Aussprache herbeizuführen? Was ihn betraf, da wußte Elise Manches, denn ihre offenen Augen hatten viel bemerkt, da er sich nicht so gut hatte verstellen können, wie Fräulein Dora, nur daß er gar so ungeschickt und zaghaft war.... Wie, wenn sie ihm anonym ein paar Zeilen schriebe, als „gute Freundin" unterzeichnet? Das ginge an. Doch könnte er das Ganze nicht für eine Mystifikation halten und dann erst recht den Zauberer spielen, und ihr armes Fräulein dadurch weiter quälen? Wie sie ihn kannte, war das eher anzunehmen, als ein Erfolg, wie sie ihn wünschte; folglich mußte sie ihm schon mit stärkeren Mitteln kommen.

Ihr Blick leuchtete auf: das einzig sichere Mittel war gefunden! Und ohne Zögern wollte sie es unternehmen, ihre arme, reiche Herrin aus stillem, tiefverborgenem Leide zu sonnenhellem Glücke zu führen.

Sie nahm das Tagebuch an sich, den Gedanken an die ungeheuerliche Indiskretion, die sie zu begehen im Begriffe war, gewaltsam unterdrückend, verschloß die Kassette, stellte sie auf ihren alten Platz, schloß den Kasten wieder zu, barg den Schlüssel in der Handschuhschatulle und verließ mit leichtbeschwingtem Gange und frohgestimmter Seele das Haus.

— — — — — — — — — — — —

Vor dem Hause fuhr der Wagen vor, welcher Dora Januschowsky zum Bahnhofe hatte bringen sollen. Der Kutscher sprang behende vom Bocke, öffnete den Schlag, und Dora entstieg dem Gefährt.

„Warten Sie nur," sagte sie zu dem Rosselenker, „ich bin in fünf Minuten wieder da. Wenn Sie dann rasch fahren, komme ich wenigstens zu dem Zwölfuhrzuge gerade noch recht."

Sie eilte in das Haus.

Am Ende des Flures begegnete sie der Hausmeisterin, die sehr verwundert that, das Fräulein, das sie abgereist glaubte, nun zu sehen.

„Küß d' Hand," sagte die noch junge, nett gekleidete Frau devot, denn Dora war gegen sie immer sehr generös. „Euer Gnaden reisen nicht?" setzte sie neugierig hinzu.

„O ja, ich habe nur etwas vergessen," erwiederte die Angesprochene kurz und stieg rasch die Treppen empor.

„O je, das muß doch ärgerlich sein," hörte sie des Hauses Hüterin bedauernd hinter sich sagen. „Aber mir scheint, ich hab' die Lisi fortgehen g'seh'n."

Dora legte dem keine Bedeutung bei und hastete hinauf. Kurz vor der Ankunft auf dem Bahnhof hatte sie das Fehlen ihrer Schlüssel bemerkt und war darüber so unruhig geworden, daß sie umkehren mußte.

Oben angelangt, war sie damit zufrieden, das massive Vorhängschloß an der Thüre zu finden, obwohl sie annehmen mußte, Elise habe sich nur auf kurze Zeit entfernt. Sie ließ also die ihr eingeschärfte Vorsicht nicht außer Acht.

Als sie aber ihr Schlafgemach betrat, wurde sie stutzig. Auf einem Stuhle lagen Elisens Alltagskleider und auf dem Boden ihre Hausschuhe nachlässig hingeworfen, auf der Marmorplatte des großen Waschtisches waren die Parfümflacons und die Puderbüchsen in Unordnung, wie nach eiliger Benützung. Auf dem Toilettentische sah sie die silbernen Armketten des Mädchens liegen. Was sollte das Alles bedeuten? Hatte sie der Redlichkeit Elisens zu viel vertraut? Und sollte diese . . .

Nein, sie wollte ihr nicht Unrecht thun, den schlimmen Gedanken nicht zu Ende denken! Das Mädchen hatte zwar die Keckheit gehabt, sich hier anzukleiden, aber das kam anderswo auch vor. Aber was in aller Welt hatte sie um diese Stunde schon außer dem Hause zu suchen, da sie offenbar in besserer Toilette fortgegangen war?

Dora suchte nach den Schlüsseln, die lange nicht zu finden waren, suchte in steigender Aufregung und fand sie endlich bei den Handschuhen. Erleichtert athmete sie auf und probirte die Schlösser — alle waren geschlossen. Sie belächelte ihre thörichte Befürchtung und wandte sich zum Gehen. Da trat ihr Fuß auf einen harten Gegenstand, sie bückte sich darnach und hob betroffen einen kleinen Goldring mit einem Türkis auf. Wie kam das Ding hier auf den Boden, fragte sie sich erbleichend. Sollte doch etwas Unrechtes vorgefallen sein?

Jäh richtete sie sich auf und öffnete den Wäscheschrank. Mit bebenden Händen zog sie die eiserne Kassette hervor und durchsuchte ihren Inhalt: es fehlten zwei goldene Armbänder. Die Geldbeträge in dem Portefeuille stimmten — davon hatte sich Elise nichts angeeignet; aber — ein tödtlicher Schreck durchfuhr Dora — das Tagebuch war verschwunden — das Tagebuch, das ihr vielleicht mehr werth war, als alles Andere!

Ihr war's, als hätte sie Jemand niedergeschlagen, und lange konnte sie keinen klaren Gedanken fassen. Dann aber schäumte eine wilde Wuth in ihr auf darüber, daß sie sich in Elise so schmählich getäuscht, und Thränen des Zornes und verzweiflungsvoller Scham entstürzten ihren Augen. Ihr Geheimniß, ihr schmerzlich gehütetes Geheimniß war enthüllt, und eine Magd wußte darum, würde es vielleicht zu unlauteren Zwecken ausnützen! ...

Was thun? Was thun? Wie dem vorbeugen, daß sie noch weiter kompromittirt würde? Eine polizeiliche Anzeige erstatten? Das mußte geschehen, wenn sie die Ueberzeugung gewann, daß sich Elise mit ihrem Raub für immer aus dem Staub gemacht hätte. Darüber mußte sie zuerst Gewißheit haben und nachsehen, ob das Mädchen auch seine eigene Sachen mitgenommen hätte. Sie eilte in Elisens Stübchen, allein der Kasten und die Kommode

waren versperrt, also mußte sie die Möbelstücke öffnen lassen.

Durch das Sprachrohr auf dem Gange berief sie die Hausmeisterin zu sich, damit diese ihr Gepäck wieder herauftrüge, den Wagen wegschickte und eine Depesche aufgäbe, in welcher Dora die Freundin benachrichtigte, daß sie ihre Ankunft auf morgen verschieben müsse.

„Und dann bringen Sie mir einen Schlosser mit," befahl sie zuletzt, „und seien Sie als Zeugin anwesend. Ich brauche Sie."

Erstaunt entfernte sich die Frau.

2.

„Herr Doktor, eine junge Dame möchte Sie sprechen."

Mit diesen Worten trat die ältliche Wirthschafterin des Privatdozenten Doktor Alfred Prechtl in dessen Arbeitszimmer und störte ihn, der schreibend dasaß, aus seinem Gedankengange auf.

Sein längliches, bleiches Antlitz mit der großen, geraden Nase, der hohen, schmalen Stirn, dem straff emporstrebenden blonden Haare und dem niederhängenden, etwas lichteren Schnurrbart, sah bei dieser Meldung so verwundert aus, als hätte man ihm soeben ein Märchen erzählt.

„Eine Dame?" forschte er zögernd mit seiner angenehmen, weich klingenden Stimme. „Wer denn?"

„Sie will sich nur Ihnen selbst nennen, Herr Doktor," entgegnete die Frau mit vorwurfsvollem Blicke, der zu besagen schien: „Du stilles Wasser, kommt man Dir doch hinter Deine Heimlichkeiten!"

Drei Jahre führte Frau Schaumburger dem jungen Philosophen schon die Wirthschaft, hatte ihn im Hinblick auf die Frauen für hieb- und stichfest gehalten, und mußte ihm nun dennoch einen geheimnißvollen Damenbesuch anmelden. Das machte die sonst gutmüthige Frau fast streng.

„Sie ist sehr jung, sehr hübsch, sehr elegant," setzte sie mit merklicher Betonung hinzu, „und sie macht es sehr dringend."

In Alfred's hellblauen Augen, die einen milden, schüchternen und sinnenden Blick hatten, der Gemüth verrieth, leuchtete es freudig auf. Sollte sie es sein? Sie, die Stolze, die Kalte, die Stillgeliebte?

Er erhob sich jäh von seinem Sitze, und sein ganzes Wesen drückte eine lebhafte Spannung aus. Aber nein! Sehr jung — da konnte sie es doch nicht sein, darnach sah sie nicht mehr aus. . . . Er athmete tief auf, und die stürmische Freude, die ihn erfüllt, verflüchtigte sich ebenso rasch, als sie in ihm emporgeschwollen war. Nur Neugierde blieb zurück.

„Gut, führen Sie die Dame herein," sagte er kurz und kühl unter den forschenden Blicken der Wirthschafterin, die ihn ärgerten.

Eine Sekunde später trat Elise Petrak ein.

„Ich bin's, Herr Doktor," sagte sie lächelnd mit der ihr eigenen Sicherheit des Auftretens, verbeugte sich voll Grazie vor dem Manne und blieb dann vor ihm stehen, offenbar eine Frage erwartend.

Alfred Prechtl war durch das Ungewöhnliche ihres Erscheinens so überrascht, daß er kein Wort fand. Er konnte nicht anders, als annehmen, daß sie von Dora geschickt sei — ein Fall, der zum ersten Male eintrat, vielleicht deshalb, weil Alfred schon länger als drei Wochen bei ihr keinen Besuch mehr gemacht hatte — und dieser Gedanke setzte ihn in Verwirrung, machte ihn stumm. Nur seine Augen sprachen und verriethen eine halb freudige, halb bange Spannung.

Sein Gebahren wirkte auf Elise zurück, brachte sie um ihre Unbefangenheit und trieb ihr eine dunkle Röthe in die blühenden Wangen. Die Indiskretion, die sie begangen

hatte, schien ihr nun verwerflich, und ihr schwand der Muth, die Absicht, welche sie hergeführt hatte, durchzuführen. Am liebsten wäre sie davongelaufen. Und wie erst würde sie dastehen, wenn nun die beabsichtigte Wirkung ihres Schrittes ausbliebe? Wenn Doktor Prechtl, der schon so lange mit seinem Besuche gesäumt hatte, bereits abgekühlt wäre?

Gottlob, das Letztere war nicht der Fall, wie sie ein verstohlener Blick auf sein Gesicht belehrte. Er sah ja förmlich aus, als harre er auf ihre Worte, wie auf eine Offenbarung. Das rief ihren gesunkenen Muth wieder zurück und machte sie wieder keck und zuversichtlich.

„Herr Doktor," begann sie mit einem geheimnißvollen Lächeln, das ihm bekundete, daß er ganz Außergewöhnliches hören werde, „ich komme in einer seltsamen Angelegenheit, und —"

„Fräulein Januschowsky schickt Sie?" unterbrach er sie hastig, nun nicht mehr im Stande, seine ungeduldige Erwartung zu verhehlen.

„O nein," gab Elise zur Antwort. „Das Fräulein ist heute Früh nach Mürzzuschlag gefahren, weil sie dort bei dem jüngsten Kinde einer Freundin Taufpathin sein muß; aber mein Kommen betrifft in der That das Fräulein."

„Sie verstehen es, mich neugierig zu machen, Elise," entgegnete Alfred Prechtl in gesteigerter Spannung. „Was soll ich davon denken? Dem Fräulein wird doch nichts Unangenehmes widerfahren sein oder bevorstehen?"

„Wenn es nur blos unangenehm wäre!" rief Elise seufzend aus. „Es ist aber weit ärger, es ist ein Unglück," setzte sie lebhaft hinzu, „und weil ich durch einen Zufall Alles erfahren habe, bin ich eben zu Ihnen gekommen, Herr Doktor, denn die Sache betrifft auch Sie."

„Mich?" fragte er in größtem Erstaunen.

Elise nickte eifrig. „Ja, Sie, Herr Doktor," bestätigte sie dann und fuhr hastig fort: „Ich habe nämlich einen ganz seltsamen Fund gemacht, und Sie sollen damit bekannt werden. Da ist er!"

Sie drängte ihm, der sich das Ganze nicht zu reimen wußte und befremdet darein sah, ein mit einem weißen Umschlag versehenes flaches Päckchen in die Hand und schloß in größter Eile: „Sehen Sie es nur gut durch, und senden Sie es dann schleunigst wieder an mich zurück, ich werde zu diesem Zwecke um drei Uhr zu Hause sein und darauf warten. Guten Tag, Herr Doktor!"

Eine Verbeugung, und sie war draußen — mit Windeseile, wie es ihm schien.

Hätte er das Packet nicht in Händen gefühlt, er wäre geneigt gewesen, das Ganze für eine Hallucination zu halten, so sonderbar erschien es ihm, und die Betroffenheit, in die es ihn versetzt, hinderte ihn daran, von dem Mädchen Aufklärung zu heischen. Als er das wollte, war Elise längst schon fort.

Mit bebenden Händen, in fiebernder Spannung, riß er den Umschlag weg. Das rothgebundene Tagebuch kam zum Vorschein und die eigenthümliche Aufschrift des ersten Blattes. Anfangs wagte er nicht hineinzusehen, aber es war ihm, als ob eine geheime, unwiderstehliche Macht ihn dazu antrieb und alle Bedenken niederschlug. Dann überflogen seine Augen Seite für Seite, und er las mit athemlosem Interesse Dora's Tagebuch.

— — — — — — — — — — — — —

„Bekenntnisse einer einsamen Seele.

Am 15. Oktober 1893.

So bin ich nun mit all' meiner Weisheit dahin gelangt, ein Tagebuch zu führen, als wäre ich ein Backfisch, der sich bemüht, verworrene Gedanken und unklare Empfindungen, die ihm erhaben dünken, in hochtrabenden Phrasen

niederzukritzeln. ... So bin ich nun mit meinen dreiundzwanzig Jahren auf diesem Standpunkt angekommen! Ich wollt', ich könnte darüber lachen, aber ich kann es nicht. In mir wohnt kein Humor und keine Ironie, ich bin schwerblütig und schwermüthig — eine starre, schroffe, abweisende Natur, die sich dagegen aufbäumt, das, was in ihr lebt, was sie bedrückt, irgend einer anderen Seele zu offenbaren. Allein und einsam stehe ich im Leben, vereinsamt, auf mich selbst beschränkt, lebe ich dahin — verfinstert und verbittert, ja, fassungslos. Und darum schreibe ich es nieder, was mich quält, um dadurch vielleicht doch ruhiger zu werden. Oft ist es mir ja, als müßte ich daran ersticken; weil ich gar Niemand auf der ganzen Welt habe, dem ich es anvertrauen, auch nur andeuten könnte und wollte.

Ich kenne mich nicht aus in mir und stehe vor meinem eigenen Inneren wie vor einem Räthsel da, das mich beängstigt.

Bei Tag und Nacht, im Wachen und im Schlafe, während der Arbeit und der Ruhe — immer und ewig und überall sehe ich ihn vor mir, denke ich nur an ihn, und doch möchte ich es beschwören, daß ich ihn nicht liebe, daß er mir nicht einmal gefällt. Das ist das Peinlichste daran!

So viel habe ich an ihm auszusetzen, beinahe Alles an ihm fordert meine Kritik heraus: sein blondes Haar ist mir zu matt, zu fahl, seine Augen scheinen mir zu klein, zu farblos in ihrem gar zu hellen Blau und zu sanft im Ausdrucke, seinen Mund finde ich zu groß, seine Lippen zu stark, die Nase zu lang und ohne ausgesprochenen Charakter, das Gesicht gleichfalls zu sehr in die Länge gezogen und dabei doch die Wangen zu voll, zu breit, die Stirne zu schmal, zu hoch. ... Häßlich kommt er mir oft vor, ohne daß er es in Wahrheit ist. Die Leute finden

ausnahmslos, daß er eine angenehme, ja sogar hübsche Erscheinung besitzt. Warum macht er mir nicht diesen Eindruck?

Seine Gestalt ist das Einzige, das ich gelten lasse: sie ist groß, schlank, aufrecht, sieht elegant und stattlich aus, seine Manieren sind ein wenig linkisch, und seine Haltung verräth ein Selbstbewußtsein, das mir übertrieben scheint. Ich lasse das nur bei großen Geistern gelten — bei wirklich genialen Menschen. Er aber ist das nicht; ich finde ihn nicht einmal hervorragend begabt. Ich halte ihn nur für Einen, der sich durch viel Fleiß und Mühe reiche Kenntnisse gesammelt hat und sie nun praktisch verwerthet — also für einen tüchtigen Gelehrten, dessen Stärke aber im Wiedergeben des Gelernten liegt, nicht im selbstständigen Forschen und Schaffen. Nun, immerhin hat das auch Geltung, aber mir ist der Gelehrtenhochmuth unangenehm.

Ich kenne manches Mädchen, das sich für ihn interessirte, das auf ihn stolz wäre und glücklich würde, könnte sie ihn ihr Eigen nennen. Warum liebe ich ihn nicht, warum aber habe ich trotzdem keinen anderen Gedanken, als nur den an ihn? Warum?

— — — — — — — — — — —

Am 12. November.

Ich fühle mich unglücklich und elend — durch ihn! Wüßte er nur darum! Allein er kann es nicht einmal ahnen. Meine Lippen sind stumm, und den gequälten Ausdruck meiner Augen hat er nie verstanden. Seit vierzehn Tagen war er nicht mehr da, und mir erscheint die Zeit so unerträglich lang, als wären Ewigkeiten dazwischen. Als er zum letzten Male hier war, nahm er so freundlich Abschied und versprach in den nächsten Tagen wiederzukommen. Ich wartete von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde — er kam nicht. Ich weiß es doch, daß er sich

für mich interessirt — er kann sich nicht annähernd so verstellen, wie ich es thue, und offen hat er mir es auch schon bekannt, daß ich von allen Frauen, die er kennt, den besten Eindruck auf ihn machte. Allein, daß er mich liebe, davon sprach er nie, das sagten mir nur seine Augen, die weltentrückt und träumerisch verloren an mir hängen, wenn er da ist. Warum kommt er nicht? Ich klammerte mich an sein Versprechen an — ich hoffte, wartete und harrte, und fühle mich nun davon so erschöpft, als hätte ich soeben eine schwere Krankheit überstanden.

— — — — — — — — — — — —

Am 6. Dezember.

Vergebens zermartere ich mir den Kopf: ist das vielleicht doch Liebe, was mich bewegt? Warum dann dieser ewige Kampf in mir? Warum diese innerliche Feindschaft gegen ihn? Und wie ist denn das Ganze überhaupt nur gekommen?

Bei einer jungvermählten Freundin, deren Schwager er ist, sah ich ihn zum ersten Male — etwas mehr als ein Jahr ist's her.

Er hatte — wie er mir gleich sagte — schon viel des Interessanten über mich gehört und war auf mich sehr neugierig gewesen. Ich hingegen hatte über ihn noch nichts gehört und war auf ihn gar nicht neugierig gewesen. Fremd und gleichgiltig trat ich ihm, sehr voreingenommen und mit den denkbar höchsten Erwartungen trat er mir entgegen. Er machte keinen Eindruck auf mich — ich fand ihn nur liebenswürdig, wie den nächstbesten jungen, gut-erzogenen Mann — nicht mehr, nicht weniger. Er aber fand seine Erwartungen nicht enttäuscht, und gab sich keine Mühe, das zu verbergen. Sein offenes, freundliches Gesicht spiegelte deutlich den Genuß wieder, den ihm meine Bekanntschaft, mein lebhaftes, oft hastiges Wesen bereitete.

Wir sahen uns bei seiner Schwägerin einigemal wieder. Ich fand keine Ursache, mir ein tieferes Urtheil über ihn zu bilden und mich eingehender mit ihm zu befassen. Nur war es mir unangenehm, wenn er nicht da war.

Und nach drei Monaten kam eine Stunde, wo ich mit ihm eine längere Weile allein blieb.

Wir saßen im halbdunklen Zimmer, während der Dezemberregen einförmig an die Fenster schlug und hier und da der Sturm am Hause rüttelte. Bunt durcheinander war von allem Möglichen die Rede, aber in nicht eben besonders lebhafter Art. Er wenigstens schien etwas gedrückt, oder doch befangen.

Da fiel plötzlich das Wort ‚Liebe'. Ich hatte es ausgesprochen, nachdem mir zufällig ein Buch mit Liebesgedichten in die Hand gekommen war. ‚Liebe' — was sie denn eigentlich sei, fragte ich. Und nun wurde er lebhaft. Er sprach über sie und die Ehe, fand diese ohne jene undenkbar und pries sie als das Süßeste und Herrlichste auf Erden.

‚Ich kann darüber nicht urtheilen, denn ich habe noch nie geliebt, obwohl ich oft genug geliebt worden bin,' sagte ich gleichmüthig. ‚Aber ich stelle mir eine auf gegenseitiger Achtung begründete Vernunftheirath gar nicht übel vor und halte eine solche für viel verläßlicher, als eine Liebesheirath.'

Wie er sich da ereiferte in dem Bestreben, mir diesen Gedanken auszureden! Wie er mir vorstellte, daß selbst die unglücklichste Liebesehe doch ein unvergänglich Schönes habe, das über alles spätere Elend hinaus tröste und einen verklärenden Schimmer breite: die süße Erinnerung an die Freuden der Brautzeit und an die Wonne der Flitterwochen.

Ich wollte dem schwärmenden Idealisten in's Gesicht lachen, aber ich brachte es vor Ueberraschung nicht zu

Stande: sein Antlitz schien mir schön in der Begeisterung, die daraus sprach, seine Augen leuchteten und waren noch beredtsamer als seine Rede. Und was in ihrem Innersten glühte, das war der Wunsch, das Flehen: „Ich möchte Dich lehren, was Liebe ist — laß mich Deinen Lehrer sein!" . . .

Von dieser Stunde an mußte ich viel an ihn denken, ob ich wollte oder nicht! An manchen Tagen erfaßte mich eine unbezähmbare Sehnsucht nach seiner Gesellschaft, um das verhängnißvolle Thema weiter zu besprechen. Doch wenn ich dann zu meiner Freundin kam, erfüllt von dem Verlangen nach ihm — und ihn dann sah, da war's vorbei mit meinem sehnsüchtigen Verlangen. Da schien er mir so matt und unbedeutend, so einschläfernd langweilig mit seinem blonden, helläugigen Gesicht, dem lang herniederhängenden, lichten Schnurrbart und der langsamen, fast schwerfälligen Redeweise, daß ich mich über mich selbst empörte, nach diesem Menschen Sehnsucht empfunden zu haben. Dann brach ich immer auch schon nach kurzer Zeit auf, um meine bittere Enttäuschung zu Hause über angenehmer Lektüre oder sonstigem Zeitvertreib zu vergessen. Kaum war ich aber daheim angelangt, stellte sich ein leises Bedauern ein, ihn geflohen zu haben — ein Bedauern, das regelmäßig schon am nächsten Tage von Neuem zu grenzenloser, quälender Sehnsucht wurde. War ich denn verrückt geworden? . . .

So ging es fort — wochen-, monatelang; bis zum Wahnsinn erregt war ich vor Sehnsucht nach ihm, wenn ich ihn längere Zeit nicht wiedersah, aber ernüchtert bis zum Ueberdrusse, wenn mein Verlangen gestillt und er gekommen war — mit der Zeit auch zu mir in's Haus.

Ich wurde blaß und magerte ab, ich fühlte mich krank an Leib und Seele — aufgerieben und verzehrt von dem im tiefsten Innern wühlenden Widerspruche.

— — — — — — — — — — — —

Am 18. Januar 1894.

Die letzte Zeit war er oft da — erst gestern wieder, und plötzlich sagte er ganz unvermittelt, es seien nun auf den Tag fünfviertel Jahre, daß er mich bei seiner Schwägerin kennen gelernt. Er hatte sich das Datum besser gemerkt, als ich, denn ich wußte es nicht. Mir schien das sehr bedeutsam, und eine stille Freude erfüllte mich darüber, aber sie ging vorbei. Warum? Ich glaube, daß ich insgeheim auf etwas wartete — auf eine Erklärung, auf seine Werbung, ohne daß ich gewußt hätte, wie ich mich dazu stellen würde: annehmend oder ablehnend? Vielleicht das Eine, vielleicht das Andere — ich weiß es nicht — ich weiß es nicht! Doch ist es mir jetzt, als hätte ich eher Nein gesagt als Ja. Ich liebe ihn ja nicht, und zu einer Vernunftehe mit ihm fühle ich mich auch nicht gedrängt.

Nun, die Werbung erfolgte nicht, und es ist gut so, obschon es mich im Augenblicke sehr enttäuschte und verstimmte. Ich glaube gar, es hätte mir wohlgethan, ihn kalt abzuweisen.... Was bin ich nur für ein Geschöpf?...

Fünfviertel Jahre! Fünfzehn Monate!

Es scheint mir ganz unmöglich, daß es erst so kurze Zeit her ist — was zählen denn auch fünfzehn Monate im Weltenlauf? Nur dem Menschen erscheinen sie lang, und mir eine Ewigkeit voll Leid und Angst — Angst um mich selbst.

— — — — — — — — — — — — —

Am 25. Januar.

Und wieder war er da, und wieder sprachen wir von Liebe — wir sprechen jetzt immer davon.

Das ist nun kein Thema für eine unvermählte junge Dame, aber — — Junge Dame? Bin ich denn jung? Und bin ich's je gewesen? Einförmig und freudlos verfloß meine Jugend im stillen Elternhause — bei der stillen, ewig kränkelnden Mutter und dem unheimlich stillen, ernsten

Vater, der kein lautes, frohes Wort duldete. Als ihm die arme, duldende Mutter in das finstere Reich des ewigen Schweigens gefolgt war, und das stille, einsame Haus noch stiller und einsamer wurde, da war auch meine Jugend dahin — meine schöne, süße, elend hingemordete, traurige Jugend.

Da aber erfaßte es mich mit dämonischer Gewalt! Da wollte ich nicht länger still und eingesargt bleiben in dem alten, düsteren Elternhaus! Da trieb es mich unwiderstehlich an, die verlorene Jugend mir zurückzuzaubern und nachzuholen, was ich versäumt, genießen, was ich nicht genossen: Ball und Tanz, Theater und Gesellschaft, Vergnügen aller Art und — Liebe! Da nahm ich eine arme, alte Tante zu mir und öffnete das stille, freudenlose Haus der Welt, daß mit der dumpfen Stickluft seiner Räume auch die düsteren, weltfeindlichen Geister, die so lang darin geherrscht, hinauszögen und frische Luft es erfüllen möge und Sonnenschein und neue Anschauungen durch lebensfrohe, glückempfindende Menschen. Da wurde ich zum Mittelpunkte der lustig lärmenden Gesellschaft und selbst die Heiterste von Allen. Die Männer fanden mich excentrisch und bizarr, und Viele liebten mich, nicht Wenige bewarben sich um mich. Um mich? Die Meisten doch wohl nur die reiche Erbin, doch Manche auch das Weib an sich. Verdiente ich es etwa nicht, um meiner selbst willen geliebt zu werden?

Die fünfundzwanzig Jahre, die ich hinter mir hatte, waren spurlos über mich dahingegangen — wohl deshalb nur, weil ich so viel wie nichts erlebt, und das erhält jung. Schön war ich gerade nicht und war es nie gewesen, dennoch aber stach meine Erscheinung weit größere Schönheiten aus, wo ich erschien. Aber mein stolzes Herz blieb kalt und liebeleer. Wie gern hätte ich geliebt — heiß, tief und selbstvergessend! Wie gerne wenigstens mich lieben

lassen — verzehrend, wild und rücksichtslos, bis sich mein eigenes Herz daran entzündet hätte. Würde Einer unter Allen, die mich liebten, den Muth besessen haben, mich zu zwingen, ihm unterthan zu sein, in ihm den Stärkeren zu fürchten — ich wäre ihm dankbar gewesen, und hätte mich in demüthiger Liebe unterworfen. Doch Keiner war darnach beschaffen. Sie flehten vor mir und beschworen mich, und ich sah ein: es waren keine Männer, die ich vor mir hatte — nur Schwächlinge.

Mit Widerwillen wandte ich mich von ihnen ab.

Zwei Jahre schwanden auf solche Art dahin — zwei lange, langweilige Jahre, trotzdem ich sie in Saus und Braus verbracht. Angewidert, wie ich von Allem war, fühlte ich mich verbittert und fand doch nicht die Kraft, mich von diesem bunten, innerlich aber so ödem Treiben loszureißen, meinen Stolz gewaltsam aufzurütteln, mein Haus zu schließen, und mich von all' diesen Menschen zurückzuziehen.

Warum nur war ich so blasirt? So schwach im Wollen, so stumpf im Empfinden und dabei dennoch lebensdurstig, liebeverlangend und in der tiefsten Seele voll ungebrochener Lebenskraft? ...

Mir selbst ein Geheimniß, vegetirte ich dahin, bis ich ihn sah, den Schöpfer aller meiner Leiden. Was seit diesem Augenblicke aus mir wurde, das ist viel schlimmer noch als alles Frühere — viel ärger auch als der Tod, denn der Todte weiß nichts mehr von Kampf und Qual und Unfrieden mit sich. Ich aber weiß das Alles, weil ich lebe und aus mir selber nicht klug werde. Immer tiefer gerathe ich in den unentwirrbaren Zwiespalt hinein, und sehe nur Eines drohend, schrecklich, wie ein furchtbares Gespenst, das mich umklammern will, vor mir: die Nacht des Geistes, den schauerlichen Wahnsinn. ...

Hilf mir, mein Gott!

— — — — — — — — — — — —

Am 17. April.

Ich weiß mir nicht zu rathen, nicht zu helfen. Viel ärger ist's mir im Gemüthe als je.

Beinahe drei Monate hab' ich ihn nicht gesehen — er war verreist, und ich hatte endlich Ruhe gefunden — volle, süße, ungetrübte Ruhe, freilich, die erste Zeit wohl nicht: da mußt' ich immer an die Stunde denken, in der er von mir Abschied genommen.

Wärmer, als ich sonst zu ihm sprach, war der Ton, mit dem ich ihm Glück wünschte auf die Reise nach dem Süden, wohin ihn der Arzt schickte, um ein Halsübel los zu werden. Scherzend fügte ich noch hinzu, er möge meiner nicht vergessen und mir irgend eine Kleinigkeit mitbringen. Je mehr seine ziemlich kurz bemessene Zeit zu Ende ging, um desto schweigsamer wurde er. Nur seine Augen, die ich plötzlich hübsch und ausdrucksvoll finden mußte, sprachen viel von Trennungsleid und von der sehnsüchtigen Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen. Mit einem Male ergriff er meine Hand und drückte sie so innig, so von Herzen, daß eine süße Wärme mein Inneres erfüllte, und seine Stimme zitterte, als er jäh erröthend die Worte sprach:

‚Leben Sie recht wohl, Fräulein Dora (seit Langem schon nannte er mich so und sprach den Namen stets in einer Weise aus, die mir bekundete, wie sehr er ihm gefiel, wie gerne er ihn aussprach), und — bleiben Sie mir gut.‘

Noch einmal blickte er mich an, so sprechend, so beredt, so tief, als wollte er mein Bild Zug für Zug in seine Seele aufnehmen; noch einmal drückte er voll Feuer meine Hand und küßte sie mit heißen Lippen, die mir die Stelle, wo sie aufgedrückt wurden, zu sengen schienen, dann riß er sich entschlossen los und eilte fort. Den Seufzer aber, der ihm dabei aus der tiefsten Brust kam — ich hatte ihn doch vernommen, obwohl er sich bemühte, ihn zu ersticken.

Lange konnte ich diese Stunde nicht vergessen — viele Tage, Nächte und Wochen nicht, und heißer, wilder noch als je, in's Krankhafte gesteigert wurde meine Sehnsucht, ihn wieder da zu haben, ihn wieder sehen, mit ihm sprechen können.

Wo immer ich auch war, da meinte ich ihm begegnen zu müssen, und wenn ich durch die Straßen ging, war es mir stets, als müßte er nun vor mir auftauchen. Das wurde in mir förmlich zur fixen Idee, wenngleich er Hunderte von Meilen fern war. Etwas in mir sträubte sich, daran zu glauben, obwohl er seiner Schwägerin aus Cannes schon geschrieben hatte — wenig Persönliches, nur über Land und Leute. Und deshalb suchten ihn meine Blicke unausgesetzt und angestrengt in dem Gewühl der großen Residenz. Ihn aber nie darin zu finden — nie — — ach, wie mich das so müde machte und entmuthigte bis zur Verzagtheit, die mir Thränen in die Augen trieb. . . .

Je länger es nun währte, je mehr die Zeit entschwand, desto größer hätte — wie ich annahm — meine Ungeduld und Sehnsucht werden müssen. Allein dem war nicht so. Ich wußte nicht, ob ich mich darüber kränken, oder mich dessen freuen sollte, daß es in mir allmälig ruhig wurde — so sonderbar ruhig und still. Als läge ein böser Traum hinter mir, aus dem ich nun erwacht war, um ihn zu vergessen — so war es mir zu Muthe, und staunend fragte ich mich hundertmal: ‚Ist es denn wirklich wahr? Habe ich diesen Mann je gekannt?‘ . . .

Das Fieber und die kranke, leiderfüllte Sehnsucht waren vorbei — vorbei — — Ich fühlte mich genesen, verjüngt, neugeboren und war vergnügt und heiter, wie im Leben nicht.

Schon wähnte ich voll Freude, ich sei für alle Zeit geheilt und frohlockte darüber, ihm — wenn er wieder käme — fremd, kalt, gleichgiltig, als hätte ich ihn vorher

nie gesehen, entgegen zu treten. Ich wollte mir dabei aber nicht eingestehen, daß dennoch etwas in meiner tiefsten Seele lebte, das mächtiger war, als ich selbst: die Neugier.

Wäre ich der kühlen Besonnenheit gefolgt — ich hätte ihn nie wieder sehen dürfen. Doch die ließ mich im Stich, als die Zeit seines Fernseins um war und ich eines Tages von seiner Schwägerin erfuhr, er werde zurückerwartet. Da glomm ganz scheu und leise in meiner Seele der Gedanke auf: ‚Versuche doch, was daraus wird, wenn Du ihn wieder siehst? Ob dann wohl Deine Ruhe Stand hält oder nicht?‘

Ich wollte voll Unwillen die Versuchung abschütteln, doch sie war zäh und unabweisbar, und — sie besiegte mich.

Mit Trotz und Spott im Herzen ging ich zu meiner Freundin. Als ich in's Zimmer trat, war ihr Schwager schon da — vor etwa einer Stunde angekommen. Ich hatte, wer weiß was Alles, von diesem Wiedersehen erwartet, und war daher befremdet, als er mich zwar ehrerbietig, aber ganz seltsam ernst und still begrüßte. War es ihm auch so wie mir ergangen? Hatte die Trennung — diese Mörderin aller zarten Gefühle — auch seine Liebe getödtet, oder ihm doch wenigstens die Ernüchterung gebracht, daß er nicht länger den schmachtenden Ritter Toggenburg, der er so lange gewesen war, spielen wollte?

Diese Fragen schossen mir blitzschnell durch den Kopf, als ich ihm die Hand reichte — ruhig und kalt, wie ich es mir vorgenommen, wie ich es in diesem Augenblick auch wirklich war. Daß er mir fremd geworden, war mir angenehm. Daß aber ich ihm gleichfalls fremder geworden — das berührte mich in einer Weise, daß ich es als persönliche Beleidigung empfand. Auch dann noch, als er — seinen Reisekoffer öffnend — mir durch ein mitgebrachtes Geschenk bewies, daß er meiner gedacht hatte. Es schien mir schale Galanterie — sonst nichts. Seine Schwägerin sprach sehr

viel, und auch sein Bruder; doch er, der am meisten hätte sprechen sollen und erzählen können — er verhielt sich still, einsilbig und zerstreut. Ich gleichfalls, denn ich gerieth immer mehr in ein Unbehagen hinein, das sich bis zur Beklemmung steigerte und mich endlich vertrieb, da ich fühlte, ich müßte sonst weinen. Vielleicht nur aus Nervosität — vielleicht aber auch aus Kränkung.

Hastig und unvermittelt, wie es oft meine Art, brach ich auf und eilte heim. Die arme Elise, mein neues Stubenmädchen, hatte es an diesem Tage recht schlimm mit mir. ...

Am nächsten Tage schon kam er zu mir. Er bewies also Eile, mich allein zu sehen, und das erfüllte mich zu meiner Verwunderung mit einer plötzlichen stürmischen Freude. Allein, weiß Gott, wie es zuging, daß ich in jäh aufwallendem Trotze Elise, die ihn anmeldete, kurz abfertigte mit der Weisung: ich ließe um Entschuldigung bitten, ich sei heute zu leidend, um Besuche zu empfangen.

Mein an diesem Tage wirklich blühendes Aussehen strafte meine Worte Lügen. Das Mädchen sah mich auch betroffen, zweifelnd an und zögerte sichtlich, dem erhaltenen Auftrag nachzukommen, als nähme sie an, es könnte nicht mein Ernst sein. Mit einer energischen Bewegung zwang ich sie zum Gehorsam, und der draußen Einlaß Harrende wurde abgefertigt.

Als ich die Thür hinter ihm in's Schloß fallen hörte, wollte ich ihn zurückrufen lassen, denn schon bereute ich meine mir selbst unbegreifliche Laune und meinen Trotz. Allein ich mußte nun konsequent bleiben, um von ihm nicht einem dummen, boshaften Kinde gleichgehalten zu werden, und verzichtete seufzend auf ein paar angenehme Stunden, die ich in seiner Gegenwart unzweifelhaft genossen hätte.

Und plötzlich fiel mir ein Gedanke auf das Herz, der dieses schneller pochen machte: wenn er nun nicht nur zu

einem gleichgiltigen Besuche gekommen wäre? Er schien gestern so ernst, deshalb auch den Gesprächen gegenüber so zerstreut und theilnahmslos, als beschäftige er sich innerlich mit ganz anderen Dingen. ... Wie, wenn ihn nun gerade die Trennung zu einer Klärung seiner Empfindungen gebracht hätte und er entschlossen gewesen wäre, sein Schicksal zu entscheiden und diese Entscheidung mir zu überlassen? Was sonst hätte ihn so bald zu mir geführt? Und ich? Wie hätte ich mich jetzt dazu gestellt? Noch immer unentschlossen?

Bevor ich mir diese Frage noch beantworten konnte, hatte es mich schon hingedrängt zum Fenster, um ihm nachzusehen. Ich beugte mich unter den aufgespannten grünen Jalousien über die Brüstung.

Soeben trat er aus dem Hause und ging langsam, nachdenklich, mit gesenktem Haupte, der Ringstraße zu, die Hände auf dem Rücken verschlungen.

An der Ecke prallte er beinahe mit einem jungen, hübschen Mädchen zusammen, das raschen Schrittes herangekommen war. Ich sah, wie er, aufgestört aus seinem Sinnen, entschuldigend den Hut zog und wahrscheinlich noch immer geistesabwesend weiter wollte. Das Mädchen streckte ihm jetzt lachend die Hand entgegen, er erkannte sie nun, sie plauderten ein Weilchen, und dann — sie mußte ihn wohl dazu aufgefordert haben — machte er Kehrt und ging an ihrer Seite die Bellariastraße hinauf, an meinen Fenstern vorüber, ohne mich zu sehen, ohne heraufzublicken, ohne daran zu denken, daß ich da wohnte. ... Sie plauderte voll Eifer, er hörte lächelnd und — wie es mir schien — ganz wohlgefällig zu, sie bogen in die Hofstallstraße ein und verschwanden alsbald um die Ecke des naturhistorischen Museums.

Ein schweres Angstgefühl schnürte mir den Hals zusammen. ... Wie, wenn ihm nun das Schicksal dieses

reizende, hübsche, junge Mädchen, das offenbar aus ihm bekannter guter Familie zu sein schien, gerade jetzt — so gleichsam als Versuchung — in den Weg geführt hätte — — gerade jetzt, wo ich ihn — der vielleicht in ernster Absicht gekommen war — nicht vorließ? Und nur, um zu ermöglichen, daß er sich möglicherweise in letzter Stunde von mir ab- und einer Anderen zuwenden könnte, hatte ich mich verleugnen lassen? ...

Ein dumpfer Zorn über mich selbst bemächtigte sich meiner. ... Ich wankte von dem Fenster weg, denn meine Augen standen voll Thränen, und die Verzweiflung über meine Thorheit zerriß mein Herz.

— — — — — — — — — — — —

Am 2. Mai.

Und wieder sind zwei unwiederbringlich verlorene, zwei tödtlich lange, tödtlich bittere Wochen dahin. ... Was war die Bitterkeit der früheren gegen sie?

Vor meinen Fenstern lacht der Frühling, im Maienzauber liegt die Welt da, ich sehe die Bäume der Ringstraße in frischem Grün, ich überblicke einen Theil des Volksgartens mit seiner Blüthenpracht und seinem Blumenduft, umflimmert von dem leuchtenden Glanz der Frühlingssonne — in mir aber ist's Herbst — ein nebelschwerer, sturmdräuender Herbst. —

Zweimal nach jener schlimmen Stunde, da ich ihn Seite an Seite und fröhlich plaudernd mit jenem jungen Mädchen gesehen — zweimal war er seitdem wieder hier. Das erste Mal war ich nicht daheim, das zweite Mal aber fühlte ich mich nicht im Stande, ihn zu sehen und ließ ihm wieder sagen, ich sei krank — von Migräne geplagt, könne nicht in's Licht sehen und auch nicht sprechen hören.

So ganz erfunden war das nicht: der Kopf schmerzte mich wirklich von all' den finsteren Grübeleien, und seine Stimme — o, sie klingt so angenehm und weich, daß sie

mir oft wie Musik scheint — hätte mich ganz um das bischen Vernunft gebracht, das mir noch geblieben ist. Was ich gethan hätte — ich weiß es nicht. Vielleicht wäre ich bitter geworden und hätte ihn mit höhnischen Reden verletzt — das wollte ich nicht; vielleicht auch hätte ich vor ihm weinen müssen — das wollte ich gleichfalls nicht. Entschieden aber wäre unser Wiedersehen nicht glatt und ruhig, wie sonst, abgelaufen — darum vermied ich es.

Meine Seelenstärke ist untergraben, ich fühle keinen Halt mehr unter meinen Füßen, und was ich immer so sehr gehaßt — es hat sich meiner ganz bemächtigt: die Sentimentalität. Ich bin so weichmüthig geworden, daß ich bei dem geringsten Anlasse Thränen aufsteigen fühle.

— — — — — — — — — — — —

Am 10. Mai, in tiefer Nacht.

Und lebte ich auch tausend Jahre, lebte ich in alle Ewigkeit — nie könnte ich den einen Augenblick vergessen, der mich zu einem anderen Wesen schuf, mich neu gebar und mich der Nacht, dem Tode, dem Wahnsinne entriß.

Heute war es, oder vielmehr gestern, denn nun ist es zwei Uhr nach Mitternacht, und der neue Tag, der noch im nächtlichen Dunkel liegt, er findet mich — schlaflos vor Glück, aus dem Bette getrieben — am Schreibtische. Ich hielt's nicht aus — ich hielt's nicht aus — ich mußt' es niederschreiben! Hab' ich so lange all' mein Leid verzeichnen können — meine Freude, meine Seligkeit, sie haben nicht Raum in mir, sie müssen hier in diesem Büchlein, das meine Selbstbeichte enthält, geschrieben stehen, daß ich daran auch wirklich glauben kann.

Er war bei mir — er kam noch spät am Abend. Ich hatte ihn durch ein paar gleichgiltige Zeilen eingeladen, mich zu besuchen, da es mir leid thäte, daß er wiederholt umsonst gekommen sei.

Nicht weniger als fünfmal mußt' ich das Geschriebene

zerreißen, denn die paar Zeilen, die ich schreiben wollte, waren stets zu einem vollständigen Briefe geworden, dessen verworrene Vorwürfe und Beschuldigungen dem Blindesten selbst hätten darthun müssen, daß Diejenige, die ihn gegeschrieben, es that mit einem Herzen voll leidenschaftlicher Eifersucht und voll gekränkter Liebe.

‚Liebe?‘ — Nun ja denn: Liebe — Liebe! Es rang sich durch — aus Qual und Noth, aus Sturm und Finsterniß, aus Haß und aus Verzweiflung — Liebe — Liebe!

Endlich gelang es mir, die Zeilen gleichgiltig und unverfänglich abzufassen, und sie wurden abgesandt. Ich selbst ging aus und warf sie in den Postkasten; hätte ich dies durch Elise besorgen lassen — sie wären mir entweiht erschienen.

Und dann — mit einem Male ruhig und gefaßt — ging ich spazieren, die Ringstraße entlang und hinab in den Stadtpark, der in seiner ganzen Frühlingsherrlichkeit prangte.

Allein der Tag war so sehr heiß, als sei es schon Hochsommer, so daß es mich nicht lang im Freien litt.

Ich verspürte eine Mattigkeit in den Gliedern, als wären sie zerschlagen, die Brust war mir beklemmt und das Herz schlug in heftigen, unruhigen Schlägen.

Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Zu Mittag aß ich fast nichts und sank dann zu unruhigem Schlummer auf die Ottomane nieder. Und doch schlief ich lange, denn als ich erwachte, war es sechs Uhr vorbei.

Beklemmend legte sich die noch immer herrschende Schwüle von Neuem auf mich und drückte meine Nerven, meine Seele so sehr nieder, daß es mir war, als stände ich vor einer Katastrophe.

Und in der That: dem war so! Denn gegen acht Uhr Abends kam er und mit ihm auch mein Glück und meine Neugeburt.

Als er zu mir in's Zimmer trat, konnte ich keinen Gedanken fassen. Ich weiß nur noch, daß mein Herz bei seinem unvermutheten Anblicke in wilden, stürmischen, schmerzhaften Schlägen zu pochen anfing, daß ich ihn mit großen, ungläubigen, schreckhaften Augen anstarrte, als sähe ich seinen Geist vor mir, und daß ich ihm entgegengehen wollte. Aber ich kam nicht dazu. Mir war es, als wären meine Füße an den Boden angenagelt, ich fühlte, daß mir der Athem ausging, vor den Augen wurde es mir dunkel, in den Ohren rauschte es mir wie ein Wasserfall, und im nächsten Augenblicke sah und hörte ich nichts mehr. Eine tiefe Ohnmacht hatte mich umfangen.

Als ich wieder zu mir kam, war es zehn Uhr Abends. Ich lag auf der Ottomane, um mich herum sah ich Elise und einen fremden Mann — den Arzt, den Alfred geholt hatte. Von Elise erfuhr ich später, sie habe plötzlich im Vorzimmer, wo sie eben Licht anzündete, einen schweren Fall vernommen, sei hereingelaufen und habe gesehen, wie der Herr Doktor mich vom Boden aufhob und zu der Ottomane trug. Dort habe er mir, der noch immer Bewußtlosen, die Hände und den Mund geküßt und sei heftig erschrocken, als Elise jetzt näher trat.

Ich hatte es nicht gefühlt, aber jetzt fühle ich es. Seine Küsse brennen mir in die Seele hinein und Seligkeit durchfluthet mich, hebt mich über mich selbst empor. Mir ist's, als wäre ich neugeboren, und ihm danke ich es: er gab mich dem Leben, der Freude, der Hoffnung wieder! Er liebt mich also wirklich, und er gab dieser Liebe Ausdruck, ohne daß ich selbst darum gewußt — — O, nun will ich geduldig warten, bis er jetzt auch noch die letzte Scheu, den letzten Zweifel überwindet, die ihm so lange verwehrten, mir seine Empfindungen offen kund zu thun.

Alfred, Du mein Abgott, ich harre Deiner in einer Liebe, die ohne Gleichen ist, und die mein zeitliches Leben

überdauern wird. Ich harre Deiner in fatalistischer Geduld und Zuversicht — — O komm, komm, komm!

— — — — — — — — — — — — —

Am 1. Juni.

Umsonst gefreut, umsonst gehofft, umsonst geharrt! Bis heute ist er nicht gekommen — seit jenem Tage war er nicht wieder da. Am nächsten Morgen schickte er wohl seine Schwägerin zu mir, um nachzusehen, wie ich mich befände. Sie fand mich wohlauf und heiter — so zwar, daß sie über mein gutes, förmlich um Jahre verjüngtes Aussehen erstaunte. Ach, hätte sie nur gewußt, was daran schuld war!

Ich wartete den ganzen Tag auf ihn — er kam nicht. Ich wartete den anderen und die nächsten Tage — er ließ sich nicht sehen. Tage, Wochen schwanden hin, ich rührte mich kaum mehr aus dem Hause und wurde blaß und krank von der Zimmerluft — umsonst, umsonst, er blieb fern — er fand den Weg zu mir nicht!

Was soll ich davon denken? Ich weiß es nicht. Mir ist der Kopf so müde, das Herz so schwer, und in meiner Seele ist es wieder so finster.

Wagt er es nicht zu kommen, weil Elise ihn dabei betraf, als er mich küßte, und denkt er nun, ich grolle ihm darüber? Wartet er darauf, daß ich ihn wieder rufe, oder hofft er insgeheim, ich würde seine Schwägerin besuchen und er mich dort sehen und aus meinen Mienen lesen, ob ich ihm böse sei oder gut?

Vielleicht verhält sich's so, aber weiß Gott, ich kann mich nicht entschließen, hinzugehen! Es käme mir aufdringlich und unweiblich vor. An ihm ist es doch, sich bei mir zu zeigen, denn vor meinem Mädchen hat er mich doch bloßgestellt. Was zögert er so lange, sich zu entschuldigen und mir Genugthuung zu bieten?

Die Ungewißheit reibt mich auf, bringt mich herunter,

und ich fühle mich so müd', so müd', so hoffnungslos. Wann wird die traurige Komödie zu Ende sein? Und wie wird dieses Ende sich gestalten?"

— — — — — — — — — — — —

Damit endeten Dora's Bekenntnisse, deren letzte Zeilen sie erst vor drei Tagen geschrieben hatte.

Mit fieberndem Interesse hatte Alfred gelesen — nun klappte er das Büchlein zu.

Eine Weile saß er, den glühenden Kopf in die Hände gestützt, vor dem Schreibtische und starrte — schwer athmend — auf den rothen Plüsch des Deckels nieder. Plötzlich aber fühlte er, wie seine Augen naß wurden, und eine große Thräne fiel ihm auf die Hand.

So schwer hatte Dora gerungen, so viel gelitten und so hart gekämpft? Sie, die er insgeheim das Unglück seines Lebens nannte, weil er sie für ein kaltes, seelenloses Geschöpf gehalten hatte? Wiederholt hatte er ihr gestehen wollen, daß sie ihm Alles auf der Welt sei; stets aber nahm ihr kühles, gleichgiltiges Wesen ihm den Muth dazu. Und da er fern im Süden weilte, war ihm klar geworden, daß es länger nicht so fortgehen könne, wollte er darunter nicht sich selbst verlieren.

Kaum heimgekehrt, kam er auch zu ihr, um die Entscheidung herbeizuführen, allein sie nahm seinen Besuch nicht an — dreimal nicht. Da stand es in ihm fest, sie zu meiden, denn er glaubte, daß sie seine Absicht durchschaut habe und ihm ersparen wollte, sich eine offene Abweisung zu holen. Dann aber rief sie selbst ihn zu sich, und als er — seine früheren Entschlüsse über den Haufen werfend — ihrem Rufe sogleich folgte, konnte er kein einziges Wort sprechen, denn sie fiel steif und leblos vor ihm nieder. Er aber verrieth sich vor Elise und harrte dann in Aufregung und Qual, daß Dora ihn zur Rechtfertigung zog. Sie that es nicht — sie strafte ihn mit Verachtung,

und das machte ihn feig; er wagte es nicht, vor ihr zu erscheinen.

Nun aber sah er klar, wie Bergeslast fiel's von seinem Herzen, ein schmerzlich-süßes Glücksgefühl zog darin ein, und sein Entschluß stand fest, die Sache gleich nach Dora's Rückkehr aus Mürzzuschlag zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen.

Behutsam und zärtlich, als sei es eine heilige Reliquie, nahm er nach einer langen Weile das Tagebuch und packte es sorgfältig in den weißen Umschlag. Dann griff er nach Hut und Stock und verließ raschen Schrittes das Haus.

3.

In Elisens bescheidenem Kämmerchen, das sie immer sehr nett und reinlich hielt, sah es nun aus, als seien Diebe darin eingebrochen: das Bett durchwühlt, der Kleiderkasten und die Kommode, die Tischlade und der sonst stets mit einer bunten Wolldecke behangene Koffer durch den Schlosser geöffnet. Der ganze Inhalt war herausgenommen worden und lag nun überall herum in wirrem Durcheinander. Alles hatte Dora in Gegenwart der Hausbesorgerin genau durchsucht, doch weder den vermißten Schmuck, noch das Tagebuch gefunden. Die fast unerwartete Thatsache, daß von Elisens Eigenthum an Kleidern und Wäsche nichts zu fehlen schien, beruhigte Dora insoferne wenigstens etwas, als es darauf schließen ließ, daß das Mädchen nicht die Absicht gehabt hatte, zu stehlen und durchzugehen. Dennoch stand es bei Dora fest, das Mädchen für den frechen Vertrauensmißbrauch durch sofortige Entlassung zu strafen.

In fieberhafter Aufregung harrte sie auf ihr Kommen. Bei dem Gedanken an das geraubte Tagebuch brach sie wiederholt in ein hilfloses nervöses Weinen aus und stärkte

sich nur durch den Vorsatz, ihrer Empörung freien Lauf zu lassen, wenn die Uebelthäterin käme. Allein Stunden schwanden hin, und Elise dachte noch immer nicht an Heimkehr.

Da, endlich — mit dem Schlage Drei — erscholl die Glocke an der Thür der Wohnung. Wie elektrisirt eilte Dora mit ihrem verweinten und vor Aufregung hochgerötheten Gesichte hinaus und blickte durch das Guckloch. Sie sah draußen einen bärtigen Mann in der sehr abgetragenen Uniform eines städtischen Dienstmannes stehen.

Enttäuscht öffnete Dora die Thür.

„Wen suchen Sie?" fragte sie unwillig, in der Annahme, er irre sich in der Adresse.

Er zog die blau-rothe Kappe mit dem Blechschild ab, behielt sie in der Hand und wies einen Zettel vor.

Dora verfärbte sich jäh, und ihre Kniee wankten. Auf dem weißen Papierstreifen stand nebst der genauen Adresse der Name ihres Dienstmädchens geschrieben, und sie erkannte die Handschrift Alfred Prechtl's.

Ja, war denn das nur möglich? Oder träumte sie? Was sollte das? Wie kam Alfred dazu, an ihre Dienerin eine Botschaft zu senden? Sollte er vielleicht gar —

Sie wollte den häßlichen Gedanken nicht zu Ende denken und ermannte sich jäh. Aber sie mußte auch erfahren, was an der Sache sei.

„Ganz recht," sagte sie entschlossen. „Elise Petrak. Was bringen Sie?"

Der Mann zog mit geheimnißvoller Miene ein Päckchen aus seiner Brusttasche hervor und reichte es Dora hin.

„Ich habe das hier abzugeben und auf Empfangsbestätigung zu warten."

Von einer schlimmen Ahnung gefaßt, riß Dora den Umschlag auf und prallte in tödtlichem Schrecken zurück, als sie ihr Tagebuch erkannte. Was war damit geschehen —

um Gottes willen, was? Er schickte es zurück — er hatte es gelesen — er — —

Sie hätte aufschreien mögen vor Scham und Qual, aber sie beherrschte sich mit aller Willenskraft. Nur das leise Knirschen ihrer Zähne, die sie heftig aufeinanderbiß, legte Zeugniß ab, wie schwer es ihr fiel, sich zu bezähmen.

„Sagen Sie Demjenigen, der Sie geschickt hat," wandte sie sich mit ganz veränderter, bis zur Heiserkeit rauher Stimme an den Boten, „daß seine Sendung an die richtige Adresse gelangt ist, daß aber die Empfangsbestätigung nicht ausgestellt wird, weil sie gänzlich überflüssig ist. Adieu!"

Damit schlug sie dem verdutzten Manne die Thüre vor der Nase zu und eilte fassungslos vor Aufregung in den Salon, wo sie mit wildem Schluchzen sich auf den Teppich hinwarf, in dem Wunsche, der Boden möchte sich aufthun und sie verschlingen — so sehr schämte sie sich nun vor sich selbst.

Der Dienstmann aber war über die Behandlung, die ihm hier bei der Ausübung seines Berufes widerfuhr, so beleidigt und über den Mißerfolg seiner Sendung so aufgebracht, daß er sich zornig brummend entfernte, um stracks in's Café Bauer zu gehen, wo ihn sein Auftraggeber erwartete.

„Nix hab' ich 'kriegt, Euer Gnaden," begann er, dort angelangt, mit noch immer zorngeröthetem Gesichte, „und ich kann sagen: dreizehn Jahr steh' ich jetzt schon am Platz, aber so 'was ist mir noch nit passirt. Daß man vor mir die Thür zuhaut und die Empfangsbestätigung verweigert, weil sie überflüssig sein soll, und das Packel an die ganz richtige Adress' gekommen ist! Das soll ich ausrichten, Euer Gnaden, mit Respekt zu melden."

Ausführlich berichtete er nun den ganzen Vorfall noch einmal aus eigenem Antriebe.

Betroffen lauschte Alfred Prechtl der seltsamen Mit-

theilung, und ein Gedanke stieg ihm zu Kopfe, machte ihm schwül: sollte Dora — unerwartet heimgekommen — am Ende selbst die Empfängerin gewesen sein?

Gespannt forschte er nach dem Aussehen der Dame und erhielt darauf von dem beleidigten Boten die Schilderung: „Na, gar so jung war s' nimmer — so vielleicht dreißig Jahr — aber fein und nobel hat sie schon ausg'schaut, wie eine Gräfin — das muß ich sagen."

Alfred konnte nun nicht mehr zweifeln, und war davon so betroffen, daß er vergaß, den Mann zu entlohnen. Der wartete ein Weilchen, dann entschloß er sich zu einer diskreten Mahnung.

„Befehlen Euer Gnaden sonst noch was?"

„Ich danke, nein," sagte Alfred, zur Besinnung kommend, entschädigte den Mann mit einem Silbergulden für das gehabte Ungemach und brach dann auf.

Er konnte sich wohl vorstellen, wie es Dora nun zu Muthe sein mußte, besonders, da sie jedenfalls seine Handschrift erkannt hatte. Nun durfte er auch keine Sekunde länger zögern, zu ihr zu gehen, um sein Loos mit dem ihren zu verknüpfen, wenn sie ihn jetzt noch liebte, ihn noch haben wollte. Die Sache schien ihm nicht ganz zweifellos, allein es mußte sein! Er war es ihr und sich selbst schuldig, und seine ganze Seele verlangte darnach.

Mit raschen Schritten machte er sich auf den Weg.

4.

Elise hatte ihren anfänglichen Vorsatz, in's Künstlerhaus zu gehen, ausgeführt; sie hatte mit ihrem hübschen Gesichte und ihrer eleganten Toilette unter den anwesenden Herren auch genügende Aufmerksamkeit und Bewunderung erregt, und kehrte nun, von dem Erfolge ihrer Rolle als „Dame" sehr befriedigt, vergnügt nach Hause zurück. Sie hatte es dabei sehr eilig, denn es war drei Uhr vorbei,

und sie mußte doch anwesend sein, wenn Doktor Prechtl das Tagebuch zurückschickte.

Ungesehen, mithin unvorbereitet, in voller Ahnungslosigkeit, langte sie im ersten Stockwerk an und zog die Schlüssel aus der Tasche.

Im nächsten Augenblick machte sie ein sehr verdutztes Gesicht: das Vorhängeschloß fehlte an der Thüre! Sollte sie denn wirklich in der Eile vergessen haben, es anzulegen? Es konnte allerdings so sein; aber sie glaubte sich doch ganz bestimmt erinnern zu können, daß sie es angelegt hatte. Oder sollte am Ende etwas geschehen sein? Alle Augenblicke las man in den Zeitungen von frechen Einbrüchen bei hellem Tage — sollte demnach — —

Entschlossen öffnete sie das Vexirschloß, trat in's Vorzimmer und blieb wie angenagelt stehen: die Thür zu ihrem Kämmerchen stand offen, und drinnen lag ihre ganze Habe wüst durcheinander, den Schränken und Schubladen entnommen.

Eine Weile konnte sie nichts denken, allein ihre Besinnung kam ihr alsbald wieder. Geraubt konnte man ihr nichts haben, denn ihre Wäsche, ihre Kleider lagen da, Kostbarkeiten besaß sie nicht, und ihre paar Gulden hatte sie bei sich. Aber bei dem Fräulein — wie mochte es dort wohl aussehen?

In banger Befangenheit verharrte sie einige Sekunden unthätig, dann richtete sie sich energisch auf und eilte in das erste Zimmer.

Im nächsten Augenblicke ertönte ein Schreckensschrei.

Entgeistert stand Elise da und starrte mit weitgeöffneten Augen und abwehrend vorgestreckten Händen, als sähe sie ein Gespenst, das Fräulein an, das wie aus dem Boden gewachsen vor ihr stand und ihr mit einem vernichtenden Blick in's Auge sah.

„Elende!“ stöhnte Dora in verhaltener Wuth, „liefern

Sie mir mein Eigenthum sofort wieder aus, und dann packen Sie sich — sogleich! — Still!" herrschte sie das Mädchen an, das sprechen wollte. „Ich will kein Wort hören, denn rechtfertigen können Sie Ihre bodenlose Frechheit nicht. Ich will Sie auch nicht eine Stunde länger um mich sehen. Danken Sie Gott, daß ich Sie nicht nach Gebühr behandle und dem Gerichte überliefere. Die Armbänder her und hinaus aus meinem Hause!"

Elise hatte sich inzwischen etwas gesammelt. Bereitwillig legte sie den Schmuck ab, allein sie machte keine Miene, sich zu entfernen.

Sie sprach kein Wort, sie sank nur auf die Kniee nieder und streckte ihrer Herrin die gefalteten Hände entgegen. Mehr aber noch als dieses stumme, demüthige Flehen wirkte ihr nasses Auge mit dem treuherzigen, bittenden Blicke.

„Was hätten Sie zu sagen?" fragte Dora, merklich milder gestimmt, wenn auch ihr Ton schroff klang.

Elise brach in Thränen aus. „Nichts! Und doch wieder auch so viel!" rief sie schluchzend. „Ich wollte nichts Schlimmes thun, denn ich bin aus gutem, anständigem Hause und halte etwas auf meinen Ruf, auf meine Ehre, da ich ja nicht immer eine Magd zu bleiben hoffe. Aber kaum waren Sie fort, gnädiges Fräulein, so wurde ich von einer gemeinen Person im Hause, die mich immer beleidigt, wieder so verhöhnt und aufgereizt, daß ich verzweifeln wollte. Und da kam es unwiderstehlich über mich, nur einen Tag lang so zu leben, wie ich es im Geheimen wünschte."

Sie schilderte weinend ihre Vergangenheit, ihre bisherigen Schicksale, aber bald konnte sie nicht weitersprechen. Ihre Stimme brach, sie schluchzte, daß sich ihr Leib in Krämpfen wand.

Dora mochte es ahnen, was in ihr vorging, und sie fühlte sich gerührt durch diesen Einblick, den Elise sie in

ihr Inneres hatte thun lassen. Sie wußte noch nicht Alles, aber sie verstand sie instinktiv, und mit dem Verständnisse stellte sich auch das Mitleid und die Verzeihung ein.

Sie hob das Mädchen mit sanfter Hand auf, sprach ihr beruhigend zu und wollte eben in sie dringen, ihr Alles offen zu beichten, als abermals die Wohnungsglocke ertönte.

Hastig trocknete Elise ihr thränenüberströmtes Antlitz und ging mit unsicherem Schritt hinaus, um nachzusehen, wer Einlaß heische, während Dora, ernst und nachdenklich gestimmt, zurückblieb.

Durch das Guckloch erkannte Elise Doktor Prechtl und öffnete ihm schnell die Thür.

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie da sind, Herr Doktor," flüsterte sie ihm befreit aufathmend zu. „Nur schnell das Tagebuch und gehen Sie — die Gnädige ist da!"

Zu ihrer Verwunderung ließ er sich dadurch nicht beirren.

„Ich weiß es," sagte er kopfnickend. „Und eben deshalb bin ich gekommen." Mit diesen Worten schritt er an Elise vorbei in den Salon und stand in wenigen Augenblicken Dora Aug' in Auge gegenüber.

Sie schrak vor ihm zurück, starrte ihn eine Weile in tödtlicher Befangenheit an, schlug die Hände vor das Antlitz und wandte sich zur Flucht. Rasch wie der Gedanke war er an ihrer Seite und hielt sie am Arme fest.

„Dora," bat er flehend und erregt in bebendem Tone, „Dora, fliehen Sie nicht vor mir. Wenn sich Jemand von uns zu schämen hat, bin ich es, weil es mir so lange an Muth gebrach, Ihnen zu gestehen, daß mich die Liebe krank und schwach, verzagt und feig gemacht hat, weil ich niemals an Ihre Liebe glauben konnte, es nicht gewagt habe, daran zu glauben. Sie warfen mir zu großes Selbstbewußtsein und Gelehrtenhochmuth vor — nun, diesen habe ich vielleicht, doch jenes nicht. Dora, meine liebe, theure

Dora, verzeihen Sie mir, daß ich in Ihr Geheimniß eingedrungen bin. Sie wissen nicht, wie glücklich es mich gemacht hat, und Sie wissen nicht, wie glücklich ich Sie machen würde, wenn Sie Ihr Leben unauflöslich an meines binden wollten. Dora, sagen Sie nicht Nein!"

Mit einer Hand hatte er ihren Kopf zurückgebeugt und sah ihr angstvoll in die Augen.

Ein feuchter Schimmer stieg darin auf, und was ihm daraus entgegenstrahlte, war nicht Verneinung.

Stumm schmiegte sie ihr Antlitz an seine Brust und ihre Arme schlangen sich um seinen Hals. Sie sprach kein Wort, sie sah nur zu ihm auf, mit einem süßen, weichen Lächeln, das er nie an ihr gekannt. In ihren verklärt strahlenden Augen las er das stille Geständniß treuer, hingebender Liebe, und ohne Worte fühlten sie sich nun als Bräutigam und Braut.

Elise war die Erste, die darum erfuhr.

Sie, die noch immer vor Aufregung weinend in ihrem Kämmerchen saß, wurde eine Stunde später in den Salon berufen.

„Daß Sie es nur gleich wissen, liebe Elise," wandte Dora sich mit versöhntem Lächeln an das scheu und befangen dastehende Mädchen, das einen Urtheilsspruch zu erwarten schien. „Dank dem Geniestreiche, zu dem die vergessenen Schlüssel Sie veranlaßten, sind wir — Herr Doktor Prechtl und ich — nun verlobt. Wir haben uns auch schon berathen, was nun mit Ihnen zu geschehen habe, und wir sind übereingekommen, Ihnen die Möglichkeit zu einem Ihnen und Ihren Fähigkeiten zusagenderem Wirkungskreise zu eröffnen. Ueberlegen Sie sich gut, was Sie erwählen wollen, wir lassen Ihnen Zeit dazu. So lange Sie darüber aber noch nicht klar geworden sind, können Sie immerhin bei mir bleiben. Nur werden Sie einsehen, daß es mir doch unbequem wäre, in meinem Stubenmädchen meine

Vertraute zu sehen. Aus diesem Grunde kündige ich Ihnen jetzt sofort den Dienst, und morgen schon soll eine Andere an Ihrer Stelle da sein. Sie aber, als Vertraute und als Schutzgeist, was Sie uns nun einmal sind, ernenne ich hiermit in Gegenwart meines Verlobten feierlich zu meiner Gesellschafterin. An mir soll es nicht fehlen, daß wir vielleicht auch noch Freundinnen werden, und sollten Sie über kurz oder lang einem Manne den Kopf verdrehen und seine Frau werden, dann stellen auch wir uns als Schutzgeister des Bundes mit einer hübschen Morgengabe ein. Abgemacht, Fräulein Elise?"

Dora reichte ihr die Hand.

Elise war anfänglich so verwirrt, daß sie keine Antwort finden konnte; ihr schien es nur, als wäre es ein Traum, ein schöner Traum, daß es nun doch mit ihrem stillen Kummer ein Ende haben sollte.

„Nun?" fragte Dora nach einer Weile. „Sie überlegen sich's?"

Da raffte sich das Mädchen auf.

„O nein," rief sie mit glückleuchtenden Blicken, „ich greife zu, mit tausend Freuden und tiefster Dankbarkeit. Nun nicht mehr Magd — ach, immer, immer möchte ich bei Ihnen bleiben, gnädiges Fräulein. Ich hab' Sie lieb gewonnen, und ich wünsche Ihnen aus voller Seele Glück."

Sie wollte Dora's Hand küssen, aber sie entzog sie ihr.

„Das ist nicht mehr am Platze," wehrte sie. „Ein Händedruck genügt."

Mit edlem Anstande folgte Elise diesem Wunsche, und damit war der Bund geschlossen, der sie mit ihrer bisherigen Herrin in warmer Freundschaft vereinigen sollte.



In der Stadt der Holsten.

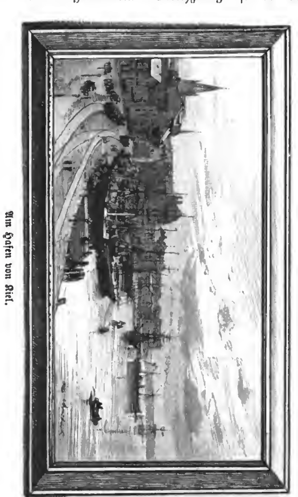
Bilder aus Kiel. Von Justus Brandt.

Mit 11 Illustrationen.

Bei den glanzvollen Festlichkeiten zur Eröffnung des Kaiser Wilhelms-Kanals sind die Augen der ganzen civilisirten Welt in erster Linie auf Kiel, eine der ältesten Städte Schleswig-Holsteins, unseren Reichskriegshafen an der Ostsee, gerichtet gewesen. In den damals veröffentlichten Berichten war jedoch ausschließlich von dem neuen Kanal, den Feierlichkeiten und den dazu erschienenen fremden Schiffen die Rede, nicht von der Stadt Kiel selbst. Und doch bietet diese des Sehenswerthen und Anziehenden genug, so daß es sich wohl lohnt, sie näher kennen zu lernen.

Am Südende der 15 Kilometer langen, tief in's Land einschneidenden Kieler Föhrde liegt äußerst anmuthig und malerisch die Ostseestadt Kiel, welche thatsächlich die holsteinische Hauptstadt, das Herz der Provinz und den Sitz allen öffentlichen Lebens bildet, wenn auch Schleswig der Regierungssitz und die politische Kapitale der Provinz Schleswig-Holstein ist. Unter dänischer Herrschaft ein mit Absicht vernachlässigtes Hafenstädtchen von wenig mehr als 20,000 Einwohnern, mit unbedeutendem Handel und ganz primitiven

Verkehrszuständen, ist Kiel seit seiner Zugehörigkeit zu Preußen rasch emporgeblüht und eine rührige, lebensfrische Stadt geworden. Gleichzeitig ist es die Hauptstation der deutschen Flotte, da es den denkbar besten Hafen besitzt, so daß es mit Fug und Recht als die „Krone der deutschen Häfen“ bezeichnet werden darf, und die Eröffnung der neuen Verbindung zwischen der Ost- und Nordsee wird zweifellos nicht verfehlen, zur ferneren Hebung der „Stadt der Holsten“ beizutragen.



Am Hafen von Kiel.

Die von dem Schaumburger Grafen Adolf IV. gegründete Stadt hieß zuerst Tom Kyle, d. h. Stadt an der Bucht, von ihrer Lage an der Föhrde (dänisch-norwegisch: Fjord, und schottisch: Firth). Im Jahre 1242 erhielt sie Stadtprivilegien mit Lübischem Recht als Civitas Holsa-

torum, d. h. Stadt der Holsten, und war schon 1284 Mitglied der Hansa. Im 14. Jahrhundert entstand der sogenannte Kieler Umschlag, eine Messe, welche am 6. Januar begann und vier Wochen dauerte. Namentlich in der ersten Woche wurden alle Zahlungen der Pächter an ihre Gutsherren, sowie dieser an ihre Gläubiger geleistet: beinahe alle Summen, die für Landpacht und ländliche Erzeugnisse des Herzogthums Holstein und der südlichen Hälfte Schles-

Ansicht von Kiel mit der Nikolaikirche und dem Schloß.

wigs zu entrichten waren, wurden hier verrechnet, so daß jedesmal ein großer Fremdenzufluß entstand. Dadurch ist Kiel der Hauptgeldmarkt für Schleswig-Holstein geworden, und der „Umschlag" besteht heute noch. Seinen Beginn kündet eine Fahne an dem Thurme der inmitten der eigentlichen Stadt emporragenden, 1241 erbauten und neuerdings vortrefflich restaurirten Nikolaikirche; er dauert aber nur noch zwölf Tage, in die auch ein Jahrmarkt fällt, dessen Buden dann den viereckigen Marktplatz füllen.

Im Jahre 1469 verpfändete König Christian I. von Dänemark Kiel an die Reichsstadt Lübeck, und erst 1496 wurde es wieder eingelöst. Von 1721 bis 1773 war Kiel die Hauptstadt des Gottorpischen Antheils vom Herzogthum Holstein. Die aus Schleswig vertriebenen und ihrer besten Lande beraubten Glieder des Hauses Gottorp bewohnten das alte, unweit des Hafens gelegene Schloß, in dem jetzt Prinz Heinrich von Preußen seine Residenz hat. Es ist 1838 nach einem großen Brande neu hergestellt worden, und enthält auch das Kunstmuseum.

Ganz unerwartet ging den Gottorpern die Glückessonne auf, als die Kaiserin Elisabeth von Rußland 1742 den herzoglichen Knaben Karl Peter Ulrich, dessen Mutter Peters des Großen Tochter gewesen war, zum russischen Thronfolger erklärte, worauf er 1762 als Peter III. den Thron bestieg, nachdem sein früherer Vormund, Adolf Friedrich, bereits 1751 König von Schweden geworden war. Im Besitze zweier fremder Throne hatten die Gottorper jetzt kein Interesse mehr an der Mitherrschaft in Schleswig: im alten Schlosse fand daher 1773 der feierliche Austausch der Gottorper Gebietsantheile an Dänemark statt. In neuester Zeit ward ebendort am 24. Januar 1867 die endgiltige Einverleibung Schleswig-Holsteins und Lauenburgs in das Königreich Preußen vollzogen, womit auch für Kiel eine neue Zeit anbrach.

Zwischen dem Schlosse und dem 1876 vollendeten neuen Universitätsgebäude zieht sich der an stattlichen Bäumen reiche Schloßgarten hin, eine öffentliche Parkanlage, die mit einem hübschen Kriegerdenkmal geschmückt ist, welches die Stadt ihren auf den französischen Schlachtfeldern gefallenen Söhnen errichtet hat. Die Kieler Hochschule wurde bereits 1665 durch den Gottorper Christian Albrecht gegründet; sie ist von sehr bedeutendem Einflusse auf das geistige Leben der Herzogthümer und eine Pflegestätte des Deutschthums in schwerer Zeit gewesen. An den Hauptbau am Nordende des Schloßgartens schließen sich die Bibliothek, das zoologische und das botanische Institut, die Anatomie und das chemische Laboratorium. Im alten Universitätsgebäude, das den äußeren Schloßhof an der Ostseite abschließt, ist das sehenswerthe Museum vaterländischer Alterthümer untergebracht, das besonders reich an Gegenständen aus vorgeschichtlicher Zeit ist. Von öffentlichen Gebäuden, die der Beachtung der Fremden werth sind, seien hier gleich noch erwähnt das Museum für Völkerkunde, die Kunsthalle und das dem Bahnhofe gegenüber gelegene Thaulow-Museum mit der von Professor Thaulow (†1883) der Provinz ge-


Schloßgarten mit dem Kriegerdenkmal.

schenkten Sammlung schleswig-holsteinischer Holzschnitzwerke aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Zu nennen ist auch das Gymnasium im Westen des Kleinen Kiel, eines Meeresarmes, der ehemals die ganze Stadt umgab, mit Fresken von A. v. Werner. Unter den Kirchen sei neben der bereits genannten Nikolaikirche mit seinem schönen Schnitzaltar noch die Marinekirche hervorgehoben, die mehr außerhalb der Stadt sich auf einer Anhöhe am Hafen in gothischer Architektur erhebt.

Die Umgebungen des Hafens sind überaus reich an landschaftlichen Schönheiten und laden zu Spaziergängen und Wasserfahrten ein: die Stadt gruppirt sich um diese schmale Meeresenge und hat dadurch eine ganz gewaltige Ausdehnung. Während die übrigen großen deutschen Seestädte, Hamburg, Bremen, Stettin und Königsberg ziemlich weit im Binnenlande liegen (auch Danzig hat in Neufahrwasser seinen eigentlichen Seehafen), bespülen in Kiel die Salzwasserwellen selbst die Häuser dieses Hafen- und Handelsplatzes, der mit Einrechnung der an beiden Ufern der Bucht gelegenen Vororte heute wohl bereits mehr als 100,000 Einwohner zählen dürfte; die eigentliche Stadt hat deren 70,500.

An der Westseite der Föhrde zieht sich von der Universität nördlich die reizende, mit schönen Landhäusern besetzte Düsternbrooker Allee hin, welche die belebteste Promenade der Stadt ist. Das Ziel der zahlreichen Spaziergänger bildet meist das eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt auf einem hohen Ufervorsprunge reizend gelegene Hotel Bellevue. Auf dem Wege dahin kommt man am botanischen Garten, an der kaiserlichen Admiralität und dem imposanten Gebäude der 1888 eingeweihten Marineakademie vorüber und wandert zuletzt durch eine schöne Buchenwaldung. Entzückend ist die Aussicht vom Hotel Bellevue auf die Föhrde. Von dort kann man alsdann am Strande weitergehen,

um über das 1893 einverleibte Dorf Wik nach Holtenau zu gelangen, diesem kleinen Flecken auf der Westseite der Föhrde, der jetzt dadurch berühmt geworden, daß er zur Kopfstation des Kaiser Wilhelms-Kanals (wie vordem des Eiderkanals) gewählt worden ist. Noch weiter nördlich liegt die Festung Friedrichsort, welche nebst dem Fort Falcken-



Die neue Universität.

stein auf dem Braunen Berge und den gegenüberliegenden Festungswerken bei Labö und Möltenort (Fort Stosch) den Hafeneingang vertheidigt. Die östlichen Ufer der Buchtmündung führen zwischen Möltenort und Labö den Namen „die Gründe". Auf dieser Seite ist im Gegensatze zu dem „fashionablen" Treiben Düsternbrooks Alles einfach und ländlich, und die verschiedenen Fischerdörfer, wie Labö und Ellerbeck, passen trefflich in das idyllische Stillleben hinein.

Ansicht des Hafens mit der Marinekirche.

Der Ort Ellerbeck liegt hart am Ufer unweit der Werften und ist durch seine großartigen Fischräuchereien weitbekannt. Es kommen für diese eigenartige Industrie zwei zur Familie der Heringe gehörige Fische in Betracht: der Hering selbst, der geräuchert Bücking oder Bückling genannt wird, und der Breitling oder Sprott, der eine besondere Art bildet und kleiner, fetter und wohlschmeckender ist. Man nennt ihn meist Kieler Sprott, obwohl er sich an der ganzen deutschen Küste findet. In Ellerbeck hat man eigene Häuser zum Räuchern der Fische mit den vollkommensten

Einrichtungen, und der Versandt erstreckt sich weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, bis nach Frankreich und Norditalien. Das Fischerdorf Labö mit einem besuchten Wirthsgarten liegt in der sogenannten Propstei, einem ausgedehnten, zum Kloster Preetz gehörigen und sehr fruchtbaren Landstrich, dessen Bewohner die Nachkommen flämischer Kolonisten sind, die sich wenigstens theilweise noch eigenartige Sitten und Trachten bewahrt haben. Dem Bahnhofe gerade gegenüber liegt auf dem Ostufer der Föhrde Wil-



Landschaft des östlichen Hafenufers.

helminenhöhe, gewöhnlich Sandkrug genannt, mit schöner Aussicht auf die Stadt, über die kaiserliche Werft und die Waldungen des Westufers; den Verkehr mit der Stadt vermittelt ein Dampfschiff.

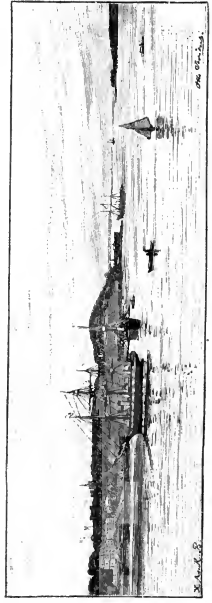
Das Interessanteste, was Kiel aufzuweisen hat, sein eigentlicher Glanzpunkt ist und bleibt aber doch der großartige Hafen, in dem jüngst die schönsten Kriegsschiffe fast aller seefahrenden Kulturvölker der Erde vereinigt waren, mit den dazu gehörigen Anlagen. Dieser Hafen, in dem es jederzeit äußerst lebendig zugeht, ist, wie schon hervorgehoben, absolut sicher und so tief, daß Schiffe jeder Größe und in jeder Zahl unmittelbar an der Stadt anlegen können. Sein Eingang, der bei Bülk, der östlichsten Spitze von

Schleswig, und bei Bottsand, der nördlichsten von Holstein, beginnt, hat ein sehr breites und tiefes Fahrwasser, so daß die schwersten Schiffe selbst unter Segel mit Gegenwind aus- und einzukreuzen vermögen.

Als Preußen 1849 die Begründung einer Kriegsmarine in die Hand nahm, während die vom deutschen Parlamente in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. in's Leben gerufene „Deutsche Marine", traurig genug, unter dem Auktionshammer endete, bildete eine der Hauptschwierigkeiten der Mangel an geeigneten Hafenplätzen. Die ganze preußische Küste von Memel bis zur mecklenburgischen Grenze besaß keinen Hafen, der für ein armirtes Linienschiff oder auch nur eine der früheren schweren Fregatten tief genug gewesen wäre. Nun hätte man auf künstlichem Wege zwar einen Kriegshafen auf Rügen herstellen können, wo der Jasmunder Bodden einen geeigneten Punkt bot, allein die ungeheuren Kosten waren unerschwinglich, da die verfügbaren Mittel für den Bau des schlechterdings nicht entbehrlichen Nordseekriegshafens Wilhelmshaven verausgabt werden mußten. Da begann die große Wende der deutschen Geschichte: Schleswig-Holstein kam an Preußen und mit ihm Kiel, die Krone aller Häfen. Die preußische Flotte wurde erst zur Marine des Norddeutschen Bundes erhoben und ging dann nach der Neuaufrichtung des deutschen Reiches vor fünfundzwanzig Jahren in die deutsche Marine über, die nun zwei mächtige Stützpunkte: am Gestade der Nordsee in Wilhelmshaven und hier an der holsteinischen Küste in dem Kieler Kriegshafen besitzt.

Ist der prachtvolle Kieler Hafen nun schon von der Natur sehr begünstigt, so hat die Marineverwaltung rastlos daran gearbeitet und keine Kosten gescheut, um ihn durch Kunst und Technik noch weiter zu vervollkommnen. Diese Anlagen der Flotte: Trockendocks, Bassins, Hellinge, Krahne, Arsenale, Werkstätten, Depots u. s. w. ziehen sich an beiden

Ufern der Bucht hin, jedoch vorwiegend auf dem östlichen, so daß auf dem westlichen für das Ausdehnungsbedürfniß der Stadt noch Raum genug bleibt.



Blick von der Wilhelminenhöhe.

Kiel bildet die Hauptstation der kaiserlichen Flotte, einmal wegen seiner strategisch günstigen Lage, hauptsächlich aber, weil es mit der größeren und stärkeren Hälfte des schwimmenden Kriegsmaterials auch die Hauptbildungsanstalten für die Marine vereinigt und ein größeres Flottenpersonal umfaßt als Wilhelmshaven. Uebrigens sind die Oberkommandos der beiden Marinestationen Kiel und Wilhelmshaven ihrem militärischen Range nach völlig gleichgestellt: letzteres bildet den Mittelpunkt der Nordseeküstenvertheidigung, wie ersteres den der Vertheidigung der Ostseeküsten, einschließlich des Hafens von Danzig, der gegenwärtig vornehmlich als Reparaturwerft dient, und wo nur noch kleine

detachirte Flottenabtheilungen sich befinden. Auch in der Organisation des Personals findet sich zwischen Wilhelmshaven und Kiel keinerlei Verschiedenheit; beide Häfen sind auch gleichmäßig der Admiralität in Berlin (an deren Spitze



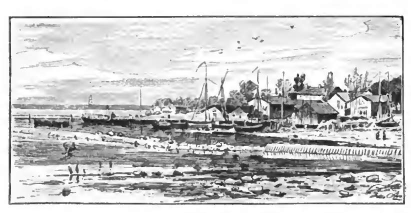
Die östlichen Ufer der Buchtmündung mit den Forts, genannt „die Gründe".

jetzt Admiral Knorr getreten ist) hinsichtlich der Kommando- wie der Verwaltungsangelegenheiten unterstellt.

Das gewaltigste Werk des Kieler Hafens ist die kaiserliche Werft, welche den Vergleich mit keiner Kriegswerft einer fremden Macht zu scheuen hat, was übrigens auch von den Wilhelmshavener Marineetablissements gilt. Die

seit 1867 geschaffene Kieler Werft befindet sich am südöstlichen Ufer der Föhrde, der Stadt gegenüber an einer Einbuchtung bei Ellerbeck, und umschließt eine Fläche von 61 Hektaren, von denen 75,000 Quadratmeter mit Baulichkeiten bedeckt sind. Die Herstellungskosten haben bisher rund 40 Millionen Mark betragen; es kommen jedoch immerfort noch Neuanlagen hinzu, welche durch die Fortschritte der Schiffsbau- und Kriegstechnik bedingt werden.

Wenn wir der kaiserlichen Werft einen Besuch abstatten,



Fischerdorf Laboe.

so finden wir, nachdem wir durch das Hauptthor eingetreten und an dem Werftverwaltungsgebäude vorübergegangen sind, neben den Hellingen (gegen das Wasser geneigte Flächen, auf denen die Schiffe gebaut werden) die Trockendocks, geräumige, im Erdreich ausgegrabene und ausgemauerte Bassins, die wie riesige Fischteiche nebeneinander liegen; außerdem ist noch ein riesiges Schwimmdock vorhanden. Gleich rechts von der Einfahrt in die Werft auf der Wasserseite befindet sich der neue Torpedobootshafen, während das Torpedo- und Minendepot des Kriegshafens, wie auch die Versuchsstation des Torpedodepots in Friedrichsort untergebracht sind. Geradeaus gelangt man von

der Einfahrt in das gewaltige Ausrüstungsbassin, aus diesem rechts durch einen Brückendurchlaß in das Baubassin, an dessen Südseite die Trockendocks liegen. In dem Ausrüstungs- und Baubassin haben alle Kriegsschiffe der deutschen Flotte zu gleicher Zeit Platz. Gleich an der Einfahrt liegt rechter Hand auf dem Lande das für den Kriegsfall beständig gefüllt gehaltene Kohlenlager, durch Schienengeleise mit dem Kieler Güterbahnhof in Verbindung stehend. Weiterhin folgen das Anker- und Kettenlager mit der Eisen- und Ketten-Probirstation. Rings um das Ausrüstungsbassin, das die zur sofortigen Indienststellung in Reserve gehaltenen Kriegsschiffe aufnimmt, liegen die Schiffskammern, von denen jede zu dem Schiff gehört, mit dessen Namen sie bezeichnet ist. In jedem dieser Magazine liegen alle zur Ausrüstung des betreffenden Schiffes gehörige Gegenstände vom Kielballast bis zum letzten Wimpel wohlgeordnet bereit.

Das Baubassin ist für die in Reparatur befindlichen älteren und die noch in der Fertigstellung begriffenen neuen Schiffe bestimmt. Rings herum liegen die erforderlichen Werkstätten. Auf der nordwestlichen Quaimauer erhebt sich der große feste Krahn von 60 Tonnen Tragfähigkeit, der nöthigenfalls noch durch einen schwimmenden Krahn von 40 Tonnen Tragfähigkeit unterstützt werden kann. Unmöglich können alle sonst noch vorhandenen Werkstätten, Magazine u. s. w. hier aufgeführt werden; es sei nur noch die Panzerplattenpresse erwähnt, die vermittelst hydraulischer Kraft einen Druck von 4200 Tonnen (84,000 Centner) auszuüben vermag. Rings um die Werft hat sich eine Kolonie von Arbeiterwohnungen angesiedelt; die Zahl der Arbeiter kann bis auf 5000 steigen, und es sind mannigfaltige Wohlfahrtseinrichtungen für sie getroffen. Neben den Werftbauten fallen dem Besucher des Reichskriegshafens an der Ostsee besonders die großen Kasernen in



Fischerdorf Ellerbeck.



Bei der Torpedoversuchsstation.

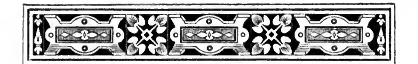
die Augen, welche für die Matrosen und Mannschaften des Seebataillons, die Matrosen- und Werftdivisionen und die Matrosen-Artillerieabtheilungen bestimmt sind. Bei Friedrichsort befindet sich noch eine Art Marinevorstadt, aus Kasernements, Magazinen u.s.w. bestehend.

Von den Befestigungen des Kieler Hafens ist schon kurz die Rede gewesen. Sie bestehen neben der unterseeischen

Hafenvertheidigung, die natürlich streng geheim gehalten wird, aus fünf großen Forts, welche die Mündung der Bucht vertheidigen und beiderseits auf beherrschenden Uferhöhen derartig angelegt sind, daß ihre mit den schwersten Krupp'schen Ringgeschützen armirten Batterien nicht nur das Meer frei bestreichen, sondern auch die rückwärtige Fläche der ganzen Föhrde bis zur Stadt unter Kreuzfeuer nehmen können. Hier liegen auch beiderseits auf den Ufern noch Schanzen und Redouten weiter zurück. Schienenstränge verbinden die Befestigungen untereinander zum raschen Truppen- und Munitionstransport, und ebenso sind längs beider Ufer bis zur Stadt Vorkehrungen zur raschesten Dislozirung von Truppen und Kriegsmaterial aus den inneren Hafenrayons nach dem Fort Friedrichsort getroffen.

So ist denn das „Nest", in das — nach einem bezeichnenden Ausdrucke Moltke's — die Schiffe nach ihrer Fahrt durch fremde Meere wie der Vogel nach seinem Wanderfluge wieder zurückkehren, gar wohl vertheidigt. Wohl hatte man früher eine Zeitlang gefürchtet, die Umwandlung Kiels zum Reichskriegshafen würde eine Schädigung seiner Handelsinteressen zur Folge haben, allein das Gegentheil ist eingetreten, und sicherlich wird Handel und Verkehr noch einen weiteren Aufschwung nehmen, seitdem jetzt durch die Vollendung des Kaiser Wilhelms-Kanals die Weltverkehrsstraße an die Ostseeküste geführt wurde.





Nester unter Wasser.

Naturwissenschaftliche Skizze von Dr. K. Westhof.

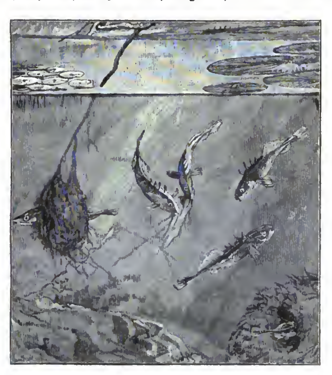
Mit 10 Illustrationen.

Im Allgemeinen gelten die stummen Bewohner der Gewässer für wenig begabte Thiere, und die Fähigkeiten ihres Gehirns entsprechen ja auch seiner verhältnißmäßig nur geringen Größe. Doch ist wahrscheinlich die Schärfe und Feinheit ihrer Sinne bedeutender, als gewöhnlich angenommen wird, und Brehm hat schon darauf hingewiesen, daß es von unserem Standpunkte aus sehr schwer, wenn nicht unmöglich sei, die geistige Thätigkeit der Fische zu erkennen und demgemäß richtig zu beurtheilen, schon weil die meisten von ihnen unserer Beurtheilung entzogen sind.

Höchst bemerkenswerth erscheint in dieser Beziehung vor Allem, daß viele Fische unter Wasser ebenso kunstreiche und verwickelte Nester bauen, wie die Vögel, und es wird unseren Lesern sicherlich von Interesse sein, einige dieser Bauten, die den Vogelnestern an Vollendung gleichkommen, näher kennen zu lernen.

Verschiedene Nesterbauer gehören der zur Ordnung der Stachelflosser zählenden Familie der Stichlinge an. Der Seestichling oder Dornfisch (Gasterosteus spinachia), dessen

Heimath die Nord- und Ostsee bilden, baut ein Nest von etwa Faustgröße, das meist länglichrund und oben vollständig geschlossen ist, während es seitlich mit einem Aus- und Eingange versehen ist. Das während der Laichzeit in den prachtvollsten Farben prangende, 15 bis 18 Centi-



Nestbau der Stichlinge.

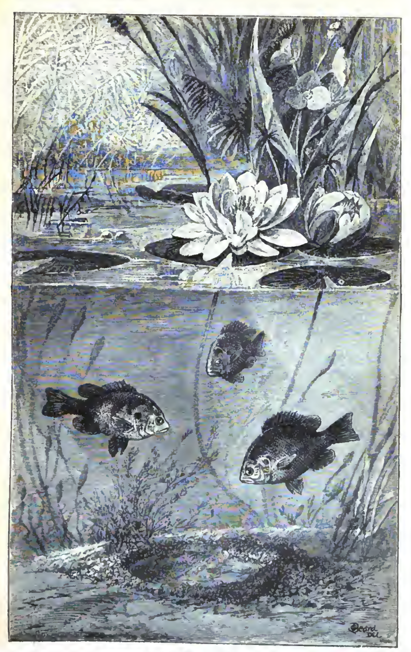
meter lange Männchen führt den Bau ganz allein aus. Sobald es sich für einen Standort am Boden entschieden hat, schleppt es zuerst einige Wurzeln und ähnliche Theile von Wasserpflanzen herbei, darunter solche, die länger sind als es selbst, und mitunter aus erheblicher Entfernung. Es reißt, nach den Beobachtungen von Warrington, Coste und Evers, sogar mühsam von lebendigen Pflanzen Stücke ab, prüft ihr Gewicht, indem es sie fallen läßt, und ver-

baut nur die rasch zu Boden sinkenden, wogegen es die zu leicht befundenen wegwirft. Die sorgsam ausgesuchten Stoffe werden dann geschichtet und nochmals zurecht gelegt, bis sie geordnet sind, wie der kleine Baumeister es haben will.

Um das Nest auf dem Grunde zu befestigen, benutzt der Stichling Sand oder Kies; die innere Rundung, überhaupt die Gestalt wird hervorgebracht und die erforderliche Haltbarkeit hergestellt, indem er langsam über die befestigten Theile wegschwimmt und sie dabei durch Klebstofftropfen, die er aus gewissen Drüsen seines Unterleibes absondert, leimt und zusammenkittet. Bald rüttelt er an dem Bau, um ihn dann wieder zusammenzudrücken; mitunter verursacht er, während er sich schwimmend über ihm hält, mit den rasch hin und her bewegten Flossen einen kleinen Strudel, der einzelne Halme wegspült, die der Fisch dann von Neuem aufnimmt und passender unterzubringen sucht. Zu dem Herbeischaffen der Baustoffe in der ersten Anordnung des Nestes in groben Umrissen braucht der Seestichling gegen vier Stunden, während der völlige Ausbau, das Ordnen einzelner Halme, das Verflechten ihrer Enden und ihr Beschweren mit Sand mehrere Tage in Anspruch nimmt.

Manche von diesen Fischen bauen ihr Nest nicht auf dem Meeresgrunde, sondern hängen es an einer vorspringenden Felskante oder an der Wurzel oder dem Aste eines versunkenen oder überhängenden Baumes auf, so daß es in der Strömung oder dem Wogenschlage sich wiegt.

Der vierstachelige Stichling (Apeltes quadracus), der vorzugsweise in Nordamerika und im Brackwasser vorkommt, baut seine Nester gleichfalls zum Theil am Boden, wo sie mitunter sogar tief in den Schlamm eingewühlt sind, oder er hängt sie an Wurzelfasern und Pflanzenstengeln auf.



Nest des Sonnenfischchens.

Die allgemeine Bauart der Nester ist bei den verschiedenen Arten durchweg die gleiche, nur bezüglich der Oertlichkeit weichen sie voneinander ab.

In allen amerikanischen Waldströmen sind die gefleckten Sonnenfischchen (Eupomotis) häufig, die sich ihr künftiges Kinderzimmer paarweise in der Nähe des Ufers zwischen den gewundenen Stengeln der Wasserlilien und anderer Pflanzen erbauen. Meist wählen sie ein Plätzchen, wo kleine Kiesel den Boden bedecken. Zunächst werden auf einem etwa fußbreiten Umkreis alle Stengel und Wurzeln ausgerissen und mehrere Fuß weit be: Seite geschafft, dann die Steine weggenommen — kleinere im Maule, größere durch Gegenstemmen des Körpers, bis eine eirunde Vertiefung in dem Boden hergestellt ist.

Die Stengel und Zweige der rings um das Nest stehen gelassenen Pflanzen neigen sich jetzt über dieses und machen es mitunter zu einer vollständigen Laube. In diese Vertiefung werden nun die Eier gelegt und vom Männchen und Weibchen abwechselnd bewacht. Sie vertheidigen das Nest auch muthig gegen alle Feinde, und da die Sonnenfischchen immer in Gesellschaft bauen, so ist es in solchen Fällen meist eine ganze Kolonie, die sich gegen den Eindringling wendet und selbst große Fische zum Rückzuge zwingt. Der Raubbarsch (Aphrodederus sayanus) allein bietet ihnen Trotz, um bei ihren Nestern unter Wasser dieselbe Rolle zu spielen, wie der Kuckuck bei gewissen Vogelnestern.

Diese Barsche sind entweder zu ungeschickt oder zu faul, um selbst Nester zu bauen; sie warten daher, bis die Sonnenfischchen ihren Bau vollendet haben und vertreiben sie daraus, wobei es oft zu blutigen Kämpfen kommt. Dann setzen sich die Sieger in dem erbeuteten Neste fest, und das Weibchen legt seine Eier häufig unter die der

früheren Insassen, so daß nachher zweierlei Arten von Fischen aus derselben Brutstätte hervorgehen. Ein anderer kleiner Nestbauer ist der muntere amerikanische Weißfisch, bei denen auch die Männchen und Weibchen gemeinsam eine passende Oertlichkeit aussuchen, gewöhnlich in dem seichten Wasser eines Baches. Durch Hinwegräumen von Blättern, Wurzeln und Treibholz, wobei Beide oft angestrengt an einem einzigen Stück arbeiten, um es stromabwärts zu schleppen, wird eine Lichtung von etwa zwei Fuß Durchmesser auf dem Boden hergestellt, in die nun das Weibchen die ersten Eier legt.



Nestbau der Weißfischchen.

Bald erscheint dann das Männchen mit einem Kiesel im Munde, den es zwischen den Eiern niederlegt, die inmitten der Lichtung eine Schicht bilden. Hierauf schwimmen

Männchen und Weibchen gemeinsam fort, um jedes einen Kiesel mitzubringen, der auf die Eier gelegt wird. Damit fahren sie fort, bis eine Schicht reinlicher Steine darüber lagert, auf die das Weibchen die zweite Eierschicht legt. Auf's Neue sucht nun das emsige Paar die ganze Umgegend nach Kieseln ab; sie häufen abwechselnd Steine und Eier aufeinander, bis der Haufen eine Höhe von etwa 20 Centimeter und eine bald mehr pyramidale, bald mehr kuppelartige Gestalt hat.

Ganz ähnlich verfährt die an den europäischen Küsten sehr zahlreich sich findende aalartige Lamprete oder Meerpricke (Petromyzon marinus), die mit ihren Verwandten, der Flußpricke (Neunauge) und der Sand- oder Zwergpricke, auch ständig im Süßwasser vorkommt. Alle ebengenannten Arten aber steigen gegen den Frühling hin die Flüsse aufwärts, um zu laichen.

Dabei folgt die Lamprete dem allbekannten Maifisch, zieht ihm aber auch mitunter voran, um sichere Oertlichkeiten aufzusuchen, wo sie ihren Laich ablegen kann. In derselben Art wie die Weißfischchen richten sie sich eine Stelle zum Neste her, so daß ein unkundiger Beobachter, der da sieht, wie auf dem Boden des Gewässers zwei armlange, wie Aale aussehende Fische ihre Körper immer wieder zusammenrollen und dann ausdehnen, leicht glauben könnte, das Paar kämpfe miteinander. Sie schieben aber nur Geröll und Pflanzentheile bei Seite, bis sie einen ganz glatten Fleck hergerichtet haben, den sie nun mit im Maule herbeigetragenen oder mit dem Körper herbeigeschobenen Steinen belegen. Ganz erstaunlich ist die eines Ingenieurs nicht unwürdige Art und Weise, auf die sie selbst mehrere Pfund wiegende Steine an Ort und Stelle schaffen.

Die Oertlichkeiten, die sie zum Nestbau wählen, besitzen meist eine rasche Strömung, weshalb sie derartig



Lampreten beim Nestbau.

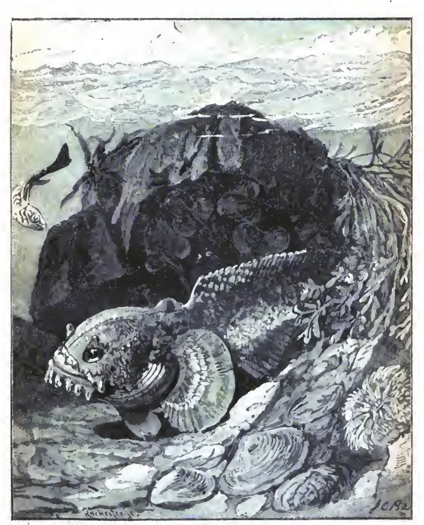
schwere Steine immer nur flußaufwärts suchen. Haben sie einen passenden entdeckt, so wird er gedreht, bis er ihnen günstig zu liegen scheint, dann setzen beide Fische die Saugscheiben ihrer Mäuler an, und saugen sich fest. Nun schlagen sie die Schwänze in die Höhe, heben mit krampfhafter Anstrengung den Stein vom Boden und lassen sich von der Strömung eine Strecke fortführen. Nachdem sie zu Boden gesunken sind, wird dasselbe Manöver wiederholt, bis sie endlich ihre Last an's Ziel gebracht haben.

Wenn der Haufen Steine einen Durchmesser von Armeslänge und eine Höhe von 60 bis 90 Centimeter erreicht hat, legt das Weibchen die Eier hinein; nachher bieten dann die Fugen und Ritzen den ausgeschlüpften Jungen ein Obdach.

Ein Bewohner tropischer Gewässer, namentlich des Indischen Meeres, ist der merkwürdige, etwa fußlange Froschfisch (Batrachus grunniens), der an Gestalt und Farbe so täuschend ähnlich einem mit Moos und Flechten bedeckten Steine gleicht, daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, um ihn zu erkennen. Seinen Namen hat er davon, daß er, wenn er verfolgt wird, einen eigenthümlich grunzenden Laut durch Aneinanderreiben der Kiemendeckel erzeugt. Von einem eigentlichen „Bauen" des Nestes kann man zwar bei diesem Fische nicht sprechen, doch sucht sich das Weibchen eine möglichst geschützte und gesicherte Stelle zwischen Kies und Tang aus, worin es sich verschanzt, wie es manche Möwen am Gestade zu machen pflegen. Die Jungen sind schon bald nach dem Ausschlüpfen durch ihre Dottersäcke befähigt, sich an die Steine des Nestes anzuklammern, und bleiben dort unter dem wachsamen Auge der Mutter, bis sie stark und muthig genug sind, um wegzuschwimmen und sich „auf eigene Füße zu stellen".

Auch einer der gierigsten Raubfische des Süßwassers,

der im tropiſchen Südamerika zu findende **Piraya** (Serrosalmo Piraya), ein ſehr hochleibiger und gedrungener,



Der Froſchfiſch und ſein Neſt.

kurz- und ſtumpfſchnäuziger Fiſch von ungefähr 30 Centimeter Länge, zählt zu den Neſtbauern. Sie kommen ſelten oder nie in der Nähe der Flußmündungen, ſondern durch-

schnittlich 40 bis 60 Seemeilen vom Meere aufwärts vor, besonders oft in von Felsen umgebenen oder durchsetzten Buchten. Wenn dort nun Schlinggewächse und Blätterbüschel in's Wasser hängen, so trägt der Piraya noch andere Pflanzen herzu und bildet auf diese Weise ein Nest, in welches das Weibchen seine Eier legt und worin die ausschlüpfenden Jungen für die erste Zeit sicheren Schutz finden.

Der merkwürdige Molchfisch (Protopterus annectens), den die Neger des Weißen Niles Doko und Komtok nennen, gräbt sich beim Beginn der trockenen Zeit, wenn seine Wohngewässer austrocknen, eine Höhle in den Schlamm, oder er umgibt sich mit einer Kapsel aus Schlamm, worin er während der Periode der Dürre eine Art Winterschlaf hält. Diese Nesthöhle und insbesondere der Zugang dazu ist so eng, daß man gar nicht begreift, wie der meterlange aalartige Fisch hineinkommt und Platz darin hat.

Auch unter der sippenreichen Familie der Welse sind die Nestbauer mehrfach vertreten, so z. B. durch den Kielwels (Doras costatus) und den Hartrücken (Callichtys pictus) in Guyana.

Zu den Stachelflossern gehört, gleich dem Stichling, auch die nur 10 bis höchstens 15 Centimeter lange Schwarzgrundel (Gobius niger), die besonders häufig im Mittelmeere und in der Nordsee ist, aber auch im Atlantischen Ozean, in dem Kanal und an einzelnen Stellen der Ostsee vorkommt. Dieser niedliche Fisch wohnt auf felsigem Grunde in der Nähe der Flußmündungen, zieht aber zu der in den Mai oder Juni fallenden Laichzeit nach den mit Seegras überwachsenen Stellen der Küste. Dort baut die Schwarzgrundel sich dann ein Nest in Form einer unregelmäßigen Kugel aus den Wurzeln und feineren Trieben von Seegras und Tang, die es ineinander verwebt.



Das Nest des Piraya.

Wie bei den Stichlingen und verschiedenen anderen nestbauenden Fischen ist auch hier das Männchen allein der Baumeister; ist das Nest fertig, so überwacht es den Eingang seines Hauses und lauert auf die zum Laichen kommenden Weibchen, die es hineinlockt, damit sie dort ihren Laich ablegen. Kommen sehr viele Weibchen, so muß oft die Wohnung ver-



Winternest des Molchfisches.

größert und mit verschiedenen Ausgängen versehen werden; bleibt der erhoffte Zuspruch aus, so wird das Nest gänzlich aufgegeben und an einem günstigeren Orte ein neues angelegt. Nachher bleibt das Männchen etwa zwei Monate lang der treue Hüter der ihm anvertrauten Eier, die es muthig gegen jeden Feind vertheidigt. Der Fisch magert dabei zusehends ab, so daß er vollständig erschöpft ist, wenn endlich die Brut herangewachsen ist, um das väterliche Haus verlassen zu können, so daß der gewissenhafte Wächter seines Amtes ledig wird.

In dem stromstillen Raume südwestlich von den Azoren pflegen sich stets große Massen von abgerissenen Tangzweigen (meist von Beerentang, Sargassum bacciferum) anzusammeln und weite Strecken der Meeresoberfläche zu



Die Schwarzgrundel und ihr Nest.

bedecken. Davon hat dies Gebiet des Ozeans den Namen des Sargassomeeres empfangen. Eine Unzahl von niederen und höheren Meeresthieren sucht und findet in jenen schwimmenden Tangbüscheln Nahrung und Versteck, und ein seltsamer Meerfisch, der Antennarius marmoratus,

benutzt sie in äußerst sinnreicher Weise, um sich darin ein Nest herzustellen. Dieses merkwürdige Geschöpf, dessen Färbung dem Sargassum durchaus ähnlich ist, und dessen Brustflossen Gliedern oder Flügeln gleichen, während die hohen Rückenflossen mit Widerhaken versehen sind und der Kopf Hörner trägt, sammelt eine Anzahl von Trieben des Beerentanges, die aus fiederigen Büscheln bestehen, deren jeder einen bindfadenartigen, verzweigten und mit runden Luftblasen besetzten Stengel hat, dessen Luftblasen ihn vollkommen tragen. Er weiß dann diese Triebe ineinander zu verfilzen oder zu verweben, indem er immer ein Ende in's Maul nimmt, damit in die Masse hineintaucht und am anderen Ende wieder herauskommt. Zuletzt wird der eiförmige Ballon mit einer gallertartigen Masse zusammengekittet, so daß er schließlich ein unregelmäßiges, durch die natürlichen Schwimmblasen flott erhaltenes Oval bildet.

In dieses Nest legt das Weibchen die Eier, die es mit irgend einer Ausschwitzung aus gewissen Drüsen an dem Tang befestigt und innerhalb des Ballons einkapselt. Höchst originell sieht es aus, den Antennarius auf seinem Neste ruhend dahintreiben zu sehen. Die ausgeschlüpften Jungen finden in dieser lebendigen Laube den besten Schutz, zumal da sie genau in der Farbe den Trieben des Tanges gleichen, unter dem sie versteckt liegen.

Der indische Paradies- oder Regenbogenfisch (Macropus viridi-auratus) weiß sogar ein Nest zu machen, das nur aus Wasserblasen besteht. Dieser kleine Fisch, der in den Teichen und Gräben Ostindiens lebt, die durch die Gangesüberschwemmungen gefüllt werden, und den man dort und in China vielfach in Gläsern hält, wie bei uns die Goldfische, wird bis 9 Centimeter lang und zeigt für gewöhnlich eine graubraune Färbung mit kleinen dunkleren Flecken. Wenn die Fische miteinander spielen, erhöht sich aber die

Schönheit und Sättigung ihrer Farben, namentlich treten dunkel goldgrüne Streifen lebhaft hervor, und wenn sie



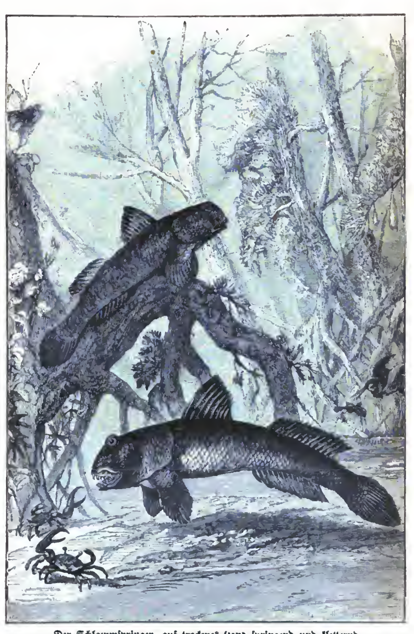
Das Nest des Antennarius im Sargassomeer.

erregt sind oder man sie reizt, so entfalten sich sofort die beinahe zusammenstoßenden Rücken- und Schwanzflossen zu verhältnißmäßig enormen Fächern, die in einem fortwährenden Zittern begriffen sind.

Auch hier ist es wieder das Männchen allein, dem der Nestbau anheimfällt. Es nähert sich der Wasseroberfläche, um mit einem schnappenden Tone Luft einzusaugen, die es, nachdem es 10 bis 12 Centimeter tief untergetaucht ist, in kleinen, mit Schleim überzogenen Bläschen zur Oberfläche emporsteigen läßt. Dies Verfahren wiederholt der Fisch unermüdlich, bis sich oben eine ganze, zusammenhängende Schicht solcher Bläschen bildet, die wohl einen Durchmesser von 10 bis 12½ Centimeter und eine Dicke bis 10 Centimeter und mehr besitzt. Dies merkwürdige Nest wird nun durch schwammigen Anwuchs und dergleichen noch verstärkt, bis es geeignet erscheint, einen sicheren Zufluchtsort für den Laich, den das Weibchen alsdann hineinlegt, zu bilden. Die ausschlüpfenden Jungen werden wiederum von dem Männchen allein behütet; sie nähren sich anfangs von dem Schaume des Nestes, später von nur mikroskopisch wahrnehmbaren Aufgußthierchen, dann von allerlei Gewürm und zuletzt, wie die Eltern, von Krebsthierchen, Mückenlarven und dergleichen.

Wir könnten die Reihe der nestbauenden Fische noch um manche vermehren, aber wir schließen, um nicht Aehnliches zu wiederholen, mit dem in verschiedener Hinsicht merkwürdigen S c h l a m m s p r i n g e r (Periophthalmus dipus), der zur Familie der Meergrundeln gehört. Die nur bis 15 Centimeter lang werdenden Fischchen sind ungemein häufig in dem Brackwasser innerhalb der westafrikanischen Flußmündungen und in deren Seitenarmen. Sie können stundenlang außerhalb des Wassers leben, klettern auf den Strand, liegen dort meist auf dem Schlamm, laufen so schnell wie Eidechsen davon und stürzen so behende auf ihren Raub, daß sie ihn selten verfehlen.

Besonders lieben sie die Mangrovenbestände mit ihren vielverzweigten Wurzeln, auf denen sie mittelst ihrer beiden



Der Schlammspringer, auf trockenes Land springend und kletternd.

starken Brustflossen und der Schwanzflosse sogar emporsteigen, so daß man sie als Baumsteiger im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen darf.

Pechuel-Loesche beobachtete diese Fische, von denen die gleich großen sich in gesonderten, mehr oder weniger zahlreichen Abtheilungen zusammenhalten, besonders eingehend dicht oberhalb der Mündung des Tschiloango und des Kuilu an der Loangoküste. Wenn sie sich ganz sicher fühlen, so hüpfen sie, auf Schwanz und Flossen gestützt, in ganz kurzen Sätzen vorwärts, vermögen aber auch Sprünge zu machen, die das Dreifache ihrer Körperlänge übersteigen.

Auch dieser Fisch, der eine so merkwürdige Annäherung an die Amphibien zeigt, baut sich Nester unter den Mangrovenwurzeln, in die das Weibchen den Laich legt.





Der Kampf gegen die Junggesellen.

Skizzenblatt von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

In früheren Zeiten hieß von einem gewissen Zeitpunkte an jeder Unverheirathete: Hagestolz, eine Bezeichnung, deren Abstammung und Bedeutung weiterhin erörtert werden soll. Der Ausdruck: Junggeselle in seiner heutigen Bedeutung, wurde erst im 15. Jahrhundert üblich.

Der Zeitpunkt, wann ein Unverheiratheter ein „Hagestolz“ wurde, war in verschiedenen Gegenden abweichend festgesetzt. In Niedersachsen trat dieser wichtige Augenblick mit 50 Jahren 3 Monaten und 3 Tagen ein, im Odenwalde dagegen, wie einst in Rom, schon mit 25 Jahren. Im Uebrigen schwankte dieser Termin sonst überall zwischen 40 und 50 Jahren, doch so, daß Jedermann genau wußte, ob er mit 40, 41 oder mehr Jahren Hagestolz werde.

Und diese Wissenschaft war durchaus nicht so gleichgiltig, wie sie es seit etwa hundert Jahren ist. Denn vordem gab es in deutschen Landen ein sogenanntes „Hagestolzenrecht“, wonach alle Diejenigen, „welche wider Gottes Einrichtung und Gebot den Ehestand verschmähten“, zur Strafe dafür für unfähig erklärt wurden, nach erreichtem Hagestolzenalter über ihr Vermögen testamentarisch zu verfügen.

Alles, was sie außer Lehen und Stammgütern besaßen, verfiel der Konfiskation durch den Staat und wurde vom Fiskus eben so unnachsichtlich eingezogen, wie früher der Nachlaß der Hörigen vom Grundherrn.

Ueberhaupt waren die Gesetzgeber, namentlich die des 16. Jahrhunderts, auf den ehelosen Stand etwa so schlecht zu sprechen, wie die Tscherkessen, die ihn für entehrend halten, oder die Hindus, Rumänen und andere Völker, die jeden Unverheiratheten für ein schädliches Mitglied der Gesellschaft ansehen, denn sie verfügten unter Anderem auch noch, daß es den Hagestolzinnen gerade so ergehen möge, wie den Hagestolzen, ingleichen Wittwern und Wittwen, welche dreißig Jahre unverändert in ihrem Stande verharrten.

Aehnliche Gesetze bestanden auch in anderen Staaten, aber keines war schärfer als jenes, welches unter Ludwig XIV. für das damals noch Frankreich gehörige Kanada erlassen wurde. Kraft dessen wurde nämlich allen Junggesellen, die innerhalb einer gewissen Frist nicht zur Ehe schritten, die Jagd, der Fischfang, ja sogar der Handel verboten, kurz ein Kampf gegen sie eröffnet und geführt, dem sie nur durch Verheirathung oder Auswanderung entgehen konnten.

Noch ärger liegen heute die Verhältnisse im nordamerikanischen Staate Oregon. Dort herrscht nämlich, wie amerikanische Blätter melden, gegen die Junggesellen ein so starres, fast bis zum Hasse gesteigertes Vorurtheil, daß ihnen alle Existenzberechtigung abgesprochen und unter den Neuangekommenen nur derjenige Junggeselle geduldet wird, der sich zunächst nach einer Braut unter den Töchtern des Landes und dann erst nach einem Stück des letzteren selbst umsieht. Dem Unseligen, der ohne Heirathsgedanken über die Grenze kommt, wird die Ansiedlung mit allen Mitteln erschwert; man entreißt ihm sogar nächtlicher-

weile sein Besitzthum und zerstört seine mühsam bebauten Felder.

Trotz alledem hatten sich in Deadwood Creek in den letzten zwei Jahren siebzehn Junggesellen angesiedelt, die ein Schutz- und Trutzbündniß eingingen, sich dadurch ihrer Haut wohl zu wehren wußten, alle Anschläge der Junggesellenhasser vereitelten und so die heiligsten Gewohnheiten der oregonischen Hinterwäldler zu vernichten drohten. In dieser Noth schafften die Frauen, die in jenem Gebiet einen bedeutenden Antheil an der lokalen Gesetzgebung nehmen, Rath und Abhilfe, indem sie beim Countyrath einen Entwurf einbrachten, welcher folgende Satzung enthielt: „Jeder unverheirathete Mann hat drei Jahre nach seiner Niederlassung in diesem County eine Frau zu nehmen. Junggesellen, die am Ende dieser Frist noch unverlobt sind, werden durch die Bürgerpolizei aus der Niederlassung vertrieben und im Widersetzungsfalle — gehenkt."

Und dieser Entwurf ward wirklich zum Gesetz! Alle Vorstellungen und Eingaben der bedrohten Junggesellen fruchteten nichts, von der Staatslegislatur kam nicht einmal eine Antwort zurück. Mit den Männern von Deadwood war indeß nicht zu spaßen und noch weniger mit den Frauen, und so machten sich die Wirkungen des neuen Gesetzes bald genug bemerkbar. Von den siebzehn Hagestolzen veräußerten fünf ihre Besitzthümer und zogen in die Ferne, zehn verheiratheten sich nach kurzer Zeit, einer ist gegenwärtig verlobt und einer jüngst polizeilich über die Grenze befördert worden, denn seine Zeit war abgelaufen, ohne daß er gewählt hätte.

Aufgeknüpft wurde allerdings Keiner, aber dennoch hat kein Staat der Welt den Kampf gegen die Junggesellen so auf die Spitze getrieben, wie Oregon. Selbst das alte Rom nicht, als daselbst gegen Ende der Republik das Junggesellenthum aus Abneigung gegen die Opfer

und Lasten des Ehestandes in beispielloser und geradezu unnatürlicher Weise um sich gegriffen hatte. Alles, was man damals that, bestand nämlich in der Vorschreibung gewisser Abgaben, und als dies nichts half, in Erlassung der sogenannten Lex Papia-Poppäa. Dieses Gesetz erschien im Jahre 9 n. Chr. und bestimmte, daß, wenn ein Jüngling mit 25, ein Mädchen aber mit 20 Jahren noch unverheirathet sei, Beide in ihrem Erbrechte beschränkt sein sollten.

Dessen gänzlich verlustig gingen sie, wenn sie mit 60 beziehungsweise 50 Jahren noch immer nicht verheirathet waren. Das obige Gesetz schloß übrigens sämmtliche Junggesellen von allen Ehrenämtern unbedingt aus und suchte sie auch in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, indem es ihnen die schlechtesten Plätze im Theater anwies.

So weit ist man nun anderwärts, zumal in Griechenland, wohl nicht gegangen, allein bei den Hochzeiten der Athenienser zum Beispiel fehlte nie der Sänger, dessen Aufgabe es war, den Junggesellenstand als unnatürlich hinzustellen und die Gäste aufzufordern, sich seiner bald zu entledigen.

Was nun die vorerwähnten römischen Gesetze gegen die Junggesellen anbelangt, so sind sie allerdings schon unter Kaiser Konstantin wieder aufgehoben worden, allein bald erwachten sie zu neuem Leben.

In Deutschland haben ähnliche gesetzliche Bestimmungen vielerorts bis in das 18. Jahrhundert hinein Giltigkeit gehabt. In Braunschweig 1730 wurden sie zuerst beseitigt, in den übrigen deutschen Staaten dann auch nach und nach aufgehoben. Der 1782 in Münster verstorbene Oberstlieutenant Thelen war wohl der Letzte, dessen Güter auf Grund des Hagestolzenrechtes konfiszirt wurden.

Seither kamen keine Einziehungen mehr vor, „weil

sich gegen die Vernünftigkeit und Gerechtigkeit dieses fiskalischen Strafrechtes gegründete Bedenken ergeben hatten". Auch hatte es an mitunter komischen Einwendungen und Protesten niemals gefehlt. So protestirten zum Beispiel die Erben eines in München verstorbenen reichen Hagestolzen gegen die Konfiskation mit Hinweis darauf, daß der Verstorbene sich redlich bemüht habe, eine Frau zu bekommen, indeß nur Körbe erhielt, also ohne seine Schuld zum ehelosen Stande verdammt gewesen sei.

Diese Einwendung erschien den Juristen so wichtig, daß sofort ein Streit darüber entbrannte, wie viele Körbe Einer erhalten haben müsse, um von dem Vorwurfe der Abneigung gegen den Ehestand freigesprochen zu werden. Leider ist diese Frage bis heute nicht entschieden, es wäre denn, daß man das Testament eines Hamburger Kaufmannes, worin er jener Dame, die ihn seinerzeit durch einen Korb von fernerem Streben nach dem Hafen der Ehe abgeschreckt hatte, 12,000 Mark vermachte, als Antwort auf jene Frage und somit einen einzigen Korb als genügende Rechtfertigung des verpönten Junggesellenthums betrachten wollte.

Es wird jedoch, fürchten wir, Niemand geneigt sein, die Junggesellen so leichthin von ihrem, wie eine Dame sagt, schweren Verschulden gegen die heirathsfähige Weiblichkeit freizusprechen. Ganz natürlich! *Ein* Korb ist *kein* Korb, und jeder Junggeselle soll so lange werben, bis er die Richtige findet. Thut er's nicht, so ist er, nach Ansicht eines Engländers, ein Monstrum, das in die Ehe hineinbesteuert und vom Staate mit allen zulässigen Mitteln in die Arme einer Gattin gepreßt werden soll.

Gleichwohl bestehen in England eigentliche Junggesellengesetze nicht zu Recht. Dafür aber muß sich der „Bachelor" (Junggeselle) hüten, ein weibliches Wesen gewisse ehrliche Absichten auch nur ahnen zu lassen, denn er kann beim

Worte genommen und, will er es später nicht erfüllen, wegen Bruch des Eheversprechens zu einer hohen Geldbuße verurtheilt werden. Es ist dies eine legislative Vorkehrung, die, wie ein Kenner von Land und Leuten versichert, ein Kampfmittel ersten Ranges gegen die „Bachelors" ist und wesentlich zu deren Dezimirung beiträgt. In Frankreich dagegen, wo es nicht weniger als zwei Millionen „Garçons" gibt, so daß sich als solcher jeder vierte Mann herausstellt, ist zur Bekämpfung dieses Uebelstandes von Staatswegen gar keine Einrichtung getroffen; es wird dort der Kampf gegen diesen „Krebsschaden der Menschheit" einzig und allein der Damenwelt selbst überlassen.

Freilich hat sich der Pariser Gemeinderath vor einiger Zeit aufgerafft und die Besteuerung der Junggesellen als überaus nothwendig auf die Tagesordnung gesetzt, allein da sich schon bei Erörterung der Frage, wer eigentlich ein Junggeselle sei, wesentliche Meinungsverschiedenheiten ergaben und die mit geringer Majorität beschlossene Begriffsbestimmung, ein Junggeselle sei Jeder, der nicht für einen eigenen Haushalt zu sorgen habe, als zu dehnbar befunden wurde, so erfreuen sich die Ehescheuen — denn dafür werden nun einmal sämmtliche „Garçons" gehalten — bisher der vollkommensten Steuerfreiheit.

Ebenso ist es in Wien, wo sich vor längerer Zeit einige Wähler geeinigt haben, dem Gemeinderathe eine Petition zu überreichen, in welcher er ersucht wird, dahin zu wirken, daß eine Junggesellensteuer eingeführt werde, deren ganzes Erträgniß zur Abhilfe des Nothstandes der mit zahlreichen Kindern gesegneten Familien verwendet werden soll. Selbstverständlich sollte diese Steuer nur jene Ehescheuen treffen, welche eine Familie erhalten könnten, dieser Verpflichtung jedoch aus nichtigen Gründen aus dem Wege gehen.

Zu diesen nichtigen Gründen gehört bekanntlich auch der, welchen viele Junggesellen vorschützen, daß sie es nämlich nicht über's Herz brächten, ihre Schwiegermutter sterben zu sehen. Solcher Herren gibt es sehr viele, und die meisten befinden sich in guten, ja in den besten finanziellen Verhältnissen.

Dagegen besteht thatsächlich eine Junggesellensteuer in Chile. Alle unverheiratheten Männer, welche über 35 Jahre alt sind, haben ein Prozent von ihrem Einkommen zu entrichten. Infolge dessen wurde auch in den Vereinigten Staaten, wo drei Millionen über 30 Jahre alte Junggesellen leben, die Einführung einer Besteuerung derselben angeregt, allein auf Grund der Erwägung, daß die Ehelosigkeit aller heirathsfähigen Männer der Erde nur in seltenen Fällen eine freiwillige ist, wieder fallen gelassen.

Thatsächlich würden sich die meisten Junggesellen sehr gerne einen eigenen Hausstand gründen, aber da der Wettbewerb zwischen Mann und Weib namentlich in den leichteren Berufsarten ein gewaltiger, und die Anzahl der Frauen, welche jetzt Stellungen einnehmen, die früher ausschließlich von Männern bekleidet wurden, sehr groß ist, dürften 90 von 100 Junggesellen auf die Frage, warum sie nicht zur Ehe schreiten, erwiedern, daß ihnen dies ihr Einkommen nicht gestatte. Und wie Viele befinden sich in der Lage des großen Philosophen Immanuel Kant, der in späten Jahren gar oft zu seufzen pflegte: „Als ich eine Frau brauchen konnte, konnt' ich sie nicht ernähren, und jetzt, da ich sie ernähren könnte, kann ich sie nicht mehr brauchen!"

Uebrigens wird von Seiten der Junggesellen auch darauf hingewiesen, daß die Damenwelt von heute an das Leben in Bezug auf Annehmlichkeit und Luxus Ansprüche macht, die zu erfüllen selbst besser situirte Männer kaum im Stande seien, und behauptet, die Rückkehr zur Be-

scheidenheit und zu häuslichem Sinn sei die beste Waffe gegen das immer mehr überhand nehmende Junggesellenthum. Vorausgesetzt, daß sich, wie ein Spötter bemerkte, unsere Mädchen nicht entschließen könnten, zu dem bei dem afrikanischen Volksstamme der Gallas üblichen bewährten Kampfmittel zu greifen.

Wenn nämlich dort ein Junggeselle mit der Werbung zu lange zögert, so erklettert das Mädchen, das ihn zum Manne zu haben wünscht, von ihren Verwandten unterstützt, Nachts die Einfriedung der Hütte, worin der Erkorene wohnt; dort lauert sie auf der Schwelle, bis der Tag anbricht. Der Jüngling muß sie alsdann heirathen, er mag wollen oder nicht. Man baut daher bei dem besagten Volk die Einfriedungen der Hütten so hoch als möglich zur Abwehr derartiger Ueberfälle, die sich bei uns mittelst des Hausschlüssels viel leichter und bequemer ausführen ließen.

Daraus folgt nun, daß das Junggesellenthum auch unter den Wilden „grassirt“ und wohl auch dort auf mancherlei uns bisher nicht bekannt gewordene Art und Weise bekämpft werden dürfte. Vielleicht gibt es irgendwo sogar ein Volk, das unverbesserliche Junggesellen einfach tödtet oder in die Sklaverei verkauft. Irgend etwas geschieht ganz bestimmt überall, um die vermeintlichehescheuen Menschenkinder zu bekehren, nur daß es nicht so fein ersonnen ist, wie die Methode eines Advokaten in Charleston (Südkarolina).

Dieser erfindungsreiche Mann hat nämlich infolge der Wette, zwölf verbissene Junggesellen binnen Jahresfrist in den Ehestand zu bugsiren, zunächst eine Soirée veranstaltet, wobei unter anderen Gästen auch ein Dutzend reicher und hübscher junger Damen erschien. Nachdem sich die Gesellschaft einigermaßen kennen gelernt hatte, machte der Advokat folgenden Vorschlag: Die ledigen Herren der

Gesellschaft wählen aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden. Dieser muß sich mit feierlichem Eid verpflichten, alle ihm in seiner amtlichen Eigenschaft an dem Abend zugehenden Mittheilungen geheim zu halten. Jeder ledige Herr und jede ledige Dame in der Gesellschaft nun schreibt seinen oder ihren Namen auf ein Blatt Papier und darunter den Namen der Person, welche er oder sie heirathen möchte. Der auf diese Weise beschriebene Zettel wird dem Präsidenten eingehändigt und dieser hat, im Falle, daß ein Herr oder eine Dame sich laut Zettel gegenseitig zu ehelichen wünschen, Beiden davon Mittheilung zu machen; die Namen derjenigen Personen, bei welchen dieser Wunsch kein gegenseitiger ist, müssen vom Präsidenten geheim gehalten werden.

Dieser Vorschlag wurde angenommen und zur Ausführung gebracht. Das Ergebniß war, daß zwölf junge Damen und zwölf Herren gegenseitig schriftlich den Wunsch äußerten, sich ehelich zu verbinden, doch erfuhren von dieser Wahl nach dem Vorsitzenden nur die Betreffenden selbst. Einige Monate nach dieser Begebenheit waren bereits elf der Junggesellen verheirathet, und da zehn von ihnen erklärten, daß sie niemals auf andere Weise, wie die oben beschriebene, zu einer Heirath vermocht worden wären, hat der Advokat seine originelle Kampfmethode gegen das Junggesellenthum mit dem Beisatze bekannt gemacht, daß sich dessen Nachahmung schon vom rein menschlichen Standpunkte und zwar deshalb empfehle, weil alte Junggesellen der Vereinsamung verfallen und am Ende ein verlorenes Leben beklagen.

Trotz alledem aber hat es von jeher Hagestolzen gegeben, und das wird wohl auch in Zukunft nicht anders werden. Dazu indessen, daß ihre Anzahl keine allzugroße werde, können noch viel wirksamer als Spottreden oder gar gesetzlicher Zwang die heirathsfähigen jungen Mädchen

selber beitragen, indem sie sich bemühen, sich für den Beruf einer Hausfrau, und nicht zu Zierpuppen und „Löwinnen“ der Salons vorzubereiten und auszubilden, indem sie das spröde Herz der Junggesellen durch Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit zu bezwingen suchen, anstatt sie durch übertriebene Anforderungen an das Leben, durch Vergnügungs- und Putzsucht vom Heirathen abzuschrecken!





Der König der Seiltänzer.

Aus dem Leben Blondin's. Von Benno Braun.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1858, als eine Gesellschaft von aus New-York angelangten Fremden Angesichts des gewaltigen Niagarafalles sich befand. Alle waren elegant, aber zum Theil etwas auffällig gekleidet, und als sie nun, langsam am Ufer weiter schreitend, in lebhafter Weise ihre Eindrücke austauschten, ersah man aus ihrer geräuschvollen Sprechweise und ihren lebhaften, oft grotesken Bewegungen, daß sie nicht den feinen Kreisen angehören konnten. Das ganze Gehaben der Leute würde einen erfahrenen Beobachter sofort auf die Vermuthung gebracht haben, daß die Fremden wandernde Komödianten, Kunstreiter oder Schausteller seien, kurz, irgend einer der zahlreichen Spielarten der „Fahrenden" angehörten.

Und so war es in der That; es waren „Artisten", die Hauptmitglieder der damals allbekannten amerikanischen Kunstreitertruppe Ravel, welche einen Vergnügungsausflug nach dem Niagarafalle unternommen hatten.

Unter den geschmeidigen und muskulösen Gestalten der Artisten fiel besonders ein junger Mann von etwa 25 Jahren durch seinen gedrungenen, athletischen Wuchs und den kühnen

Blick seiner hellen blauen Augen vor den Uebrigen auf. Sein lebhaftes Wesen, sein Napoleonsbart und sein sehr schlechtes, gebrochenes, mit vielen französischen Ausdrücken vermischtes Englisch charakterisirten ihn als ein Kind der „großen Nation". Plötzlich, wie von einem ihn blitzähnlich durchzuckenden Gedanken erfaßt, blieb er stehen und sagte zu dem Direktor Ravel, der neben ihm ging, indem er mit der Rechten nach dem kanadischen Ufer des Stromes hinüberdeutete: „Welch' eine prächtige Oertlichkeit, um ein Seil zu spannen!"

Der Kunstreiterdirektor lachte und ließ seine Augen von den 80 Meter tief abstürzenden Uferfelsen auf den drunten tobenden Fluß, dann über die 500 Meter breite Wasserfläche desselben nach den jenseitigen Felsmauern schweifen.

„Hahaha, ein famoser Spaß," versetzte er, „hier ein Seil hinüber zu spannen! Blondin denkt doch nur an's Seiltanzen, selbst im Angesichte des Niagara! Vielleicht hat er sogar die Absicht, auf dem gespannten Seil über den Niagara zu gehen?"

Der Franzose, durch den Spott beleidigt, preßte die Lippen zusammen, und seine Augen bekamen einen schärferen Glanz.

„Ja!" rief er heftig. „Das ist meine Absicht!"

Ein tobendes Gelächter erscholl, die ganze Artistengesellschaft gerieth in Aufruhr und begann einen indianischen Kriegstanz um den Franzosen aufzuführen. Man fand den Spaß köstlich. Und ein Journalist, Namens Hank Faxon, der sich der Gesellschaft auf dem Ausfluge angeschlossen hatte, meinte: „Das kommt in mein Blatt; es ist der beste Witz, der noch je Angesichts dieser Fälle gerissen worden ist."

Niemand achtete darauf, daß der Franzose die Heiterkeit seiner Kollegen keineswegs zu theilen schien, sondern



Blondin.
Nach einer Photographie von Medlington in Liverpool.

verächtlich die Achseln zuckte und schweigend weiter ging, offenbar mit einem Gedanken beschäftigt, der ihn ganz gefangen genommen hatte.

Einige Tage darauf erschien in der That in einer New-Yorker Zeitung ein launig geschriebener Artikel, der in witziger und ironischer Weise der Welt die große Neuigkeit verkündigte, daß Monsieur Blondin, das bekannte und als Seiltänzer nicht seines Gleichen findende Mitglied der Navel'schen Truppe, demnächst auf gespanntem Seile den Niagara überschreiten werde. Ganz New-York amüsirte sich natürlich darüber, und in der Redaktion des Blattes war man seelenvergnügt, denn die Nummer ging reißend ab.

Aber wer beschreibt das Erstaunen der Redakteure, als am Abend desselben Tages der Seiltänzer Blondin im Redaktionslokal erschien und in ernstem Tone erklärte, daß er in der That die feste Absicht hege, in der beschriebenen Weise über den Niagara zu gehen.

Jetzt war man überzeugt, daß Monsieur Blondin verrückt sei, und auch Direktor Navel sagte, als kurz darauf der Seiltänzer aus der Truppe austrat, um sein Unternehmen in's Werk zu setzen, bedauernd zu seinen Leuten: „Jammerschade, wirklich jammerschade! Ein so einziger Künstler in seinem Fache und muß komplett überschnappen!"

Der verwegene Franzose ließ sich durch diese Urtheile nicht im Geringsten beirren. Er begab sich mit seiner Frau und einem Dolmetscher nach dem kleinen Orte Niagara-Falls und bereitete mit größter Umsicht und Besonnenheit sein kühnes Unternehmen vor. Den ganzen Frühling des Jahres 1859 benutzte er dazu, seine Augen an den Anblick der stürzenden, dahinschießenden und herumwirbelnden Wassermassen, seine Ohren an das Donnern des Falls zu gewöhnen; inzwischen suchte er durch Vermittelung des Dolmetschers die Erlaubniß der Behörden am amerikanischen wie am kanadischen Ufer des Niagara für sein Vorhaben zu erlangen. Die Behörde

in Niagara-Falls nahm die Sache in echt amerikanischer Weise kühl. Es wurde ihm der Bescheid zu Theil, man lebe in einem freien Lande, wo Jedermann sich den Hals brechen könne, auf welche Weise es ihm beliebe. Der britische Konsul am jenseitigen Ufer aber war nicht so leicht zu haben. Er hielt Blondin anfangs auch für verrückt, als er aber die Ueberzeugung von der geistigen Gesundheit des Mannes gewonnen hatte, versagte er durchaus seine Zustimmung zu einem solchen selbstmörderischen Thun. Und da Blondin durchaus nicht nachließ, so verstand er sich endlich zu der Erklärung: Die kanadische Behörde werde die Sache stillschweigend geschehen lassen, sie ignoriren. Von einer behördlichen Erlaubniß aber und damit von der Uebernahme einer gewissen Verantwortung könne keine Rede sein.



Kopfstehen auf dem Thurmseil.

Das war Alles, was Blondin wollte. Die Hauptschwierigkeit war somit behoben. Aber neue entstanden.

Der Grundbesitzer auf der kanadischen Seite, wo das Seil befestigt werden sollte, wollte dies nur unter der Bedingung gestatten, daß Blondin seine Einnahme mit ihm theile. Diese Wucherbedingung mußte sich der Franzose gefallen lassen. — Nun handelte es sich noch um Beschaffung des Seiles. Dasselbe, aus bestem Manillahanf gedreht, sollte 1,300 Dollars kosten, eine Summe, über die Blondin nicht verfügte. Aber auch hier wurde ihm Hilfe. Ein Mr. Hamblin schoß die Summe vor, und nun ging es rasch an die Arbeit. Das Seil wurde angefertigt, nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten gespannt, und im Sommer 1859 ging Blondin wirklich unter dem Beisein einer zahllosen Menschenmenge über den Niagara. Diese verwegene That machte ihn mit einem Schlage zum berühmtesten Seiltänzer der Erde. Der „König der Seiltänzer", der „Held vom Niagara", wurde eine allbekannte Persönlichkeit, in allen



Steigen über einen Stuhl auf dem Seile.

Tagesblättern erwähnt und gepriesen, sein Bild erschien in allen illustrirten Zeitschriften, man zeichnete ihn durch Orden und Medaillen aus, seine Einnahmen stiegen in's Fabelhafte — kurz, er war ein gemachter Mann.

Und in der That, die Kühnheit und Kaltblütigkeit dieses Mannes überstieg Alles, was man bis dahin in dieser Art gesehen hatte. Blondin ging nicht nur einfach über das thurmhoch über den tobenden Wassern schwebende Seil, er steigerte vielmehr seine Leistungen mit jeder Wiederholung des Ueberganges. Er stellte sich mitten auf dem Seile auf den Kopf; er nahm einen Stuhl mit, den er



Ueberschreiten des Seiles mit verhülltem Kopfe.

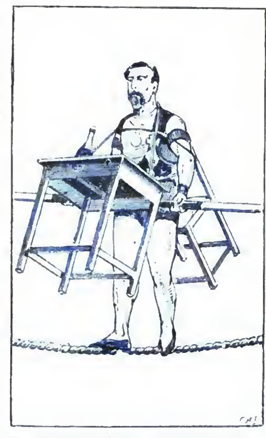
wiederholt überstieg; er ging in einem sackartigen Gewande und mit verhüllten Augen von einem Ufer zum anderen; er legte eine schwere Rüstung an und ließ die Balancirstange fort; er nahm Stuhl, Tisch und Eßwaaren mit sich, und frühstückte mitten auf dem Seile über den Wassern;

er trug auf dem Rücken einen Mann hinüber, später auch eine Frau; er brachte schließlich sogar einen ganzen Kochherd hinauf und backte Pfannkuchen. Aber das Schwerste, was er nach seiner eigenen Aussage je unternommen, war die Ueberschreitung des Niagara auf dünnen eisernen Stelzen. Das Hinüberfahren einer Person auf einem Schubkarren, das auch zu seinen Bravourstücken gehörte, war Kinderspiel dagegen. —

Der zu so plötzlicher Weltberühmtheit gelangte „König der Seiltänzer" ist am 28. Februar 1824 in Hesdin (nicht in St. Omer, wie meist angenommen wird) bei Calais als Sohn eines alten Soldaten aus der Zeit des ersten Napoleon geboren. Sein wahrer Name ist Jean François Gravelet, aber unter dem Künstlernamen Blondin hat er seine Laufbahn begonnen und nur unter diesem ist er der Welt bekannt geworden. Der ungewöhnlich starke und gewandte Knabe zeigte schon in seinem fünften Lebensjahre solche Anlagen zu dem Berufe, den er später ergriff, daß sich, als sein Vater bald darnach starb, ein Kunstreiterdirektor fand, der das Kind ausbildete. Der kleine Blondin machte bereits als achtjähriger Knabe in den französischen Städten Aufsehen als Seiltänzer und Springer. Als Jüngling sprang er über zwei Glieder Soldaten, welche das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonnette im Arm hielten. 1851 sah ihn in Paris der Agent der Ravel'schen Truppe und schloß mit ihm ein Engagement für Amerika ab, das, wie wir Eingangs gesehen haben, bis zu dem Augenblicke währte, wo der verwegene Franzose das Unternehmen ausführte, das seinen Weltruhm begründete.

Blondin selbst behauptet, daß zur Ausführung seiner Kunststücke nichts gehöre, als athletische Kraft, Muth, Besonnenheit, absolute Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und völlige Schwindelfreiheit, was ihm auf's Wort zu glauben ist. Aber man findet diese Eigenschaften nicht häufig in einem

Menschen vereinigt. Bei ihm jedoch war dies der Fall, und er hat daher auch merkwürdigerweise niemals einen ernsthaften Unfall erlitten, obgleich es während seiner langen Seiltänzerlaufbahn, die ihn nach allen Ländern der bewohnten Erde, sogar nach Indien führte, nicht an Vorfällen mangelte, welche öfter haarscharf am Tode vorbeigingen. Seine unerschütterliche Ruhe und Geistesgegenwart aber half ihm stets aus aller Gefahr.


Blondin trägt Tisch, Stuhl und Frühstück auf das Seil.

Nach seinem ersten großartigen Erfolge im Jahre 1859 wiederholte er die Ueberschreitung des Niagara im folgenden Jahre, diesmal unterhalb des Falles bei der Hängebrücke, oberhalb der furchtbaren Strudel, wo ein Sturz gewisser Tod sein mußte. Aber Blondin war seiner Sache sicher und von unerschütterlicher Kaltblütigkeit, während das tausendköpfige Publikum sich stets in einer furchtbaren Aufregung befand.

Nicht geringe Schwierigkeit machte es auch, die geeignete

Person zu finden, welche sich von ihm über das Wasser tragen ließ. Er mußte seinen Mann dazu förmlich abrichten. Zuerst suchte er ihm Zuversicht in seine (Blondin's) Kraft und Sicherheit einzuflößen. Er stellte sich im geschlossenen Raum auf ein dicht über der Erde gespanntes Seil und ersuchte nun die betreffende Persönlichkeit alle ihre Kraft aufzubieten, um ihn herabzuwerfen oder nur zum Wanken zu bringen. Das Mißlingen dieses Versuches diente dazu, dem betreffenden Theilnehmer des Ueberganges eine hohe Zuversicht in die Kraft und Geschicklichkeit des Mannes einzuflößen, dem er sein Leben anvertraute.

Trotzdem ging nicht Alles glatt ab. Der Uebergang dauerte volle dreiviertel Stunden; Blondin mußte den vom Schwindel erfaßten Mann sechsmal auf das Seil niedersetzen, um sich selbst von der furchtbaren Anstrengung etwas auszuruhen. Dann hatte der Mann, den er trug, wieder seinen Rücken zu erklettern und die Beine durch die beiden Lederschleifen zu stecken, welche Blondin an seinem Gürtel rechts und links befestigt hatte, um seiner lebendigen Last einen Halt zu gewähren. Daß Alles dies hoch oben über dem brausenden Strome mit den größten Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft war, ist einleuchtend.

Es wird erzählt, daß, als der Mann auf Blondin's Rücken zu unruhig wurde und auch auf beruhigenden Zuspruch durchaus nicht hören wollte, Blondin ihn durch die Drohung: „Wenn Sie nicht sofort aufhören zu zappeln und durch Ihre Feigheit uns Beide zu gefährden, so werfe ich Sie in den Strom hinunter!“ in einen Zustand förmlicher Schrecklähmung versetzt habe, und er nun mit seiner regungslosen Last glücklich das andere Ufer erreichen konnte.

Unwahrscheinlich ist der Vorgang nicht, aber Blondin hat ihn stets in Abrede gestellt. „Nein, nein,“ sagte er einem Zeitungsberichterstatter auf eine diesbezügliche Frage, „damit ist es nichts! Der Mann war etwas nervös

und ängstlich, hat mir auch viel Last gemacht, aber sonst ging Alles gut."

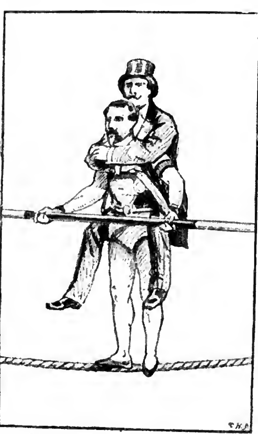
Monsieur Blondin bereiste nach seinen Erfolgen am Niagara fast alle Länder der Erde, um sich als unübertrefflicher Künstler auf dem Thurmseil zu zeigen. Seine Produktionen waren stets dieselben, oben bereits erwähnten, nur fügte er, als das Zweirad in Aufnahme kam, noch das Fahren auf dem Zweirad über ein hochgespanntes Seil hinzu, das ihm seitdem viele andere Seiltänzer nachmachten.



Ein Frühstück auf dem Seile.

„Alles das," erklärte er einem Fragesteller, „ist reines Kinderspiel. Die einzige Gefahr liegt nur darin, daß das Seil mangelhaft gespannt und befestigt ist — weshalb ich diese Arbeiten auch stets selbst zu überwachen pflegte — oder in unvorhergesehenen Zwischenfällen, die aber natürlich Jedermann passiren können, auch auf der Straße oder im Bett. Schwieriger, als

man im Publikum voraussetzt, ist das Seilgehen ohne Balancirstange. Ich benutze eine solche von Eschenholz, aus drei Stücken bestehend. Das mittelste ist das dünnste. Je nach Bedarf kann ich durch Anbringung kleiner Bleistücke das rechte oder linke Ende schwerer machen, um ein vollkommenes Gleichgewicht zu erzielen. Die Stange ist gegen 9 Meter lang und wiegt 38 Pfund. Als ich sie zum ersten Male wegließ, und als Ritter im Kettenpanzer über das Seil ging, merkte ich erst, welche werthvolle Hilfe mir fehlte. Aber es lief Alles gut ab. Selbstvertrauen und Kaltblütigkeit besiegen stets jede Schwierigkeit. Ueberhaupt — das bloße Seillaufen ist ein reines Kinderspiel. Man muß allerhand Kunststücke erfinden, um es schwierig zu machen."



Mit lebendiger Fracht über den Niagara.

Damit wird natürlich nicht Jedermann übereinstimmen, aber es ist höchst erfreulich, in diesem Zeitalter der all=

gemeinen Nervosität einen Menschen zu finden, der, wie Blondin, durchaus gar keine Nerven zu haben scheint und 40 Meter über dem Erdboden auf straffem Seil so ruhig einhergeht, wie andere Leute auf ebenem Boden.

Der jetzt mehr als siebzigjährige „König der Seiltänzer“ plaudert über seine vielen Erlebnisse und Fahrten gern und mit der Lebhaftigkeit und Bonhommie eines echten Franzosen. Wenn wir ihn auf seiner Villa Niagara-House besuchen, welche, beschattet von einem mächtigen Kastanienbaum und umgeben von einem vier Morgen großen Gartengrundstück, in der Nähe des Niagarafalles liegt, so tritt uns ein hochgewachsener weißhaariger Mann entgegen, dessen aufrechter Haltung und blitzenden Augen man es ansieht, daß das Alter noch keine Macht über ihn erlangt hat. Die vollen röthlichen Wangen verkünden vollkommene Gesundheit, und der Held vom Niagara will denn



Radfahren auf dem Thurmseil.

auch nichts davon wissen, daß er bereits ein alter Mann ist.

Freundlich und zuvorkommend läßt er uns in den Vorgarten eintreten, wo eine ganze Schaar von kleinen kläffenden Hunden uns entgegenstürzt, für die er eine besondere Vorliebe hat. Auch sein Geflügelhof ist gut bestellt, der Obstgarten in bester Verfassung, in eigener Werkstatt hinter dem Hause macht Monsieur Blondin alle die in der Wirthschaft erforderlichen Schmiede-, Zimmermanns- und Tischlerarbeiten zu seinem Vergnügen selbst — kurz, aus dem König der Seiltänzer ist ein patriarchalischer Landbesitzer geworden, wie er im Buche steht.

Wir bringen ihn auf seine Erlebnisse zu sprechen, und er gibt denn auch Einiges zum Besten. Daß Gefahr bei seinen Kunststücken sei, will er durchaus nicht wahr haben. Als wir ihm von der Schwierigkeit sprechen, die es doch haben müsse, einen Herd auf das Thurmseil zu tragen, ihn dort im Gleichgewicht zu halten und darauf Kuchen zu backen, lacht er.

„Kleinigkeit — Bagatelle! Den meisten Spaß hat es mir stets gemacht, wenn das Publikum sich um die Pfannkuchen riß, die ich hinunterwarf. Nein, das kann Jeder! Schwieriger ist es schon, mit dem Schubkarren über das Seil zu kommen, wenn ein Mensch darin sitzt. Da passirte mir in Liverpool einmal eine Geschichte, die unangenehm hätte werden können. Ich gab meine Vorstellungen im zoologischen Garten, das Seil war etwa 100 Meter lang und gegen 40 Meter über dem Erdboden. Ich hatte es unternommen, einen jungen Löwen im Schubkarren über das Seil zu fahren. Alles ging gut; das Vieh verhielt sich musterhaft. Am Schubkarren war eine dünne Leine befestigt, welche verhindern sollte, daß am absteigenden Bogen des Seiles in der Mitte der Bahn der Karren in's Rollen käme und mich mit sich zöge. Da, als ich diese Stelle

schon hinter mir habe und beinahe am Ende bin, läßt der dumme Kerl die Leine fahren, diese verschlingt sich an dem gespannten Tau und ich kann plötzlich nicht mehr vorwärts. Was thun? Die Sache war bedenklich. Ein wahres Glück, daß kein menschlicher Passagier in dem Karren saß, der es mit der Angst hätte kriegen können. Das Löwenvieh merkt nichts von meiner Verlegenheit und verhielt sich ruhig. Na, ich entschloß mich schnell den einzigen möglichen Ausweg aus dieser Klemme einzuschlagen. Die Leine durchschneiden konnte ich nicht, selbst wenn ich auch ein Messer zur Hand gehabt hätte. Es blieb also nichts übrig, als rückwärts gehend den eben zurückgelegten Weg noch einmal zu machen. Das Publikum hielt dies für eine beabsichtigte, neue Kunstleistung und applaudirte rasend, aber ich war doch froh, als ich diesmal mit meinem Karren wieder auf festem Boden stand."



Blondin im Kettenpanzer ohne Balancirstange.

„Und waren Sie nie in Gefahr, zu stürzen, auch nicht beim Stelzengehen auf gespanntem Seil?“

„Nein, nie war ich in Gefahr durch meine eigene Schuld oder Mangel an Geschicklichkeit. Das Stelzengehen ist schwer, ich gestehe das ein, aber wenn man seiner Sache gewiß und ganz ruhig ist, hat auch das keine Gefahr. Nur einmal bin ich in der That vom Seil gestürzt oder vielmehr herabgeworfen worden. Das war im Krystallpalast zu London. Um den Effekt zu erhöhen, wollte ich in der Mitte des Seiles durch eine Glorie von Feuerwerk schreiten. Der Feuerwerker aber machte die Sache so ungeschickt, daß ich aus dem Gleichgewicht gebracht wurde und fiel. Doch die Geistesgegenwart verließ mich auch in diesem Augenblick nicht. Ich ließ die Balancirstange fahren und erfaßte im Fallen das gespannte Seil. Sowie ich das hatte, war ich wieder völlig sicher. Ich schwang mich hinauf und vollendete ohne Balancirstange meinen Weg.

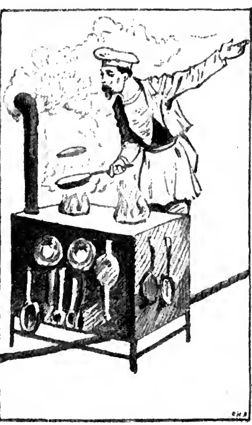


Eine süße Last.

Das zuschauende Publikum aber hat eine furchtbare Angst ausgestanden. Ich weiß nicht, wie viele Damen in Ohnmacht gefallen sind — eine ganze Anzahl mußte hinausgeschafft werden."

„Sehr begreiflich. — Und was halten Sie für Ihr verwegenstes und gefährlichstes Unternehmen?"

„Ei, das war eine Privatvorstellung, die ich im Jahre 1874 an Bord des Dampfers ‚Poonah' der Peninsular and Oriental-Linie gab. Ich befand mich auf der Reise von England nach Australien; unser Schiff hatte Aden passirt und dampfte nun nach Point de Galle auf Ceylon. Wir waren Alle guter Dinge und besonders übermüthig, ich glaube aus Freude darüber, der Hölle des Rothen Meeres entronnen und nun von der erfrischenden Brise des offenen Ozeans umweht zu sein. Mir kam plötzlich der Einfall, vom Hauptmaste des Schiffes nach dem Besahnmaste ein Tau spannen zu lassen und mein Theil zur



Pfannkuchenbacken auf dem Seile.

allgemeinen Unterhaltung beizutragen, indem ich darauf eine Vorstellung gab.

Die See war ziemlich bewegt, und das Schiff holte stark über. Niemand glaubte, daß ich es fertig bringen würde, vom einen Mast zum andern zu gelangen. Der Kapitän hatte schon vorher ein Rettungsboot klar machen lassen, denn er war überzeugt, ich müsse beim Ueberholen des Schiffes, wobei das Seil da oben zwischen den Masten jedesmal einen sehr beträchtlichen Bogen beschrieb, in's Meer geschleudert werden. Allein, es ging Alles ohne Zwischenfall ab. Ich habe es aber doch nicht ein zweites Mal versucht."

„Sie haben Ihr Leben oft auf's Spiel gesetzt, Monsieur Blondin, aber das Schicksal hat Ihnen wenigstens vergönnt, die Früchte Ihres Wagens in Ruhe zu genießen."

„Freilich, freilich, da muß man dankbar sein. Nicht Jedem gelingt es. Was jedoch mein Vermögen anbetrifft, so wird es, glaube ich, meist überschätzt. Ich habe ja schöne Einnahmen gehabt, das ist wahr — im Krystallpalaste z. B. erhielt ich für jede Vorstellung 2000 Mark und an Feiertagen, wo zwei Vorstellungen stattfanden, 3000 Mark — aber bei meinen selbstständigen Unternehmungen und Reisen habe ich auch wieder große Kosten und Einbußen gehabt, oft auch durch die — nun, sagen wir ‚Unfähigkeit' meiner Agenten gelitten. Dies war z. B. in Rußland der Fall. In Indien und den englischen Kolonien wieder mußte ich mein eigenes Zelt mitführen, unter welchem die Zuschauer Platz nehmen, und, vor der Sonne geschützt, meine Kunststücke anschauen konnten. Dies Zelt war 80 Meter lang, 70 Meter breit und 10 Meter hoch; es hatten darunter 14,000 Personen Platz. 72 gegen 20 Meter lange Masten stützten es. Es kostete ein kleines Vermögen und allein an Fracht von Southampton bis Melbourne gegen 2000 Mark. Sie sehen also, daß der Reingewinn nicht so sehr groß hat ausfallen können."

Monsieur Blondin liebt es, wie so viele andere reiche Leute, die Höhe seines Vermögens zu verheimlichen und dasselbe als möglichst gering darzustellen. Man kann ihm diese kleine Schwäche nachsehen. Sicher ist, daß nie ein Seiltänzer vor ihm ähnliche Einnahmen gehabt hat. Indessen, das Thema ist ihm unangenehm; wir verlassen es. Mit um so größerer Bereitwilligkeit erzählt er von den kostbaren Ehrengeschenken, welche er von den verschiedenen Fürstlichkeiten in Gestalt von Diamantringen, Vorstecknadeln und dergleichen erhalten hat. Sein höchster Stolz sind seine Orden und Denkmünzen. Da ist zuerst die Denkmünze vom Jahre 1859, die ihm anläßlich seines ersten Niagara-Ueberganges von der Stadt Niagara-Falls verliehen wurde; eine andere, welche ihm das Regiment der „Washington Greys“ in Philadelphia überreichte; die große goldene Medaille zur Erinnerung an die Eröffnung des Krystallpalastes



Schubkarrenfahrt.

in London, das australische Goldkreuz mit einem Brillanten als Andenken an sein Auftreten im fünften Welttheil, und noch manche andere. Den meisten Werth aber legt er auf den „königlichen amerikanischen Orden Isabella's der Katholischen", den er in Spanien erhielt und der ihm die Berechtigung verleiht, sich Chevalier zu nennen.



Auf Stelzen.

Also Chevalier Blondin!

Wir sprechen dem Chevalier unseren Dank aus für die freundliche Aufnahme, nehmen von dem liebenswürdigen alten Herrn Abschied mit dem Eindruck, einen der merkwürdigsten Menschen dieser Erde kennen gelernt zu haben; einen Mann, welchem Alles geglückt ist, was er anfaßte, der Alles erreicht hat, was er erstrebte, und dem das Schicksal vergönnt, in ungebrochener körperlicher und geistiger Frische seine alten Tage auf dem schönen selbsterworbenen Heim in idyllischer Ruhe und patriarchalischer Weise zu verleben.

Wahrlich, wenige aus den Kreisen des fahrenden Volks können sich in ihren Leistungen, ihrer glücklichen Veranlagung und der Gunst des Geschicks in eine Reihe stellen mit dem „König der Seiltänzer", dem „Helden vom Niagara" dem Chevalier Blondin.

Neuesten Nachrichten zufolge arbeitet der Zweiundsiebzigjährige jetzt an seinen Memoiren, denen man jedenfalls mit „hochgespannten" Erwartungen entgegensehen darf.





Mannigfaltiges.

Verwundet. — Unter dem Schutze der Dunkelheit waren wir am eisigen Spätnachmittage des 26. Januar 1871 unbemerkt vom Feinde in die Parallele eingerückt. Es galt den Ueberfall zweier kleinerer, auf einem steilen Felshange liegender Außenwerke der Festung Belfort.

Mein Bataillon, das Landwehrbataillon Schneidemühl, war mit einer Pionnierkompagnie und einer Abtheilung Festungsartillerie unter Führung des Hauptmanns v. M. zum Sturm auf das Fort des Basses-Perches bestimmt. Rechts von uns sollte eine gleich starke Kolonne, die nur aus Linientruppen zusammengesetzt war, das Fort des Hautes-Perches wegnehmen.

Meine Kompagnie, die siebente, hatte den besonderen Auftrag, gemeinschaftlich mit einem Trupp Pionniere das Fort des Basses-Perches durch Umgehung in der rechten Flanke und im Rücken zu fassen. Wir waren infolgedessen am weitesten links in der Parallele aufgestellt.

In unsere Mäntel gehüllt, lehnten wir in tiefem Schweigen an der hartgefrorenen, mit scharfem Fels vielfach durchsetzten steilen Böschung des Laufgrabens. Mancher Schweiß- und mancher Blutstropfen war schon bei seiner Aushebung geflossen. Ueber uns dehnte sich der trübe, sternenlose Abendhimmel, vor uns sahen wir nichts, als die hohe Aufschüttung der Brustwehr, doch jenseits wußten wir in nicht weiter Entfernung das Festungswerk, dem wir einen blutigen Besuch abstatten sollten.

Unsere Angriffsbatterien unterhielten noch ein lebhaftes Feuer gegen die beiden Forts, die nicht mit der Erwiederung

kargten. Hin und her sausten über unsere Köpfe hinweg die schweren Geschosse: in schnellem, scharfem Fluge die Alles zerschmetternden Granaten, wie im hohen Bogen die deutlich durch die brennenden Zünder auf ihrer Bahn zu verfolgenden Bomben der glatten Mörser.

Es war bitterkalt, eisig waren die Metalltheile der Waffen anzufühlen. Ich nahm den Arm um meinen stummen Genossen, das treue Zündnadelgewehr, und schob die Hände tief in die Taschen des Mantels. Mich fror trotz der dicken gestrickten Wollenjacke unter dem Waffenrock, die mir meine Frau zu Weihnachten geschickt hatte. Nur mein Hals und die Schultern waren warm durch einen langen seidenen Shawl, den ich in einem von den Einwohnern verlassenen Quartier gefunden hatte. Die Füße vermochte ich, obwohl meine stark geschmierten Stiefel schon drei Sohlen übereinander trugen, kaum durch öfteres Aufstampfen vor dem Erstarren zu schützen.

Der Krieg ist kein Vergnügen, und er ist etwas Anderes mit den Augen des Wehrmannes, als mit denen des jungen Liniensoldaten gesehen. Wer schon das Leben kennen gelernt, in und mit ihm gekämpft hat, wer Weib und Kind daheim weiß, die schwer des Ernährers entbehren, der denkt anders im Augenblicke, da vielleicht schon die Kugel im Laufe steckt, die ihn niederstrecken, ihn zum Krüppel machen soll, als ein junges Blut, das noch sorglos sein Leben einsetzt, noch keinen Begriff von dem Jammer hat, den der Tod oder langes Siechthum eines Menschen hervorrufen können.

Tiefes, ernstes Schweigen herrschte unter uns, kaum vernahm man hier und da einige Worte, unterdrückt geflüstert aus trockener Kehle. In schweren, erwartungsvollen Schlägen pochten die Herzen. Bleich mag manches Angesicht gewesen sein — die Dunkelheit verhüllte es —, aber auch hinter den bleichen Stirnen wohnte eiserne Entschlossenheit, das hohe Bewußtsein heiliger, unabänderlicher Pflicht — und, jeder Soldat weiß es auch, je mehr entscheidende Schläge fallen, desto eher ist der Krieg zu Ende, desto eher geht es in die Heimath zurück, zu Weib und zu Kind, wenn nicht vorher —

„Achtung! — Auf! — Vorwärts!“ leise ertönte es durch

unsere Reihen. Wir faßten die Gewehre und stiegen lautlos die Ausfallstufen hinan. Dann wendeten wir uns links in der tiefen Finsterniß, fast den Athem anhaltend, vorsichtig über den mit schmutziger, gefrorener Schneekruste überzogenen Fels schreitend, um jedes Geräusch zu vermeiden. Je näher wir heran kamen, bevor uns der Feind bemerkte, desto weniger Menschenleben kostete es — und erst einmal Mann gegen Mann, dann vertrauten wir den furchtbaren Waffen der Landwehr, dem Kolben und dem Bajonnet, den Muskeln arbeitsgewohnter Arme.

Die Batterien hinter uns schwiegen bis auf eine, die jetzt über die anzugreifenden Werke hinwegschoß in den Raum, den etwa anrückende feindliche Reserven durchschreiten mußten.

Wir sahen deutlich die Brustwehr des Forts des Basses-Perches, wie sie sich unter den auf ihr noch regelmäßig aufblitzenden Schüssen abzeichnete. Dahinter war's finster — nur wo die Stadt Belfort lag, ein heller Lichtschein.

Schnell nahten wir uns unserem Ziele — noch hatte der Feind uns nicht entdeckt — da plötzlich wuchs das Geschützfeuer zu wüthendem Rasen, knatternde Gewehrsalven mischten sich drein — aber nicht uns galt es, sonderen unseren beiden eben in der Front vorbrechenden Kompagnien.

„Vorwärts! Marsch, marsch! Hurrah!" erscholl es nun auch bei uns, und im raschen, entschlossenen Ansturm warfen wir uns gegen den Feind.

Ein Dutzend Sprünge und wir stehen am Rande eines tiefen Grabens — ohne Säumen hinunter — von dieser Seite ist der Gegner überrascht — ein kurzes, erbittertes Handgemenge, kaum ein Schuß fällt von uns, und wir dringen zugleich mit den eiligst weichenden Franzosen in die Kehle der Basses-Perches ein.

Wohin nun weiter? Wir suchen uns in der Dunkelheit zu orientiren — da flammen bereit gehaltene, schnell entzündete Feuerbrände auf, und schon stürzen auch neue Feinde über uns her von allen Seiten, mehr und mehr kommen mit jeder Minute, aber wir nehmen den Kampf auf. Wenig Schüsse blitzen, doch desto furchtbarer arbeiten Kolben und Bajonnet. Doch die Uebermacht ist zu erdrückend, wo ein Franzose fällt, treten sofort zwei an seine Stelle — wir erhalten keine Unterstützung — ein Erfolg

ist nicht mehr zu erringen, weiter auszuhalten wäre das reine sich Hinschlachtenlassen ohne Zweck — also zurück — die einzige Möglichkeit.

Ich rotte mich mit einem halben Dutzend Kameraden zusammen — Keiner spricht ein Wort, Keiner ruft Hurrah — aber wie auf Kommando brechen wir vor im gleichen Augenblick — weichende und niederstürzende Menschenleiber vor uns, Flüche und Jammerrufe — mein Gewehr zersplittert unter dem wuchtigen Schlage auf den Schädel eines Gegners — eine Lücke klafft vor uns, wir werfen uns hinein und sind rasch am jenseitigen Grabenrande. Gegenseitig helfen wir uns hinauf, auch ich bin oben — da fühle ich plötzlich einen furchtbaren Schlag meinen Körper erschüttern, ich sinke in die Kniee — mir schwinden die Sinne. Um mich sehe ich noch verschwommene Gestalten, dann scheint mir Alles leer, und ich weiß von nichts mehr. —

Ein wüthender, zuckender Schmerz, der mir den Leib durchfährt, als würde ich mit glühenden Messern zerschnitten, weckt mich aus meiner schweren Ohnmacht.

Wo bin ich? Was ist geschehen?

Ringsum tiefe Stille und Finsterniß. Undeutlich dämmert es mir im Bewußtsein von Kampf und Gewühl, aber der sich erneuernde Schmerz läßt mich wieder die Besinnung verlieren.

Wieder erwache ich, mit klarerem Geiste, es zuckt nicht mehr so heftig in mir, aber der Frost schlägt mir die Glieder zusammen, als würde ich von Riesenfäusten geschüttelt, und dabei ein Durstgefühl, als solle mir die Kehle versengen. Ich recke mühsam den Kopf in die Höhe und will rufen, aber keinen Laut bringe ich hervor. Mit starren Augen sehe ich, wie noch mehrere dunkle Körper mir nahe auf dem Fels liegen.

Ich sinke zurück und höre dann einige schwere, dumpfe Schüsse — die Angriffs- und Vertheidigungsbatterien schwiegen in keiner Nacht vollständig.

„Ja — Du warst im Gefecht — ihr mußtet zurück — Du bist verwundet, als todt hier gelassen worden," erinnere ich mich jetzt. Ich suche mit der Hand nach der Wunde, aber zu erstarrt ist sie vor Kälte, um noch irgend ein Gefühl zu haben.

Plötzlich packt mich wieder der entsetzliche Schmerz — ich bin

durch den Leib geschossen, jetzt weiß ich es — ich krümme mich und stöhne, ich schlage den Kopf auf den Fels — rasend durchtoben mich Gedanken, glühend heiß wird mein Hirn, Schweiß rieselt mir über die Schläfen. Ich sehe den preußischen Stabsoffizier vor mir, den sie auch durch den Leib geschossen hatten — ich stand als Posten vor dem Lazareth — er schrie die ganze Nacht zum Erbarmen, und erst am Morgen starb er — er steht da mit verzerrten Mienen, er droht mir, er wolle mich fortreißen —

„Mein Gott, mein Gott, laß mich nicht so leiden — mach ein Ende!“ — O, der Höllenschmerz, es ist nicht zu ertragen, und ich kann nicht schreien, wie zugeschnürt ist mir die Kehle. —

Plötzlich wird meine Brust leichter, die eisige Winterluft kühlt meine Stirn, schwächer und milder zuckt es im Leibe. Ich starre still zum grauen, finsteren Himmel empor, ein Gefühl seliger Ruhe überkommt mich. Ich denke an mein Weib und meine Kinder in der fernen Heimath, beten sie vielleicht jetzt eben für den Vater?

Todesschauer überlaufen mich, ich meine zu sterben. Mühsam bringe ich die Hände vor die Brust und schiebe die Finger ineinander.

„Allgütiger Gott, lasse mich nicht sterben — ich will ja Alles, Alles geduldig ertragen — nur laß mich mein Weib wiedersehen, laß die treuen Augen nicht weinen — und meine süßen Kinder — nimm ihnen den Vater nicht — mein Gott!“

Eine furchtbare Seelenangst erfaßt mich. Weit reiße ich die Augen auf, daß sie sich nicht schließen können für ewig.

War's ein Stern, der da plötzlich leuchtete am dunklen Himmel?

Ich werde ruhiger, ganz ruhig, und liege so lange Zeit. Dann richte ich den Kopf ein wenig auf, aber um mich nur Finsterniß und die dunklen Körper meiner todten Kameraden. Ich will mich umwenden, irgendwohin kriechen, aber ein wüthender Schmerzanfall läßt mich sofort wieder zurücksinken. Ich drehe den Kopf herum, soweit ich vermag, und drücke die Lippen auf ein kaltes, feuchtes Felsstück — das thut mir wohl, beschwichtigt auch etwas das quälende Durstgefühl.

Wieder läßt der Schmerz nach — ich muß geschlafen haben, denn als ich abermals die Augen aufschlage, ist es dämmerig ringsum.

Dort sind unsere Laufgräben, jetzt erkenne ich sie — ich versuche auf's Neue, mich umzuwälzen — es gelingt, wenn auch mit unsäglicher Pein — ich vermag zu kriechen — verhältnißmäßig schnell geht es den glatten, steilen Abhang hinab — doch vor unserer Brustwehr schwinden mir wieder die Sinne — ich schreie, so laut ich kann, aber es wird nur ein Aechzen — und wieder weiß ich von nichts. —

Als ich erwachte, lag ich auf sauberem Lager in einem unserer Lazarethe zu La Chapelle sous Rougemont. Meine Kameraden hatten doch mein Aechzen gehört und mich dorthin gebracht. Nach langem Krankenlager genas ich unter sorgsamster Pflege, und auch die letzten Nachwehen meiner schweren Verwundung haben sich im Laufe der Jahre verloren.

Der mich behandelnde Arzt sagte mir, als ich endlich so weit war, um aus dem Lazareth in die Heimath transportirt werden zu können: „Danken Sie Gott, daß Sie noch unter den Lebenden sind, denn von Hundert mit einer solchen Wunde, wie Sie, kommt kaum Einer davon. Es war fast ein Wunder."

Und als er so gesprochen, da faltete ich voll Inbrunst die Hände und dankte Gott, und Thränen rannen mir in den Bart.

Otto Behrend.

Das Geschäftsbuch der Giftmischerin. — Verbrecher lieben es bisweilen, über ihre Missethaten Buch zu führen, und häufig schon haben solche Aufzeichnungen, sobald sie in die Hände der Behörden fielen, nicht blos so manchen Schuldigen der strafenden Gerechtigkeit überliefert, sondern auch für Schuldlose üble Folgen nach sich gezogen.

Auch die berüchtigte Voisin, eine Wahrsagerin in Paris, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ihr nichtswürdiges Gewerbe trieb und endlich, als Giftmischerin entlarvt, im Jahre 1680 die große Zahl ihrer Morde auf dem Scheiterhaufen büßte, hatte ein Buch hinterlassen, in welches die Namen aller der Personen eingetragen waren, welche bei der Sibylle, von deren Kunst, Voraussicht und Gefälligkeit das ganze damalige

Paris die höchste Meinung hatte, sich Auskunft und Raths erholt hatten.

Die Wahrsagerin hatte es verstanden, die sich ihr Nahenden auszuforschen und ihre stillen Wünsche auf für sie bequeme Weise zu erfüllen. Zwar hatte bei der Voisin das Beseitigen im Wege stehender Persönlichkeiten durch Beibringung von Gift ein hübsches Stück Geld gekostet, indeß, da damals das Entmündigungsverfahren und Einsperren hindernder Personen in Irrenhäuser noch nicht in Schwang war, so hatte sie großen Zuspruch von Leuten, welche irgend Jemand in aller Stille zu beseitigen wünschten, zumal sie das Vergiften ohne weiteres, direktes Eingreifen der Interessenten ganz auf eigene Faust besorgte.

Entsetzen erfüllte die Kunde vom Auffinden dieses Geschäftsbuches der Voisin in allen Kreisen der Pariser Welt, zumal der König gelobt hatte, den Gerichten bei Verfolgung der Mitschuldigen freien Lauf zu lassen und Niemand zu begnadigen.

Sonach konnte es um jene Zeit für eine Pariserin oder einen Pariser kaum eine größere Bestürzung geben, als wenn es hieß, daß auch ihre Namen im Buche der Voisin enthalten seien.

Es ist selbstredend, daß diese so erklärliche Furcht bei Aengstlichen von Betrügern zu Erpressungen und von Spottvögeln zu anderen Zwecken ausgenutzt wurden, wenn schon es auch Personen geben mochte, welche die Voisin nicht gerade in einer verbrecherischen Absicht besucht hatten.

Unter anderen stand auch der Name einer sehr angesehenen, aber völlig arglosen Dame auf der gefürchteten Liste der Giftmischerin. Ihr eigener Gatte machte der Dame diese Mittheilung und zwar in einem Ton, der ihr wie ein zweischneidiges Schwert in's Herz drang. Die Aermste hielt sich für verloren, jedes Geräusch erschreckte sie; denn ihre erregte Phantasie zauberte ihr jeden Augenblick die Schergen der heiligen Hermandad in allen Gestalten vor, wie sie kamen, sie fortzuschleppen in den Kerker.

So vergingen der Bemitleidenswerthen entsetzliche Tage des Bangens. Da ließ eines Morgens ein Mann sich melden, den ihre Diener nicht kannten und der unbedingt die Frau des Hauses sprechen wollte.

„Sein Name?“ fragte die Zitternde und die Antwort war: „Desgrais!“

Die Dame erbleichte, stürzte zur Thür und verschloß sie in ihrer Todesangst. Dann warf sie sich ihrem Gemahl zu Füßen, umklammerte seine Kniee und flehte ihn an, er möge ihr das Leben retten.

„Es ist ja wahr,“ bekannte sie schluchzend, „ich bin bei der Voisin gewesen, aber nur ein einziges Mal; ich bat sie nur, meine Schönheit und damit Deine Zuneigung mir zu erhalten!“

Der Gatte, gerührt von dem Geständnisse der Unglücklichen, richtete sie auf und suchte sie zu beruhigen; allein der fürchterliche Desgrais stand noch immer draußen, pochte an die Thür und erklärte laut, er lasse sich nicht abweisen. Und den Namen Desgrais fürchtete in jenen Tagen vor Allem das schöne Geschlecht im großen Seinebabel; denn Desgrais war einer der gewandtesten Geheimpolizisten, dem es auf Grund des Buches der Voisin bereits gelungen war, durch List und Verschlagenheit viele schöne Verbrecherinnen abzufangen.

Was war da zu thun? Schon war die beklagenswerthe Frau in ihrer Verzweiflung an's Fenster geeilt, entschlossen, sich lieber hinaus auf das Pflaster zu stürzen, als sich dem fürchterlichen Desgrais zu ergeben. Mit Mühe gelang es dem Gatten, sie davon abzuhalten und die Halbohnmächtige in einen Alkoven zu sperren.

Jetzt schritt er zur Thür, öffnete dieselbe, ließ den Gefürchteten eintreten und fragte nach seinem Begehr. Da überreichte der Mann eine Rechnung und erklärte, er sei vom Diener schon einmal abgewiesen worden, könne aber nicht länger auf Bezahlung warten. Wie von einer drückenden Last befreit, bezahlte der Hausherr sogleich die Rechnung, und der ungestüme Mahner quittirte und unterschrieb mit den Worten: „Desgrais, Mehlhändler.“

So war die Aermste mit dem Schrecken davongekommen.

Anders erging es der Frau Philibert, verwittweten Brunet, welche das Buch der Voisin dem Galgen überlieferte, und deren Schicksal als Spiegel- und Sittenbild des damaligen Paris dienen mag.

Zwei ausgezeichnete Flötisten, Philibert und Cateaux, waren um jene Zeit in ganz Paris und selbst bei Hofe sehr beliebt,

und was ein besonders günstiges Licht auf ihren beiderseitigen Charakter wirft, das war ihre völlige Neidlosigkeit aufeinander und ihre aufrichtige Freundschaft.

Philibert hatte sich auch die Gunst eines reichen Bürgers Namens Brunet in so hohem Maße erworben, daß dieser seine einzige Tochter, ein noch sehr junges, unscheinbares Mädchen, aber einstige Erbin eines bedeutenden Vermögens, mit dem stattlichen Flötenspieler verlobte. Auch Frau Brunet, eine schmucke, angehende Vierzigerin, war nicht blind gegen die Vorzüge ihres künftigen Schwiegersohnes und stellte unwillkürlich Vergleiche an zwischen diesem und ihrem ältlichen, spießbürgerlichen Ehemann, die natürlich sehr zu Ungunsten des Letzteren ausschlugen. Nun verglich sie auch ihre eigene werthe und lebenslustige Person mit ihrer blassen, kaum erwachsenen und unbeholfenen Tochter, und dieser Vergleich fiel zu ihren Gunsten aus. Dann schloß sie sehr richtig, daß Philibert's Neigung weniger der Tochter, als der großen Erbschaft Brunet's galt. Räumte sie diesen Magnet und ihren Gatten hinweg, so mußte Philibert, daran zweifelte sie nicht, ihr selbst seine Zuneigung zuwenden. Madame Brunet machte deshalb insgeheim der Voisin ihren Besuch und erkundigte sich bei derselben, wann wohl ihr lieber Gatte das Zeitliche segnen würde? Die Sibylle lächelte bedeutsam, und schon nach wenigen Wochen weilte Herr Brunet nicht mehr unter den Lebenden; ein „Schlagfluß" hatte ihn hinweggerafft. Philibert bezeigte seine Theilnahme an dem plötzlichen Tode Brunet's, bemerkte jedoch, so oft er das Trauerhaus betrat und von der Braut redete, eine sonderbare Kälte im Benehmen der Wittwe, andererseits entgingen ihm deren Seufzer und bestrickende Blicke nicht. Er sann nach über die befremdliche Erscheinung im Betragen der künftigen Schwiegermutter, und bald fand er eine ihrer gefälligen Vertrauten, welche ihm das Räthsel löste und ihm erklärte, wie sich die Verhältnisse des Hauses Brunet geändert hätten. Jetzt, bemerkt die Vermittlerin, seien zwei heirathsfähige Damen im Hause vorhanden, und die gute bürgerliche Sitte gebiete ihm, der Erwachsenen und nicht dem Kinde die Hand zu reichen.

Nichts konnte Philibert, dessen Auge stets mit Wohlgefallen auf der Mutter geruht, erwünschter kommen, als diese Eröffnung,

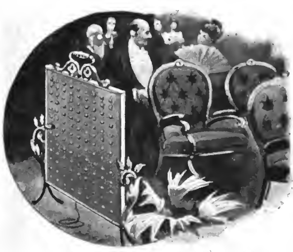
und mit diesem Tausche überaus zufrieden, heirathete er die lebenslustige Wittwe, während die blasse Tochter in einem Kloster Aufnahme fand.

Das Philibert'sche Ehepaar lebte nun mehrere Jahre fröhlich und wohlgemuth in Wohlstand und Ueberfluß, als plötzlich das Buch der Voisin ihrem Wohlleben ein schnelles Ende bereitete. In diesem verhängnißvollen Buche fand man nämlich auch den Namen „Madame Brunet" verzeichnet, und das genügte, gegen Letztere die gerichtliche Untersuchung einzuleiten. Sie wurde überführt, die Voisin zur Vergiftung ihres ersten Gatten bewogen zu haben, und büßte ihr Verbrechen am Galgen. Aber auch Philibert selbst vermochte die Gunst des Königs nicht vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht zu schützen. Seine Freunde fürchteten für sein Leben und riethen zur Flucht, da ihn der König infolge seines Gelübdes im Falle seiner Verurtheilung nicht begnadigen könne. Philibert's Freund, Cateaux, erbot sich sogar, ihn auf seiner Flucht zu begleiten und stellte ihm vor, daß sie Beide durch ihre Kunst im Auslande reichen Erwerb finden würden. Allein Philibert beharrte im Bewußtsein seiner Unschuld darauf, dem Rechte seinen Lauf zu lassen. Und er täuschte sich nicht! Sein Prozeß endete mit einer völligen Freisprechung.

Indeß mag, wenn schon Philibert mit dem Leben davonkam, doch neben vielen Schuldigen auch mancher Unschuldige ein Opfer jenes peinlichen Tribunals, der berüchtigten Chambre ardente, welches das Giftmischergezücht so ziemlich ausrottete, geworden sein, das aus der Schule einer Marquise de Brinvilliers und der Wahrsagerin und Giftmischerin Voisin hervorgegangen war. E. K.

Neue Erfindungen: I. Elektrischer Heizapparat. Nach dem jetzt vollständig entschiedenen Siege des elektrischen Lichtes ist die Verdrängung des Ofens durch elektrische Heizapparate nur noch eine Frage der Zeit. Der Technik wird es gelingen, die jetzt noch vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Bereits liegen zahlreiche, zum Theil wohlgelungene Versuche in dieser Richtung vor. Einer der interessantesten derselben ist ein elektrischer Wärmestrahler, der in einigen öffentlichen Lokalen Londons in Gebrauch ist und sich angeblich gut bewährt hat. Dieser Wärmeapparat hat die Form eines Ofenschirms und ist mit der

elektrischen Beleuchtungsanlage des Hauses verbunden. Zwischen den beiden Wänden des Apparates liegen Drähte, welche dem sie durchlaufenden elektrischen Strome einen bedeutenden Widerstand entgegensetzen und so seine Umwandlung in Wärme verursachen. Die beiden Flächen des Apparates strahlen dieselbe in den umgebenden Raum aus. Eine besondere Vorrichtung dient außerdem dazu, die Temperatur je nach Belieben zu steigern oder zu vermindern. Leider haben



Elektrischer Wärmestrahler.

diese elektrischen Heizapparate bisher noch immer den Fehler, daß sie zu theuer, also dem großen Publikum nicht zugänglich sind, sondern vorläufig nur in den vornehmen Salons und Klubräumen ihre Wirksamkeit entfalten können. Doch kann auch in dieser Hinsicht schon jeder Tag eine Aenderung bringen, und tausend Köpfe und Hände sind an der Arbeit. — II. Unter dem Namen **Patentleuchter** wird von einer Wiener Firma obenstehend abgebildetes praktisches



Hausgeräth in den Handel gebracht. Der in Deutschland und Oesterreich-Ungarn patentirte Leuchter besitzt einen verschiebbaren Teller und vier Klammerhebel, die zur Aufnahme der Lichter geöffnet werden. Behufs Einstecken der Kerze in den Patentleuchter legt man eine Hand auf den Teller, zieht mit der anderen Hand die runde Scheibe nach oben, bis die vier Hebel senkrechte Lage haben. Nun setzt man die Kerze auf die in der Mitte der Scheibe befindlichen vier Spitzen und drückt die Scheibe kräftig nach unten. Vorstehende Abbildung veranschaulicht den Patentleuchter als Kerzensparer im Gebrauche von kleinen Stücken Kerzen. Natürlich kann hier jede Kerze von beliebiger Stärke zur Verwendung kommen.

Unvermuthetes Wiedersehen. — Ein französischer Stabsoffizier war 1813 in russische Gefangenschaft gerathen, und befand sich als Kriegsgefangener in Riga. Er wurde dort keineswegs hart behandelt und genoß vielmehr, als Mann von Geist und Bildung, manche Auszeichnung. Er hatte in den ersten Häusern, und vorzüglich bei den dortigen vornehmsten Militärpersonen, Zutritt. Einst frühstückte er bei einem der Letzteren. Da sagte ihm sein Wirth: „Wissen Sie schon die Neuigkeit, daß der General Vandamme gefangen, und auf dem Transport nach Moskau ist?"

Der französische Offizier bezweifelte diese Nachricht, und als der Russe bei seiner Versicherung blieb, sagte er: „Der General Vandamme ist ein Mann, der sich, so viel ich ihn kenne, schlechterdings nicht gefangen nehmen läßt. Es ist gewiß ein Mißverständniß und — Ihr Wort in Ehren — ich werde es nicht eher glauben, als bis ich ihn als Gefangenen mit meinen eigenen Augen sehe."

Der Russe schwieg und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände.

Am folgenden Morgen stand eine Kibitke vor des Franzosen Thür; ein Kosakenoffizier forderte ihn auf, in solche zu steigen, und er mußte gehorchen, so wenig er auch den Grund einer so schnellen Abreise errathen konnte.

Unter der Begleitung dieses Kosaken ging es so schnell als möglich nach Moskau, zu welcher Reise man immerhin dreizehn Tage brauchte. Hier fuhr man vor dem Hause des Gouverneurs

vor. Der Offizier mußte aussteigen, und der Kosak brachte ihn zum Gouverneur, indem er diesem zugleich einen Brief überreichte.

Der Gouverneur sprach keine Silbe mit dem Franzosen und sagte nur einige russische Worte zu einem Adjutanten, der sich darauf entfernte. Nach dessen Rückkehr aber winkte der Gouverneur dem Franzosen, ihm zu folgen und trat mit demselben in ein Nebenzimmer. Dort stand General Vandamme. Der französische Offizier wollte auf den General zueilen, aber der Gouverneur rief ihm zu: „Kein Wort! Sie haben ihn nur zu sehen, aber nicht zu sprechen verlangt. Ihr Wunsch ist erfüllt!"

Der Franzose mußte sich entfernen, gleich wieder in die Kibitke steigen, und wurde auf die nämliche Weise nach Riga zurückgebracht. C. T.

Wie ein Wörterbuch entsteht. — In Gotha starb dieser Tage Dr. K. Georges, der bekannte Verfasser vieler weitverbreiteter Wörterbücher, in hohem Alter. Dies gibt uns Veranlassung, auf obige Frage etwas eingehender zu sprechen zu kommen. Kaum gibt es heute einen Menschen in nur einigermaßen gebildeten Kreisen, der nicht aus eigener Erfahrung wüßte, welch' ein wichtiges Ding ein Wörterbuch ist, und wie schon die kleinen Kinder, die den Unterricht in fremden Sprachen genießen, sich mit diesem Hilfsmittel abquälen müssen. Nur wenige Menschen aber haben einen Begriff davon, welche Arbeit nöthig ist, um ein Wörterbuch herzustellen. Nicht Monate oder Jahre, nein Jahrzehnte, und zwar die besten eines Menschenlebens, nimmt eine solche in Anspruch. Fünfzehn Jahre, bei täglich sechzehnstündiger Arbeitszeit, hat der französische Gelehrte Littré gebraucht, um sein berühmtes Wörterbuch der französischen Sprache zu Stande zu bringen. Dabei wurde er durch tüchtige Mitarbeiter unterstützt. Ohne solche wäre ein Werk, wie ein großes Wörterbuch, überhaupt nicht herzustellen. Wollte ein einzelner Mann die gesammte Arbeit allein leisten, so würde wahrscheinlich die Arbeitskraft seines gesammten Lebens nicht für das Unternehmen ausreichen.

Nehmen wir, um dem Leser die Sache recht klar zu machen, an, daß ein neues Wörterbuch der deutschen Sprache von einem

Gelehrten bearbeitet werden soll. Es wird mehr als einen Leser geben, der da glaubt, aus den bereits vorhandenen Wörterbüchern ließe sich leicht ein neues Werk herstellen. Das geht aber nicht. Jede lebende Sprache ist in einer beständigen Umbildung, in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen, und selbst das, was von historischen Wörtern der Sprache in den vorhandenen Lehrbüchern aufgesammelt und erklärt ist, ist heute nicht mehr giltig, entweder durch die Forschung als unrichtig verworfen oder anders erklärt worden. Da dem Gelehrten, der das neue Wörterbuch schreibt, auch daran liegen wird, etwas Besseres zu bieten, als seine Vorgänger, da er gleichzeitig etwas Neues und Eigenartiges schaffen will, kann er nicht ohne Weiteres eines der vorhandenen Wörterbücher sich zum Muster nehmen, und die Grundidee desselben als Richtschnur betrachten. Er wird gezwungen sein, ein neues Verzeichniß der einzelnen Wörter, selbst derjenigen, die aus vergangenen Jahrhunderten stammen, heute zwar veraltet sind, aber doch noch in älteren Schriftstücken oder Büchern vorkommen, zu sammeln und ihre Bedeutung zu erklären. Er wird ebenso die Wörter, welche für den allgemeinen Tagesbedarf in der Sprache benützt werden, feststellen, und sie auf ihr Entstehen und ihre Entwickelung hin prüfen müssen. Er muß selbst die neuesten Produkte der Sprachentwickelung, gewissermaßen die allerneuesten Blüthen vom Baume der Sprache, sammeln und darf auch vor vulgären Ausdrücken nicht zurückschrecken. Er muß Rücksicht auf die verschiedenen Dialekte nehmen, er darf die Technologie mit ihren zahlreichen Ausdrücken nicht vergessen, und um diese Sammlung der verschiedenen Wörter herzustellen, müssen viele hundert Bände deutscher Bücher, vom Nibelungenliede an bis zum Werk des modernsten Schriftstellers, Wort für Wort durchgelesen werden. Dazu kommen die Hunderte von Bänden, die sich auf Spezialwissenschaften beziehen. Auch diese müssen durchstöbert und jedes Wort, das darin vorkommt, auf einen besonderen Zettel geschrieben werden. Auf dem Zettel ist der Name des Buches, die Seite und Zeile zu vermerken, in welchen das Wort steht. Auch muß, falls das Wort etwa in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, dies stets auf dem Zettel vermerkt werden. Man denke nur an das Wort Kraft

und welch' verschiedene Bedeutungen dasselbe in einem juristischen, in einem physikalischen, in einem chemischen, in einem philosophischen, in einem medizinischen, in einem naturwissenschaftlichen Werke hat. Es kommt dann das Heer der Wörter, welche durch die Zusammensetzung gebildet werden. Man denke nur an die Unterschiede in der Bedeutung der Zusammensetzungen: Gesetzeskraft, Triebkraft, Körperkraft, Geisteskraft, Druckkraft u. s. w. Für das Aufsuchen und Niederschreiben dieser einzelnen Worte auf Zettel muß der Verfasser des Wörterbuches mindestens ein Dutzend Gehilfen haben, welche die nöthige Bildung besitzen und sehr gewissenhaft arbeiten. Diese Mitarbeiter haben an dem sorgfältigen Durchlesen der Bücher und an dem Niederschreiben der Wörter, sowie an der Bezeichnung der Stellen, an denen sie in den Büchern stehen, mindestens zwei Jahre zu thun. Ist das Aufsuchen und Niederschreiben der Worte beendet, so sind 600,000 bis 800,000 Zettel vorhanden, welche, zuerst im Groben, alphabetisch geordnet werden müssen. Dieses Sortiren im Groben nimmt eine Zeit von mehreren Wochen in Anspruch. Dann beginnt innerhalb jedes Buchstabens das feine Sortiren in alphabetischer Reihenfolge. Nach diesem zweiten Sortiren ist das Rohmaterial für die Herstellung des Wörterbuches geschaffen. Die Zettel werden in besonderen Kästen sorgsam aufgestapelt und an einem feuersicheren Orte verwahrt.

Der Gelehrte nimmt nun die ersten Zettel des Buchstabens A und schreibt zu jedem Wort seine Erläuterungen, seine Ansichten, die Resultate seiner Forschung. Er muß im Laufe der Jahre bereits eine Menge Material aufgesammelt haben, oder jetzt noch zahlreiche gelehrte Werke zu Rathe ziehen, in den Bibliotheken arbeiten, alte Manuskripte in den Archiven durchforschen und vielleicht Reisen unternehmen, nur um sich davon zu überzeugen, daß in einem alten Dokument wirklich ein altes Wort in einem bestimmten Sinne zu lesen steht. Manche Wörter sind in wenigen Minuten abgefertigt, andere erfordern die Arbeit von Wochen, ja von Monaten.

Das Manuskript geht nach der Druckerei, und die Korrekturabzüge kommen an den Verfasser zurück. Die Korrektur muß auf das Sorgfältigste gelesen werden, nicht nur in Bezug auf



Druckfehler, sondern auch auf geringe Kleinigkeiten, wie Accente, Interpunktionszeichen, besondere Abkürzungen, die in dem Lexikon angewendet werden, um Zeit zu sparen u. s. w. Er liest dann noch eine zweite und eine dritte Korrektur und, während er unterdessen rüstig weiter an dem Werke schafft, die Revisionsbogen. Gewöhnlich läßt der Verleger ein solches neues Lexikon lieferungsweise erscheinen, um die Anschaffung zu erleichtern, und wenn die ersten Lieferungen durch die Kolportage und den Buchhandel in die Hände des Publikums kommen, steckt der Gelehrte noch mitten drin in der Arbeit und weiß, daß er sich noch jahrelang mühen und plagen muß, um das Werk zu vollenden.

Sehen wir z. B. die Statistik Littré's an, dessen wir schon im Anfang Erwähnung thaten. Der Anfang seines Manuskriptes wurde am 27. September 1859 in die Druckerei befördert, der Schluß am 4. Juli 1872. Das Manuskript umfaßt, abgesehen von den Nachträgen, 415,636 Blätter, die Zahl der Korrekturabzüge belief sich auf 2242, die Zusätze darauf machten 292 dreispaltige Seiten aus. Dreizehn Jahre und zwei Monate dauerte die Arbeit der Druckerei, und nach im Ganzen fünfzehnjähriger Thätigkeit konnte der Gelehrte sein Werk erscheinen lassen. Dabei wurde dieser Erfolg nur erreicht durch die riesenhafte Arbeitskraft Littré's, durch seine unermüdliche Thätigkeit, bei welcher er sich kaum Zeit für die Mahlzeiten und nur wenige Stunden für den Schlaf gestattete.

Der Verleger aber, der solch' ein Werk übernimmt, wendet ein nicht unbedeutendes, oft in die Hunderttausende gehendes Kapital dafür auf. Die Sache ist um so riskanter, als man nie im Voraus bestimmen kann, ob ein solches Werk auch im Publikum den nöthigen Anklang finden wird. Die Gefahr ist vorhanden, daß die Theilnahme des Publikums eine so geringe ist, daß nicht einmal die Selbstkosten des Verlegers bei dem Werke herauskommen. Und doch gibt es immer fleißige Gelehrte und unternehmende Buchhändler, welche den besten Theil ihres Lebens und ihres Kapitals dazu aufwenden, um ein solches Werk zum Nutzen des Publikums zu schaffen. O. Kl.

Künstlerehrgeiz. — Als der Violinist Michel Richard de Lalande den Komponisten Lully um eine Stelle im Orchester der

Großen Oper gebeten hatte und abschlägig beschieden worden war, zerbrach er in heller Wuth seine Geige und schwur, nie wieder eine anzurühren. Von da an spielte er nur noch Orgel und Klavier, obgleich er erst 20 Jahre zählte. Pierre Lagrave hatte mit 18 Jahren den ersten Kompositionspreis am Konservatorium zu Paris davongetragen, er bewarb sich darauf mit einer von ihm komponirten Kantate um den sogenannten „Römerpreis". Als ihm jedoch am 12. Juli 1832 der Preis nicht zuerkannt wurde, fiel er ohnmächtig zu Boden und verschied drei Stunden darauf. Als der Maler Annibale Caracci für ein Gemälde, an dem er sieben Jahre lang gearbeitet hatte, nur 500 Goldthaler erhielt, berührte er den Pinsel nicht mehr und starb aus Gram. Rosso vergiftete sich aus Neid auf seinen Nebenbuhler, den Maler Francesco Primaticcio. Cantarini vergiftete sich, weil ein von ihm gemaltes Bild des Herzogs von Mantua nicht getroffen sein sollte. Joost van Cleef wurde wahnsinnig, weil Philipp von Spanien die Gemälde des Tizian den seinen vorzog. D.

Ein Ball in einem Minenhotel. — An Orten, in denen die Damenwelt stark vertreten ist, hält es nicht schwer, einen Ball zu arrangiren, etwas kritischer gestaltet sich jedoch die Sache in den Minendistrikten des „wilden Westens", in denen das „schöne Geschlecht" nur höchst spärlich vorkommt, und doch will auch die dortige männliche Bevölkerung den Tanz nicht ganz entbehren.

An der Santa Fé-Eisenbahn, welche die im Süden Kaliforniens gelegene Mojavewüste durchschneidet, liegt in öder, aber äußerst erzreicher Gegend das Städtchen Daggett, welches fast nur aus einer bergmännischen Bewohnerschaft besteht. Zu der Zeit, als ich mich an jenem Platze befand, lebten daselbst etwa 300 Personen, darunter jedoch nicht mehr als drei weibliche Wesen. Mit einem so geringen Damenbestande ein Ballfest in Scene zu setzen, war entschieden kein leichtes Unternehmen, der Gastwirth sollte aber durchaus ein solches zu Stande bringen, sonst würde, wie die Leute sich offen aussprachen, Niemand mehr einen Schluck Whisky bei ihm trinken. Diese Drohung hatte den Erfolg, daß der Wirth sein Hirn übermenschlich anstrengte, und daß dieses ihm



alsbald einen Gedanken eingab, wie er dem fühlbaren Mangel an tanzbaren Schönen abzuhelfen vermöge. In den vier nächsten Bahnstationen, die hier nur in Betracht kommen konnten, gab es nach genau angestellten Nachforschungen im Ganzen siebenzehn weibliche Wesen zwischen fünfzehn und achtundfünfzig Jahren, die aber alle nicht abgeneigt waren, das Tanzbein zu schwingen, falls man für ihren Transport nach Daggett Sorge trug. Die Bahnzüge liefen zu Tageszeiten, in denen man nicht fahren mochte, es mußte somit anderweitiger Rath geschafft werden, um der holden Nachbarschaft habhaft zu werden.

Einmal im Besitz des Namenregisters nebst bündiger Zusage machte die Beförderungsart dem findigen Amerikaner keinen weiteren Kummer. Er engagirte sechzehn stämmige Bergleute und besetzte mit diesen vier ihm von der Bahnverwaltung zur Verfügung gestellte Draisinen, die er zur rechten Zeit nach den betreffenden Orten entsandte.

Der große Speisesaal des Gasthauses ward ausgeräumt, nachdem für die Musik aus einigen zusammengerückten Tischen eine Bühne gebildet worden, und zur Ausschmückung benutzte man, da es völlig an Grün gebrach, Erze, aus denen in einzelnen Nischen ganz kunstvolle Pyramiden errichtet waren, während ein Riesensternenbanner von der Höhe der Decke herabwehte.

Um sieben Uhr Abends sollte der Ball beginnen und schon eine Stunde vorher war das Lokal so dicht besetzt, daß fast kein Apfel zur Erde fallen konnte. Die Zeit bis dahin ward nicht vertrödelt, man trank sich vielmehr in Erwartung der fremden Schönen die nöthige Begeisterung an, und der Wirth nebst seinen Bediensteten hatten nicht Hände genug, um die Whiskygläser von Neuem zu füllen.

Kurz vor der bestimmten Stunde trafen die mit Damen besetzten Draisinen eine nach der anderen ein. Um die Zeit nicht zu versäumen, hatten die in wildwestlicher Balltoilette steckenden Damen, da den engagirten Männern die Arbeit zu schwer wurde, es sich nicht nehmen lassen, rüstig mit an dem Schwengel zu helfen, was natürlich zur Folge hatte, daß die Wägelchen in den Bahnhof sausten, als wäre eine Lokomotive davor gespannt. Die Kapelle, welche aus einem ehemaligen Potsdamer Husarentrompeter, einem schottischen Dudelsackspfeifer, einem

italienischen Violinisten und einem belgischen Kirchthurmwächter als Posaunenbläser bestand, hatte Posto vor dem Hotel gefaßt, um die in geschlossener Phalanx anrückenden Tänzerinnen, von denen einzelne wohl schon Großmütter sein mochten, mit einem rührenden Tusch zu empfangen, welcher sich durch eine gewisse Dissonanz auszeichnete, kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Leutchen das erste Mal in ihrem Leben zusammenspielten und sich ohne den Taktirstock eines Dirigenten behelfen mußten.

Gleich darauf begann der Jubel im Ballsaal, und munter drehten sich die Paare im Kreise, obwohl von einer Melodie in dem edlen Quartett nicht viel die Rede war. Wenn der Saal auch eine Menge Personen faßte, so war doch die Mehrzahl der Theilnehmer gezwungen, in den andern Gasträumen sich aufzuhalten und dort dem Gläschen zuzusprechen, was denn auch in ausgiebigster Weise geschah. Was bei solcher Gelegenheit getrunken wird, davon kann man sich schwer eine Vorstellung machen. Der Wirth hatte an diesem Ballabend, der freilich bis sieben Uhr früh dauerte, eine Einnahme von rund 800 Dollars, etwas über 3200 Mark, nur aus dem verzechten Whisky allein; es hatte somit jede der anwesenden Personen, deren Zahl etwa 400 betragen mochte, im Durchschnitt zwei Dollars verkneipt. Die Folgen nach dieser Seite hin blieben denn auch nicht aus, fast die Hälfte der männlichen Besucher hatte ein achtbares Räuschchen auszuschlafen, und ganze Reihen derselben fand man am Morgen in unmittelbarer Nähe des Gasthofes auf dem Boden ausgestreckt, da ihre Beine sie nicht mehr bis zu ihrer Behausung hatten tragen wollen. Auch die Damen, an welche ja in Anbetracht ihrer geringen Zahl betreffs des Tanzens die bedeutendsten Anforderungen gestellt worden waren, hatten der Stärkung durch alkoholhaltige Stoffe in so reichlichem Maße bedurft, daß der Wirth mehrere Fremdenzimmer ihnen zur Disposition stellen mußte, um sie für die Rückreise zu befähigen.

Das Fest endigte zur allgemeinsten Zufriedenheit, nur für mich war es fatal, da ich, über dem Tanzsaal logirend, Nachts kein Auge zu schließen vermochte. O. v. Briesen.

Unangenehme Brüderschaft. — Der berühmte Peter v. Cornelius (1825 bis 1840 Direktor der Münchener Malerakademie)

liebte es, ab und zu in kleinen Weinkneipen zu verkehren, wobei er hin und wieder auch einmal ein Glas über Durst trank. Eines Tages trat ihm auf offener Straße eine recht verkommen aussehende Persönlichkeit entgegen, schlug ihm vertraulich auf die Schulter und rief: „Grüß di Gott, Bruderherz."

Meister Cornelius schaute den Burschen höchst verwundert an; der aber fuhr fort:

„No, kennst mi nimmer, oder willst nit wiss'n, daß wir Zwoa letzthin spät in der Nacht bei der ‚Gold'nen Leberwurst' Du auf Du trunk'n hab'n?"

Da der Meister das angegebene Lokal in Wirklichkeit öfter besuchte und nicht dafür bürgen konnte, daß sich das bezeichnete Ereigniß nicht in der That einmal bei gehobener Stimmung zugetragen hatte, so wagte er nicht, den so plötzlich entdeckten Duzbruder so ohne Weiteres abzuweisen; er kam aber auf einen rettenden Gedanken. Er blickte sich um und fand, daß ganz in der Nähe ebenfalls eine Weinstube lag. „Komm, trinken wir noch ein Glas!" sagte er zu seinem Trinkgefährten, der sich das nicht zweimal sagen ließ. Cornelius bestellte eine Flasche Wein mit zwei Gläsern und bezahlte. Dann schenkte er ein und fragte sein Gegenüber: „Ist es auch wirklich wahr, daß wir 'mal auf Du und Du getrunken haben?"

„Bei meiner Seele, Bruderherz," betheuerte der Andere.

„Na, so stoßen wir jetzt noch einmal an und trinken uns wieder auf Sie und Sie zurück!" —

Er berührte das Glas seines Gegenüber, leerte dann mit der ernstesten Miene das seinige, machte vor dem ehemaligen Duzbruder eine Verbeugung und verließ gemessenen Schrittes das Lokal. E. K.

Ein zu Ehren gekommener Rohstoff. — Wie die riesenhaft fortschreitende Industrie der Neuzeit gewisse, bisher mißachtete Produkte der Natur binnen kurzer Zeit zu werthvollen Gebrauchsartikeln machen kann, dafür gibt es kaum ein lehrreicheres Beispiel, als den Torf. Noch vor nicht langer Zeit bedeutete ein Torfmoor dem Grundbesitzer nichts weiter als einen Verlust an Boden, und das mit Recht. Denn das über dem Torf wachsende Wiesengras ist so sauer, daß es fast nie verfüttert werden kann

und höchstens zur Streu zu gebrauchen ist; das aus dem getrockneten Torf gewonnene Brennmaterial aber ist der Steinkohle gegenüber so geringwerthig, daß es kaum die Kosten der Gewinnung deckt.

Wie sich das nun in wenig Jahren plötzlich geändert hat, mag hier in kurzen Andeutungen erzählt werden. Zuerst war es die auffangende Kraft des Torfes, welche man schätzen lernte. Der getrocknete und dann durch einfache Maschinen zerriebene Torf ist von so großer Aufnahmefähigkeit für Flüssigkeiten, daß er, in Stallungen gestreut, ein weit vorzüglicheres und wohlfeileres Streumittel gibt, als Heu oder Stroh. Außerdem werden im Torfmull die Fäkalien des Viehes so gut festgehalten, daß es kaum ein besseres und billigeres Düngemittel für den Landmann gibt, als diese Torfstreu. Auch die Abgangsstoffe menschlicher Wohnungen, besonders die Fäkalien großer Städte, können nicht besser und gesundheitszuträglicher gebunden und entfernt werden, als durch die Vermischung mit Torfmull, welches sie nicht nur schnell geruchlos macht, sondern auch alle darin befindlichen Krankheitserreger tödtet. Für die Landwirthschaft sind diese in Torfstreu gebundenen Dungstoffe so werthvoll, daß in landwirthschaftlichen Fachblättern bereits in Vorschlag gebracht wurde, doch die Klosetanlagen der unzähligen Bahnhöfe des Landes mit Torfmull zu desinfiziren und die Abfuhr gegen Entgelt den benachbarten Landwirthen zu überlassen.

Auch im Auslande werden diese Vortheile der Torfdesinfektion bereits von der Wissenschaft anerkannt; so erklärte sich der englische Hygieniker Dr. Viv. Poore energisch gegen die neuerdings oft empfohlene Schwemmkanalisation und empfahl dagegen das Unschädlichmachen der Abfallstoffe durch Torf. Der Landwirth Vibrans-Wendhausen sieht in der Verwendung der Torfstreu in Ställen das einzige Mittel, der Maul- und Klauenseuche unter dem Vieh entgegenzuwirken und hat bei einer verbreiteten Seuche seinen Stall nur dadurch gesund erhalten.

Die Landwirthschaft hat aber bereits noch andere Vorzüge des Torfmulls entdeckt. Die künstlichen Dungsalze, welche bei feuchtem Wetter sich zusammenballen und nicht ausgestreut werden können, sollen durch einen Zusatz von wenigen Prozenten Torf-

streu selbst bei dem schlechtesten Wetter trocken bleiben, wie Versuche beweisen. Geradezu unentbehrlich ist der Torf auch als Verpackungs- und als Wärmeisolirungsmittel geworden. Elastischer als Stroh, Holzwolle u. s. w. gewährt der Torfmull den zu versendenden Flaschen den sichersten Schutz. Vermöge seiner desinfizirenden Wirkung bewährt er sich ausgezeichnet als Konservirungsmittel für alle möglichen Nahrungsstoffe. Fleisch, in Torfstreu verpackt, wird eher vertrocknen, als daß es fault. Fische wurden in Torfpackung von Triest nach Kopenhagen gesandt und kamen tadellos an. Das Faulen der Eier, das Keimen der Rüben und Kartoffeln verhindert im Frühjahr einzig die Torfstreu, welche auch zum Versenden von Früchten, Trauben besonders gute Dienste leistet. Als einer der schlechtesten Wärmeleiter ist der Torf endlich in den Wänden der Eiskeller, Kühlspinden u. s. w. von vorzüglicher Wirkung. Eine Cementtonne voll Eis, mit Torfstreu beschüttet, hält sich acht Tage lang.

Die mechanische Industrie fertigt aus dem Torfe seit einigen Jahren die überraschendsten Dinge. O. Jäger hat ein Verfahren erfunden, durch die Vermischung von Ziegellehm mit Torfmull poröse Backsteine zu verfertigen, welche bei großer Festigkeit durch ihre Luftdurchlässigkeit und Trockenwirkung von hoher hygienischer Bedeutung sind. In Oldenburg und Schweden bestehen Aktiengesellschaften, welche aus den elastischen Torffasern Gewebe und Teppiche erzeugen, während die riesige Papierindustrie der Gegenwart das neuentdeckte Material für Torfpapier und Torftapeten ausbeutet. Ja sogar die Zündholzindustrie, welche allein in Europa jährlich über 50 Millionen Mark umsetzt und ganze Wälder ruinirt, beginnt anstatt des Holzes allmälig den Torf zu benutzen. Es ist nämlich möglich, unter starkem Drucke aus Torfmasse Stäbchen von genügender Haltbarkeit zu pressen, welche, mit Zündmasse versehen, den Holzstäbchen sogar durch ihre leichtere Brennbarkeit überlegen sind.

Endlich dürfen wir nicht der chemischen Industrie vergessen. Diese versteht es in der neueren Zeit, dem Torf im großen Maßstabe durch sogenannte „trockene Destillation“ zahlreiche Bestandtheile abzugewinnen. Zunächst gewinnt man dabei Torfgas, das zum Heizen und Leuchten, je nach seiner Behandlung, ge-

eignet ist; dann aber zahlreiche Nebenprodukte, wie Theer, Paraffin oder Solaröl. Wie aus Holz, so weiß man auch aus Torf Essig zu bereiten, und endlich hat man neuerdings auch Spiritus aus Torf zu erzeugen gelernt. Schon vor langer Zeit wurden in Frankreich Versuche angestellt, die Cellulose des Holzes in Alkohol zu verwandeln, doch gestaltete sich das Verfahren zu schwierig, um Gewinn zu bringen. Nun ist es mit der leichter verwandelbaren Torffaser wieder aufgenommen worden und zwar mit so ausgezeichnetem Erfolge, daß 1000 Kilogramm rohen Torfes, so wie er aus dem Moor gestochen wird, reichlich so viel Alkohol ergeben, als 500 Kilogramm Kartoffeln. Da aber der Preis des Torfes viel niedriger ist, als der der Kartoffeln, so dürfte der Torf in der Fuselfabrikation bald die Kartoffel verdrängen und vielleicht der „Torfschnaps" nur noch eine Frage der Zeit sein.

W. V.

Die blutige Guillotine. — Am 6. Mai 1793 richtete der Prokurator der Gemeinde Paris, Chaumette, folgenden Brief an den Präsidenten des Direktoriums des Departements der Seine: „Es ist mir ein Mißbrauch gemeldet worden, wegen dessen ich Eure Aufmerksamkeit und Eure Menschlichkeit anrufe. Nach den öffentlichen Vollstreckungen der Todesurtheile bleibt das Blut der Hingerichteten auf der Stelle, wo es vergossen worden ist. Hunde kommen, um es zu lecken, eine Menge Menschen weiden ihre Augen an diesem Schauspiele, welches die Seele zur Rohheit führt. Leute von sanfterer Gemüthsart, deren Gesicht schwach ist, beschweren sich darüber, daß sie, ohne es zu wollen, im Menschenblute gehen müssen. Ihr empfindet, wie sehr ein derartiger Unfug verdient, schleunigst abgestellt zu werden. Ich habe schon den Vollstrecker der Todesurtheile vor mich bescheiden lassen; er hat mich versichert, daß er keinen Vorwurf verdiene, da er nach dem Wortlaute des Gesetzes nur mit der Vollstreckung und nicht mit dem, was darauf folgt, zu thun hat. Da also Ihr es seid, der mit dem, was das Errichten, das Ausbessern der Maschine betrifft, welche den Urtheilen der Kriminaltribunale dient, beauftragt ist, bitte ich Euch, dem darüber gesetzten Zimmermann zu befehlen, es so einzurichten, daß keine Spur von dem vergossenen Blute nach einer Hinrichtung zurückbleibt. Ich verlasse mich auf Eure



Liebe zur Ordnung und zur guten Sitte." — Später wurde ein Kanal angelegt, um das Blut der Opfer geradenwegs in die Seine zu leiten, und vier Männer mit der Instandhaltung dieser entsetzlichen Schleuse beauftragt. D.

Der Philosoph und der Fährmann. — Der englische Philosoph Bearnes bestieg einst ein Boot, um über einen Strom zu fahren. Während der Ueberfahrt fragte er den Fährmann, ob er Arithmetik verstände.

„Arithmetik? Nein, davon habe ich noch gar nichts gehört," war die Antwort.

Bearnes entgegnete: „Es thut mir leid um Euch, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren."

Wenige Minuten später fragte er wieder: „Versteht Ihr denn etwas von der Mathematik?"

Der Fährmann lachte und sagte: „Nein!"

„Ach," rief Bearnes, „dann ist ein zweites Viertel Eures Lebens verloren! — Astronomie aber versteht Ihr doch wenigstens?"

„Nein, Herr!" antwortete der Fährmann.

„Nun, so ist ein drittes Viertel Eures Lebens verloren!"

Gerade in diesem Augenblick stieß das Boot auf eine Felsspitze und begann zu sinken. Der Fährmann warf seinen Rock ab und fragte den Philosophen: „Könnt Ihr schwimmen?"

„Nein!" rief Bearnes in großer Angst.

„Nun, so setzt Euch schnell auf meinen Rücken," sagte der Fährmann, „sonst sind alle vier Viertel Eures Lebens verloren!"

E. T.

Die reichste Frau. — Die reichste Frau der Welt, deren Vermögen auf etwa 800 Millionen Mark geschätzt wird, dürfte die chilenische Señora Isidora Cousino sein. Ihre Heimath ist Santiago in Chile und ihr kolossaler Reichthum ist das Resultat der Verbindung der beiden reichsten altchilenischen Familien, deren einzige Repräsentanten Isidora und ihr verstorbener Gatte waren. Der Name stirbt mit der Wittwe aus, da sie nur zwei, noch im jugendlichen Alter stehende Töchter hat. Señora Cousino, die einstmals von großer Schönheit gewesen, versteht es, nicht nur in der Gesellschaft das Scepter zu schwingen, sondern

sie besitzt auch eine kaufmännische Befähigung, die ihrem Reichthum gewachsen ist, und wenn sie gleich das Geld wie ein Märchenprinz ausgibt, so weiß sie doch ihr Vermögen zu wahren und zu mehren. Ihr Besitz besteht in Silber-, Kupfer- und Kohleuminen, in zahllosen Viehheerden, ausgedehntem Ackerland und Weinbergen, in Grundeigenthum in Santiago und Valparaiso, in Eisenbahnen und in einer Flotte von Ozeandampfern. Man sagt, daß ihre Kohlenminen allein ein monatliches Einkommen von mehr als 300,000 Mark abwerfen.

Von der wahrhaft großartigen Gastfreundschaft der Señora möge nur ein Beispiel Platz finden. Vor einigen Jahren befand sich der nordamerikanische Admiral Upshur in den chilenischen Gewässern, der mit seinen Offizieren von der Señora nach Santiago eingeladen wurde. In einem Extrazuge wurden die Gäste nach der Hauptstadt geholt, und was sie sich wünschten, stand ihnen zur Verfügung. In keinem Laden, Restaurant oder Theater nahm man ihnen Geld ab; Señora Cousino hatte sich die Rechnungen im Voraus erbeten!

Nicht selten kommt es vor, daß die Millionärin eines ihrer Schiffe mit allem Luxus ausstatten läßt und dann eine größere Gesellschaft zu einer Vergnügungsfahrt an der Küste oder nach benachbarten Inseln einlädt. Freude und Lust um sich herum ist ihr Bedürfniß. O. v. B.

Ein guter Schuß. — Alexander Dumas hatte eines Tages mit einem Dragonerlieutenant einen heftigen Streit, und nur Blut konnte nach den Anschauungen der „Gesellschaft" die gefallenen Beleidigungen abwaschen. Da aber Beide gleich gute Schützen waren, so kam man überein, das Loos entscheiden zu lassen, und der Verlierer sollte sich selbst erschießen.

Am nächsten Morgen trafen sich die beiden Gegner und Sekundanten in einem kleinen Restaurant bei Batignolles. Die Loose wurden gezogen, und Dumas verlor. Er nahm sein Unglück anscheinend ruhig auf, nahm von Allen tiefbewegten Abschied und vergab seinem glücklicheren Gegner mit rührenden Worten.

Hierauf nahm er das geladene Pistol in die Hand, trat ruhig in ein Nebenzimmer und schloß die Thür.



Die Anderen warteten athemlos den Knall ab, der das Ende der Tragödie bilden sollte. Endlich fiel ein Schuß. Aengstlich rannten sie zur Thür des verhängnißvollen Zimmers, als dieselbe plötzlich aufgerissen wurde, und der vermeintliche Todte, die rauchende Waffe in der Hand haltend, auf der Schwelle erschien.

„Denken Sie sich das Unglück, meine Herren,“ rief er, „ich habe mich gefehlt.“ L—n.

Eine Antwort Voltaires. — Satirische Gedichte auf den Regenten Philipp von Orleans hatten Voltaire in die Bastille gebracht. Daselbst dichtete er seine Tragödie „Oedipus“, die bei der Aufführung großen Beifall erntete. Wieder freigeworden hatte er die Ehre, dem Regenten vorgestellt zu werden. „Seien Sie nur vernünftig,“ sagte dieser gnädig, „und ich werde für Sie sorgen!“

„Ich bin,“ erwiederte Voltaire mit einer tiefen Verbeugung, „Eurer königlichen Hoheit unendlich verbunden, nur bitte ich, die Sorge für Kost und Logis mir künftig selbst überlassen zu wollen!“ D.

Franklin's Neffe. — Benjamin Franklin besaß einen Neffen, der ein leichtsinniger Bursche war, trotzdem aber seines liebenswürdigen Wesens halber bei dem sparsamen Staatsmanne etwas galt. Eines Tages war William, dieser Neffe, abermals in Geldverlegenheit und nach Philadelphia gekommen, um dort die Hilfe seiner Bekannten und vornehmlich des gütigen Oheims in Anspruch zu nehmen. Er wandte sich mit der Bitte an den Onkel, ihm 60 Dollars zu leihen und dieser bestellte ihn auf den nächsten Tag wieder zu sich. Als der junge Mann am anderen Morgen erschien, fand er zu seiner Freude den Oheim mit Abzählen des gewünschten Geldes beschäftigt. Er griff sogleich nach einem auf dem Pulte liegenden Bogen Papier, um einen Schuldschein zu schreiben; allein Franklin nahm ihm das Blatt lächelnd aus der Hand und sagte: „Es ist genug an meinem Gelde, William; Du brauchst mein Papier nicht auch noch zu verschwenden.“ E. K.

Gefährlicher Enthusiasmus. — Maximilian Robespierre, unter den Schreckensmännern der französischen Revolution einer der schrecklichsten, hielt einst im Jakobinerklub eine Rede über Frei-

heit und Gleichheit, über die Rechte und Pflichten der Menschen. Die Begeisterung, der Enthusiasmus darüber waren so groß, daß, als der Redner ein Kabriolet verlangte, um nach Hause zu fahren, sieben junge Leute das Pferd ausspannten und den Tageshelden im Triumph durch die Straßen ziehen wollten. Robespierre sprang auf und hielt an das versammelte Volk eine zweite Rede über die Rechte und die Würde des Menschen, ließ die sieben jungen Leute verhaften, weil sie die Freiheit des Menschen, seine Würde mit Füßen getreten, sich zum Lastthier gemacht hätten — und, da sie deshalb nicht zu leben verdienten, vor das Revolutionstribunal führen; alle sieben wurden zum Tode verurtheilt. Die Geschichte ist vollständig wahr, und wäre sie auch nur eine unglaubwürdige Anekdote, so würde sie doch den in Verfolgung seiner Theorien fanatischen Mann, der gleich so Vielen seines Schlages aus dem blutgetränkten Boden der Revolution herausgewachsen war, trefflich charakterisiren. D—l.

Abgeführt. — „Ja, ja, glauben Sie mir, lieber Freund," sagte der alte geckenhafte Baron v. Champbercy zu Mirabeau, „ich habe in meinen jungen Jahren mancher schönen Frau den Kopf verdreht."

„Sie meinen doch so, daß sie ihn — wegdrehte?" versetzte Mirabeau lächelnd. L—n.



